This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

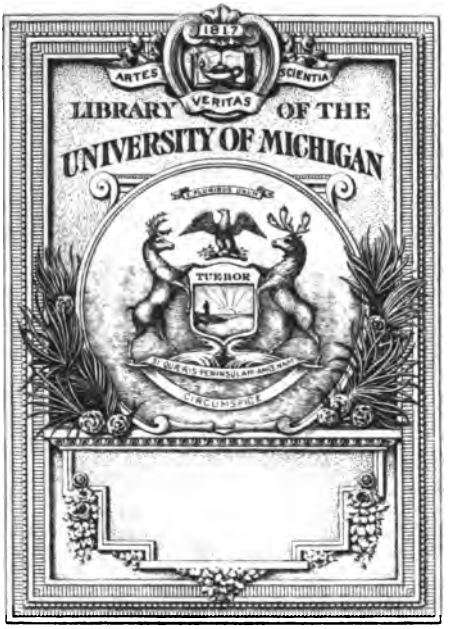
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

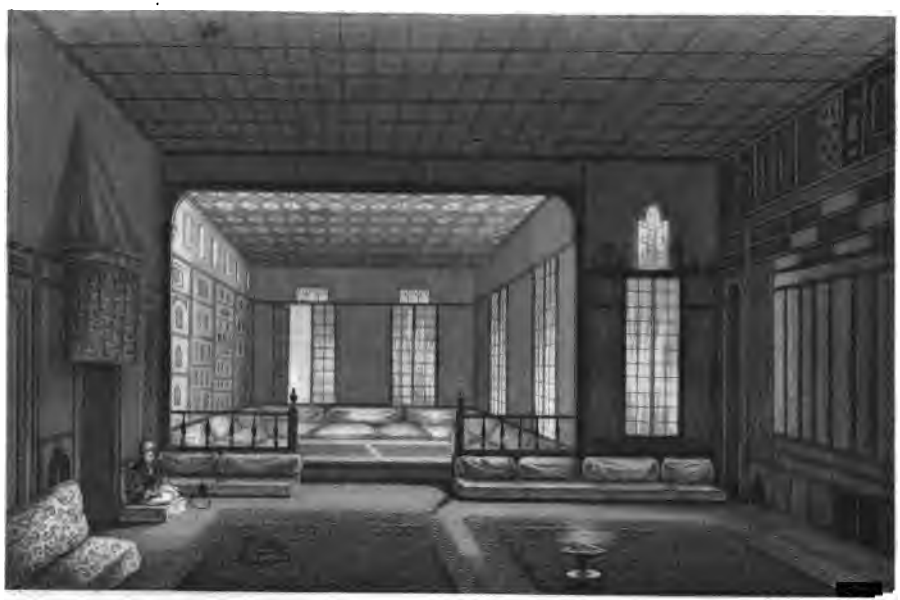
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

G
I
.T19



Rybi[illegible]

TÜRKISCHE GEMÄCHER.

Verlag von J. G. Calve in Prag.

Taschenbuch

zur Verbreitung

geographischer Kenntnisse.

Eine Übersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben

von

Johann Gottfried Sommer.

Für 1845.

(Dreiundzwanzigster Jahrgang.)

Mit 6 Stahltafeln.

Prag.
J. G. Calve'sche Buchhandlung.
1845.

Compl. sets.
Hiersem.
5-20-30
Q1747

Inhalt.

Seite.

Einleitung. Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen 1

I. Fellows Reisen in Klein-Asien 1

II. Die Insel Zanzibar und der Sultan von Mascat. Nach Ruschenberger 87

III. Dieffenbachs Reisen in Neu-Seeland 133

IV. Erinnerungen aus Esthland. Nach den Lettres from the Baltic, etc. 216

V. Zur Kenntniss von Montenegro. Nach Boué, Robert, Karadschitsch etc. 277

VI. Harris Gesandtschaftsreise nach Schoa 328

Stahltafeln.

I. Das Innere eines türkischen Karawanserais. (Aus Fellows Reisen.) Zu S. 10.

II. Das Innere eines türkischen Privathauses. (Aus demselben Werke.) Zu S. 40.

III. Felsengräber bei Myra. (Aus dems. Werke.) Zu S. 67.

IV. Ansicht des Berges Egmont auf Neu-Seeland. (Aus Dieffenbachs Reise.) Zu S. 158.

V. Karte von Montenegro (Cernagora) (nach einer Original-Zeichnung.) Zu S. 277.

VI. Der Pik von Mamrat, in Schoa. (Aus Harris Reise.) Zu S. 345.

ALLGEMEINE ÜBERSICHT
DER NEUESTEN REISEN UND GEOGRAPHISCHEN ENTDECKUNGEN.

(Fortsetzung und Ergänzung zum vorigen Jahrgange.)

Auch im verflossenen Jahre ist *Afrika* derjenige Erdtheil gewesen, dessen Erforschung vorzugsweise europäische Reisende beschäftigt hat. Die Leser finden am Schluss des vorliegenden Jahrganges einen Auszug des Wesentlichsten aus dem Berichte des brittisch-ostindischen Cap. *Harris* über seine Reise an den Hof des Königs von *Schoa*, die also nicht so erfolglos gewesen ist, als wir, auf ungenaue

Mittheilungen englischer Blätter gestützt, im vorigen Jahrgange, S. II., behaupteten*). *Harris* hatte, ausser dem, was er über abyssinische Zustände und Verhältnisse beobachten konnte, auch Gelegenheit, manches Neue über die noch unbekannten, südlich von Schoa gelegenen Länder des Innern von Ost-Afrika zu erfahren. „Die ältern arabischen Geographen" — heisst es in dem wahrscheinlich von *James Mac Queen*, der auch die Karte gezeichnet hat, bearbeiteten geographischen Theile des Werkes, namentlich Cap. IX. des III. Bandes, — „reden von grossen Flüssen, welche von dem hohen Gebirgslande südlich vom Bahr el Azrek (dem Blauen Flusse oder östlichen Nil), herabkommen und dem indischen Ozean zuströmen, und es ist

*) In einem Artikel des *Foreign Quart. Review*, April, 1844, welchen das *Ausland* Nr. 127 u. ff. mittheilt, wird geklagt, dass *Harris* nichts über die *politischen* Verhältnisse Schoas zu Frankreich und England gesagt habe. Er erklärt aber S. IX. der Einleitung, dass ihm „als einem öffentlichen Beamten" der Ostindischen Compagnie „die Freiheit der Feder beschränkt worden sei."

merkwürdig, dass sie einen derselben als den „Pygmäen-Fluss“ bezeichnen. Die Portugiesen waren die nächsten, welche vor etwa 200 Jahren dieses Flusses erwähnten, und jetzt hat die erweiterte Kenntniss der abyssinischen Hochlande auf Spuren des Ursprunges und Laufes desselben geführt, welche bald zur Ausfüllung der grossen Lücke, die das östliche Afrika nördlich vom Aequator darbietet, beitragen werden. Der *Gotschob* entspringt den Beschreibungen zufolge auf dem grossen Hochlande (zwischen 6° und 9° nördl. Br.), welches, wie man jetzt weiss, die Wasserscheide zwischen den in den *Indischen Ozean* und den theils in den *Bahr el Abiad* (Weissen Nil), theils mehr südlich in das *Atlantische Meer* gehenden Flüssen bildet. Fünfzehn Tagreisen südlich von *Enarea* empfängt der *Gotschob* unterhalb eines Sees, zu welchem sein Bett sich erweitert hat, den ansehnlichen *Omo*, welcher jenseits *Tufti* in *Susa Makotsch* entspringt, und eine halbe Tagreise weiter von der

Mündung des Letztern macht der Fluss den staunenswürdigen mehre Meilen weit hörbaren Fall *Dumbáro*, setzt dann seinen Lauf in südöstlicher Richtung fort, bildet die südliche Gränze von *Zingero* und ergiesst sich endlich ins Meer. Es ist höchst wahrscheinlich, dass dieser Fluss einerlei ist mit dem *Kibbie* (oder *Kibber*) der besten bisherigen Karten, welcher als ein aus Nordwesten kommender und das Meer bei der Stadt *Juba*, unter dem Aequator, erreichender gleichfalls *Juba* (*Dschuba*) genannter Fluss beschrieben wird. Wäre diess nicht der Fall, so könnte nur der *Quilimancy* (*Quilmance*), dessen Mündung 4° weiter südlich, zwischen *Patta* und *Malinda*, liegt, die Fortsetzung des Gotschob seyn; aber was man von dem Quilimancy weiss, spricht nicht für diese Annahme."

....."Die 5° nördlich vom Aequator, in der Nachbarschaft der Küste wahrnehmbaren Meeresströmungen deuten auf einen grossen Fluss hin, der sein Wasser in den Ost-

lichen Ozean ergiesst. Während des Monsun im August und September erreichen diese Strömungen eine solche Stärke, dass sie ein Schiff täglich an 120 Meilen treiben und den unerfahrnen Segler einem Schiffbruche an der Insel Socotra aussetzen, während sie vor und nach den tropischen Regen kaum bemerkbar sind. Wenn aber der Monsun die einzige Ursache der Strömungen wäre, so müssten diese an allen dem südwestlichen Monsun ausgesetzten Küstengegenden dieser Breiten Statt finden; sie werden aber, wie gesagt, nur unter beiläufig 5° nördl. Br. beobachtet und nur zu der Zeit, wo der Fluss von den tropischen Regen im innern Hochlande sehr angeschwellen seyn muss."

„Ueber *Zingero* hinaus und beträchtlich weiter abwärts liegt das Königreich *Kutscha* zu beiden Seiten des *Gotschob*, mit starker Bevölkerung und zahlreichen Städten, worunter *Laadé*, *Seylo*, *Umpho*, *Gulta*, *Aara* und *Wandscho*, alle am nördlichen Ufer, die vornehmsten. Die Be-

wohner sind *Gallas*, und ihr König, *Boscha*, der Sohn *Laadè's*, führt als Titel den Namen seines Streitrosses *Abba Wabotu*. Alle Volksklassen tragen bunte Kleidungsstoffe, besonders rothe, blaue und weisse. Grosse zinnerne Ohrringe bilden den Putz der Männer, silberne Arm-, Hals- und Knöchelbänder den Schmuck der Weiber, welche ihr Haar in lange Zöpfe flechten. Beide Geschlechter sitzen gut zu Pferde. Letztere sind, so wie Maulesel, zahlreich und von gutem Schlage. Die Sättel sind mit rothem, aus der Fremde eingeführten Leder überzogen. Man baut alle tropischen Getraidearten, bereitet Bier und Meth und gewinnt ungemein viel Honig. In üppiger Fülle bringt der Boden allerlei Spezereien, wohlriechende Hölzer und aromatische Kräuter, nebst Kaffeh, Thee, Ingwer, Muskatnüssen und Orangen hervor. Auch Edelsteine werden gefunden und an die weissen Männer vertauscht, welche Schuhe, Beinkleider und Hüte tragen, gelbe Haare haben, und mit ihren Waaren dreissig Tag-

reisen weit vom Meere her kommen. Sie bringen blauen Kaliko, Zitz, Pfeffer, Tabak, Kupfer, Messerschmiedt-Waaren und „Feuerwasser", und tauschen dafür Sklaven, Elfenbein, Spezereien und Gold ein, welches Letztere in grosser Menge aus *Douro* gebracht wird. Da besonders Sklaven sehr gesucht sind, so führt *Boscha* einen immerwährenden nur durch die Regenzeit unterbrochenen Krieg mit allen umliegenden Stämmen. Die *Dannagem* und die *Danna-Urkeschul-Gallas* werden jedes Jahr überfallen, eben so die *Mali Gallas*, ein mit Bogen und Pfeilen bewaffnetes Volk, welches Brunnen gräbt, sich hinter Bambus-Palissaden verschanzt und spitzige Pfähle in die Erde steckt, um die Kutscha-Reiter abzuhalten, deren Pferde, weil man sie das ganze Jahr unter Dach hält und reichlich füttert, sehr vortrefflich sind. Mörder werden in derselben Weise gestraft, wie sie ihr Schlachtopfer getödtet haben, und zwar durch den nächsten Verwandten desselben; alle Diebe aber und

sonstige Verbrecher, so wie die Armen, werden an die weissen Kaufleute verkauft. Auch kommen unermessliche Haufen von Sklaven beiderlei Geschlechts durch die *Douro*-Gallas den *Gotschob* herab, auf bewaffneten Flössern, die von 6 bis 8 Personen geführt werden. Dieser Fluss ist überhaupt die einzige Handelsstrasse. Er empfängt im Königreiche Kutscha zwei grosse Zuflüsse, den im Lande der *Gama-Gobo* entspringenden *Toritsch* und den von den *Ara-Gallas* kommenden *Tito*. Er ist sehr breit und wasserreich, hat aber, die Regenzeit ausgenommen, nur einen langsamen Lauf. Unter den wilden Thieren des Landes sind zahlreiche Flusspferde und Elephanten, so wie der *Gimdschah*, oder Baumtiger, zu bemerken. Letzterer ist besonders häufig an den Flussufern und wird eben so sehr wegen seiner Wildheit gefürchtet, als seines schönen Felles halber geschätzt. Die Fahrzeuge der Eingebornen erreichen das Meer in fünfzehn Tagen. Elfenbein, Sklaven, Kaffeh und viele an-

dere Waaren kommen unablässig von den weiter am Strome aufwärts wohnenden Stämmen herab', aber die Weissen gehen nicht über Kutscha hinaus, so wie andererseits die Stämme des Innern nicht bis zum Meere hinabfahren."

„Der *Gotschob*, dessen Entdeckung sowohl für die Erdkunde als die Ausbreitung des Handels wichtige Vortheile verspricht, ist vielleicht das *Bahr Gamo* (*Bárgamo*) das „Grosse Wasser", über welches die Galla-Horden, nach ihrer eignen Aussage, aus dem Innern hervorgebrochen, als sie, von unbekannten Völkern noch unerforschter Länder im XVI. Jahrhunderte nordwärts getrieben wurden und in Abyssinien einfielen. Sie haben in ähnlicher Weise, wie zur Zeit der Völkerwanderung die Barbaren im Römischen Reiche, Finsterniss und Unwissenheit im Gefolge gehabt, waren aber nicht im Stande das Christenthum zu vertilgen. Jetzt wird in den vom *Nil*, *Hauasch* und *Gotschob* umgränzten Ländern nur die Galla-Sprache gesprochen,

während südlich vom letztgenannten Flusse die eingedrungenen Völker ihre Sprache vergessen und sich gänzlich mit den Ureinwohnern verschmolzen haben.“....

Neuern Berichten zufolge hat der brittische Schiffslieutenant *Christopher* an der *nordöstlichen Küste* von *Afrika* einen neuen und ansehnlichen Fluss entdeckt und ihn dem politischen Agenten in Aden zu Ehren *Haines-Fluss* genannt. Er fliesst bis unter 1° 40′ nördl. Br. und 44° 35′ östl. L. (von Greenwich), an einem Orte, welcher *Gahwen* heisst, wo er auf eine Strecke von 45 (engl.) Meilen etwa bis *Barawa* parallel mit der Küste läuft, sich dann ein wenig landeinwärts wendet und in einen See fällt, der keinen bekannten Abfluss hat. Der Fluss entspringt allem Anscheine nach am Fusse des südlichen Abhanges des grossen abyssinischen Hochlandes. Lieut. *Christopher* fand das Land am Flusse, so weit er es untersuchen konnte, sehr fruchtbar und stark bevölkert. Längs der Küste gab es steinerne Häuser, wahr-

scheinlich Reste altportugiesischer Niederlassungen *).

Im vorigen Jahrgange haben wir S. III. bis XIV. Nachricht von Dr. *Beke's* Reisen im *südlichen Abyssinien* und von dessen Ankunft zu *Dima* in der Provinz Godscham gegeben. Eine Fortsetzung seines Berichts über den weitern Verlauf seiner Forschungen wurde in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 13. Nov. 1843 vorgelesen. Der gesetzlose Zustand des Landes, welchen die fortwährenden innern Kriege herbeiführen, hielt den Reisenden bis zum 20. Jänner 1842 in *Dima* zurück. Da der Dedschesmatsch, der Beherrscher von Godscham und Damot, endlich hieher zurückkehrte, so wurde *Beke* angewiesen, in seiner Begleitung nach *Dembetscha* vorwärts zu gehen. Der Weg führte anfangs westlich, dann südlich auf eine hohe Bergkette, *Talbawaha* genannt. Man hatte diese als mit

*) *Lit. Gaz.*, 1844, Januar, Nr. 1410, S. 61.

ewigem Schnee bedeckt geschildert, aber *Beke* fand, als er sie später überstieg, statt des Schnees nur starken Reif. Das durchreiste Land ist, wie der grössere Theil von Godscham, eine weite Grasfläche und Weide für zahlreiche Heerden, aber fast ohne Bäume und sehr schwach bevölkert und angebaut. Der kegelförmige Berg *Debiet*, welcher frei aus der Ebene emporsteigt, ist weithin im Lande sichtbar. Mehre Bäche und Flüsse wurden überschritten, die vom Gebirge kommen und südwärts dem *Abai* zuströmen. Am 24. Jänner verliess man, in nordwestlicher Richtung fortgehend, Godscham und betrat die Provinz *Damot*. Letztere ist sanft gewellt, hat zahlreiche, schöne und grosse Waldbäume und ist auch viel stärker bevölkert als Godscham. Ueber den 30 Fuss breiten und 2 Fuss tiefen Fluss *Godieb*, so wie über den *Tamtscha* und *Gudela*, kam man, am 27. Jänner, nordwärts fortgehend, nach *Dembetscha*, einer grossen Stadt, welche aber der Dedschesmatsch

selbst nicht betrat, doch ihm eine Wohnung darin anweisen liess, woselbst er so lange verweilen sollte, bis der Dedschesmatsch von einem Kriegszuge nach dem Norden zurückkommen würde. *Dembetscha* hat mehre 1000 Einwohner, eine Kirche zum heil. Michael, und treibt starken Handel; jede Woche ist grosser Markt, den die zwischen *Baso* und *Gondar* handelnden mohammedanischen Kaufleute besuchen, die zum Theil auch in einem nahegelegenen Dorfe wohnen.

Nach fünf Wochen und wiederhergestellter Ruhe im Lande kam der Dedschesmatsch nach Dembetscha zurück und Dr. *Beke* durfte jetzt nordwestlich nach *Agaumider* und zu den Quellen des *Abaï* reisen, worüber er einen zweiten Bericht, aus *Kanyaras* vom 19. April 1842 datirt, mittheilt. Er verliess Dembetscha am 8. März in Gesellschaft der *Oizoro Wolletta Georgis*, einer Tochter des Dedschesmatsch, welche sich zu ihrem Gemahl, *Dedschatsch Baria*, Gouverneur der Provinz *Agaumider*,

begab. Die Reise ging zuerst durch eine schöne Gegend, welche mit ihren zahlreichen Bäumen und weidenden Heerden eher einer englischen als einer afrikanischen Landschaft glich. Im ersten Nachtlager sah Beke beim Dorfe *Yewcrada* zum ersten Male eine Pflanzung des von *Bruce* beschriebenen *Ensete* (*edule*)*). Am nächsten Tage ging es steil hinab in das Thal des Flusses *Bir*, welches öftern Einfällen der *Amuru-Gallas*, die das jenseitige Ufer des Abai bewohnen, ausgesetzt ist. Die Fortsetzung der Reise führte durch eine Reihe fruchtbarer Landstrecken, von verschiedenen Bächen durchschnitten, welche durch eine Menge künstlicher Kanäle zur

*) Dieses bis jetzt nur in Abyssinien, westlich vom Nil, in Sümpfen und Niederungen gefundene Gewächs ist mit dem Pisang (*Musa*) verwandt. Der einige Fuss hohe krautartige Stamm ist fast das einzige Nahrungsmittel der dortigen Einwohner. Man schneidet ihn über den Wurzeln ab, schält das Grüne weg, bis das Weisse kommt, welches man wie Rüben kocht und mit Milch und Butter isst. Die Frucht ist nicht essbar. (*Oken's Lehrbuch der Naturgeschichte.* Jena, 1835. II. Theil, 2. Abthl. 1. Hälfte, S. 706).

Bewässerung der weitläuftigen, mit allen Arten nützlicher Gewächse bedeckten Felder verwendet werden. Ueber *Burie*, eine vormals durch Handel blühende, jetzt verfallne ansehnliche Stadt, und *Debelin*, die vornehmste Stadt des Bezirks *Wambárrema* (*Umbarma*), erreichte *Beke* den *Abai* im Lande *Schinascha* (dem *Chinchen* der Portugiesen), welches sich zu beiden Seiten des Flusses erstreckt. Obschon alle Einwohner dieses Theils der Provinz Damot das Amharische verstehen, so ist doch ihre Muttersprache das *Agawi*, ein rauhes Kehl-Idiom, von welchem *Beke* ein Wörterverzeichniss sammelte. Die Gebirge dieses Landes sind vulkanischer Natur und bestehen aus einer Menge Kegel und Kuppen, unter welchen einer, Namens *Fudi*, weit über die andern emporragt. Nach Ueberschreitung der Gränze kam die Reisegesellschaft nach *Bandscha*, der Residenz des *Dedschatsch Baria*, nur aus einigen Hütten für ihn und seine Familie bestehend, da die übrige Stadt durch Krieg

zerstört worden war. *Beke* verweilte hier eine ganze Woche und besuchte in dieser Zeit ein von den merkwürdigen *Falaschas* bewohntes Dorf. Dieses Volk, dessen Sprache sehr mit der Agau-Sprache übereinkommt, stammt, nach eigner Aussage, von den zehn Stämmen Israels ab; aber sie haben keine Kenntniss von ihrer Geschichte. Auch benutzte Beke seinen Aufenthalt in Bandscha zu einem Ausfluge über die westliche Gränze der Provinz nach dem Marktflecken *Tschughai*, im Bezirk *Matakkel*, gegen das Thal des Abai, welches von *Schankalas* oder heidnischen Negern bewohnt ist. Es war eben Markttag und sein Erscheinen brachte, da man hier noch nie einen Weissen gesehen, die ganze Bevölkerung in Aufruhr, so dass er genöthigt war, bald wieder fortzugehen. Besonders zeigten die Neger, obwohl grosse und starke Männer, mit Lanzen und Messern bewaffnet, die grösste Furcht, indem sie davon liefen und sich hinter Hecken und Gebüschen versteckten. Sie waren unbe-

kleidet und trugen nur ein Stück Elephantenhaut um die Hüften, worin das Messer steckte; ein anderer Gurt von Baumrinde war zwischen den Beinen durchgezogen. Diese *Schankalas* bilden die Sklaven-Bevölkerung von *Agaumider*; darüber hinaus, südwärts, wohnt ein Galla-Stamm, *Wambera* genannt; nördlich von den Schankalas ist der Bezirk *Gindschar*, von mohammedanischen Negern bewohnt, welche ein verdorbenes Arabisch sprechen. Dieses Gindschar scheint das *Aburamla* der bisherigen Karten zu seyn. Die Einwohner von Agaumider halten es nicht für sündlich Sklaven zu verkaufen, während die übrigen Christen in Abyssinien aus religiösen Bewegungsgründen diesen Handel vermeiden. Am 21. März kehrte *Beke* von Bandscha nach *Dembetscha* zurück, aber auf einem nordwärts vom vorigen gelegenen Wege, weil er die Quelle des *Abaï* besuchen wollte, die seit *Bruce* (1768) noch von keinem Reisenden, wenn auch gesehen, doch nicht wieder beschrieben worden ist.

Beke schildert die Stelle als ein sumpfiges Stück Land, mit Gras und Schilf bewachsen und theils von mässig grossen Bäumen, theils von Gesträuch umgeben; in der Mitte wurde ihm ein Fleck als die Quelle des Abai bezeichnet. Anfangs war dieser Fleck kaum von dem übrigen Sumpfboden zu unterscheiden; bei näherm Hinzutreten aber erkannte man durch den Schilf in einer Vertiefung eine kleine Wassersammlung von einem Fuss im Durchmesser, welche, wenn man sich auf ein Stück Rasen dabei niederkniete, bequem mit der Hand erreicht werden konnte. Nordnordwestlich von der (angeblichen) Hauptquelle etwa 5 Yards, zeigte man dem Reisenden eine zweite Quelle; zwischen beiden war ein kleines Stück trocknen Bodens, das Uebrige aber Sumpf. Er fragte nach einer dritten, aber man sagte ihm, es gebe keine weitere. Bei einem spätern Besuch, am 23. Dez., gegen das Ende der Regenzeit, fand er die Stelle ziemlich verändert. Der Boden war so mit Wasser gesättigt, dass man

nicht, ohne bis über die Knöchel einzusinken, zu den Quellen kommen konnte. Ohne Zweifel ist an einen regelmässig abgegränzten Quellenbezirk in Bezug auf einen so mächtigen Fluss wie der *Nil* nicht zu denken. Der Fluss entspinnt sich, wie jeder andere, aus einer *Menge* Quellen und Wasseradern, an denen die sumpfige Gegend reich ist, und nur die grössten, welche auch in der trocknen Jahreszeit nicht versiegen, hat das fromme Alterthum für die eigentlichen oder Hauptquellen erklärt. *Beke* wurde vom Priester der nahen Kirche zu *St. Michael* begleitet, welcher das Kreuz mitbrachte und die Quelle einsegnete, ehe er ihm von dem Wasser zu trinken gab. Er erzählte dem Reisenden von verschiedenen Gebräuchen, welche augenscheinlich aus der heidnischen Zeit herrühren, wo man der Quelle noch religiöse Verehrung bezeigte. Namentlich wird jährlich ein Ochse hier geschlachtet, von dem man das Blut in das Wasser laufen lässt und auch den Kopf und die Hörner

hineinwirft. Die Tiefe der Quelle betrug neun Fuss; die letzten zwei waren Schlamm. *Beke* bestimmte die geographische Breite zu 10° 57′, also nur wenig von *Bruce* (10° 59′ 10″) abweichend. Das benachbarte Haus des Priesters liegt nach *thermometrischer* Bestimmung, 8520 (engl.) Fuss über dem Meere. (*Bruce* gab die Höhe in runder Zahl mit 10000 Fuss an). *)

In der Sitzung der erwähnten Geographischen Gesellschaft vom 11. Dez. 1843 wurde von demselben Dr. *Beke* ein Aufsatz *„über die Länder südlich vom Flusse Abaï"* vorgelesen. Der Verf. hatte eine Karte beigelegt, welche diese zwischen 6° bis 10° Br. und 35° bis 39° östl. L. (von Greenwich) gelegenen Länder darstellte. Er bemerkte dazu: „Wie viel Irrthümer sie auch enthalten mag, so ist sie doch der erste Versuch, die Gegenden südlich vom Abaï in eine Art von Form

*) *Literary Gazette*, 1843, Nr. 1401, S. 768 und 764.

zu bringen.“ Nach einer allgemeinen Schilderung des *Galla-Hochlandes* so wie einzelner Theile desselben, als *Nenno*, *Guma*, *Techelea*, *Sibu* und *Wallégga*, spricht der Verf. von einem sehr grossen Walde zwischen *Wallégga*, *Guma*, *Gera* und *Káffa*, durch welchen die nach Kaffa bestimmten Karawanen ziehen müssen. Nach der Aussage der Kaufleute ist er so dicht, dass kein Sonnenstrahl eindringen kann, und man braucht 4 bis 5 Tage, um ihn zurückzulegen. Er enthält die Quellen der Flüsse *Gotschob* (*Godecheb*), *Gaba* und *Dedhesa*, so wie des *Gibbi* (*Kibbie?*) von *Enárea*..... Das Königreich *Enárea* wird von dem mohammedanischen König *Ibsa* beherrscht, welcher mehr unter dem Namen *Abba Bógibo* (d. h. Herr oder Besitzer des *Bogibo*, wie sein Lieblings-Streitross heisst) bekannt ist. Das Land ist durch seinen Kaffeh berühmt, von dem es in der Umgebung von *Sakka*, der Haupt- und vornehmsten Handelsstadt des Landes, ganze Wälder giebt, worunter Stämme von 2 bis 3 Fuss Durch-

messer, dergleichen sonst nirgends, wo Kaffeh gebaut wird, zu finden sind. Die Aerndte beginnt im Dezember. Man verkauft ihn nach Maulthier-Ladungen, jede zu einem Thaler (Dollár, spanischen Piaster oder auch vielleicht Marientheresien-Thaler). Die Einwohner von *Enarea* sind die gesittetsten aller Galla-Länder. — Westlich an Enarea gränzt *Guma*, wo *Abba Rebu* regiert. Der in allen diesen Ländern herkömmliche Gebrauch, bei der Bestrafung eines Verbrechers seine ganze Familie zu verkaufen, herrscht in Guma in höherm Grade als anderswo. — *Further* (oder *Káka*) *Dschimma* wird von *Sanna* (mit dem Beinamen *Abba Dschifar*), dem mächtigsten aller Gallafürsten, beherrscht. — In *Dschándschero* geht der Despotismus so weit, dass alle jungen Männer, die nicht zur königlichen Familie gehören, in irgend einer Art verstümmelt werden, um sie dadurch unfähig zu machen, nach der Regierung zu streben. Nur die Gärber und andere geringe Kasten sind davon

ausgenommen, weil das Volk, wenn sie auch der Regierung sich bemächtigen sollten, ihnen ohnehin nicht gehorchen würde. Die Bewohner von *Dschandschero* sind Heiden und von den Gallas verschieden, haben auch eine abweichende Sprache. Sie nennen ihr Land *Yángaro; Dschandschero* ist der Name, welchen ihm die Gallas geben, so wie *Zindschero* der abyssinische (oder amharische). — *Kaffa* ist ein grosses und mächtiges christliches Königreich, dessen Herrscher, Namens *Tháto*, sich rühmt, von der kaiserlichen Familie Aethiopiens (dem Salomonischen Hause, s. unten Harris Reise) abzustammen. Seine Hauptstadt ist *Bonga*. Das Land hat 6 oder 8 Kirchen, welche, wie in Abyssinien, sehr zerstreut liegen. Eine davon, 7 Tagreisen von Bonga entfernt, ist die Begräbnissstätte der königlichen Familie. Man hält es in Kaffa, wie in Dschándschero u. a., für unschicklich, Körnerfrüchte irgend einer Art zu essen. Die gewöhnliche Pflanzennahrung ist *Ensete* (s. oben), welches

stark angebaut wird. Von Thieren wird nur der Ochs gegessen. Leder wird nicht getragen. Die höhern Klassen kleiden sich in Baumwollen-Stoffe und die ärmern machen Gewebe aus den groben Fasern der Ensete-Pflanze. Der Zibeth der abyssinischen Märkte kommt hauptsächlich aus *Kaffa*, welches Land auch *Kaffeh* (der davon sogar den Namen haben soll), *Tschaat* (Thee) und *Korarima* (eine Art *Coriandrum*) hervorbringt; alle diese Waaren gehen über Massaua (wohl auch über Tadschura, etc.?) nach Indien. Kaffa hat keine trockene Jahreszeit. — *Suro*, westlich von Kaffa, wird von heidnischen Negern bewohnt, welche sich zwei Vorderzähne ausreissen und in die durchstochene Unterlippe einen hölzernen Pflock stecken. Noch weiter westlich und nordwestlich von Kaffa sind andere *christliche* Länder, die sich tief ins Innere von Afrika, bis zum Flusse *Baro* erstrecken. Noch über den Baro hinaus soll der ursprüngliche Stammsitz der Gallas gewesen seyn, aus

welchem sie im XVI. Jahrhunderte unter dem furchtbaren Eroberer *Graan* hervorbrachen. — *Dóko* soll, dem Missionär *Krapf* zufolge, der seine Mittheilungen von einem Sklaven empfing, von einem *Pygmäen*-Volke bewohnt seyn. Dr. *Beke* hörte nichts dieser Art und ein anderer Reisender, *Abbadie*, beschreibt die Bewohner von Dóko sogar als sehr grosse und muskelkräftige Leute. Auch hat ihre Sprache einige Aehnlichkeit mit der von *Worátka*, die laut den Wörterverzeichnissen des Dr. Beke mit der von *Wolámo* und *Kaffa*, so wie mit der noch in einem Theile von Damot, nördlich vom Abai, gesprochenen *Gonga*-Sprache verwandt ist. — Der Rest des Aufsatzes von Beke verbreitete sich noch über die Länder *Kutscha* (Kutschasch), *Woratta*, *Wolaïtza* (oder *Wolámo*), *Siékka* etc. etc. und schloss mit Nachrichten über die von der südlichen Fortsetzung des äthiopischen Hochlandes nach Nordwesten und Südosten strömenden Flüsse *).

*) *Ebendas.*, Nr. 1404, S. 313 u 641.

Wenn Abyssinien nicht bald unter die am besten bekannten Länder des Erdbodens gehört, so ist europäische Nachlässigkeit gewiss nicht Schuld daran. Der Franzose *Lefevre* ist im letzten Winter von dort zurückgekommen und wird vermuthlich seine Reise drucken lassen. Auch ein Engländer, *Parkyns*, ging im Jahre 1843 über Aegypten nach Abyssinien. Er schrieb von Massaua, sein Plan sei, durch das Land der *Gallas*, südlich von *Schoa*, zu den Quellen des *Weissen Nils* vorzudringen, dann über *Darfur* den *Niger* aufzusuchen und auf diesem Flusse in den Busen von *Benin* hinabzufahren. Denselben Plan hat auch der in den vorigen Jahrgängen unsers Taschenbuches erwähnte Franzose *Rochet d'Héricourt* *).

Die Gesellschaft *preussischer* Gelehrten und Künstler, welche unter Leitung des Prof. Dr. *Lepsius Aegypten* in Hinsicht auf Alterthumskunde durchforscht **),

*) *Ebendas.*, 1844, Märzheft, Nr. 1417, S. 176.

**) S. den vorigen Jahrgang, S. XXXIX. u. ff.

war im Nov. 1843 bis *Korusko* (in Nubien, am rechten Ufer des Nil, 24 geogr. Meilen südsüdwestlich von Syene, unter 23° 41′ Br.) vorgedrungen. Frühern Nachrichten aus *Sakkara* vom 16. März dess. J. zufolge hatte die Expedition bis zu dieser Zeit mehr als fünf Wochen lang am Rande der Wüste hinter dem genannten Dorfe gelagert. Die ganze dortige Gegend, von *Aburawasch* bis *Daschur*, ist eine einzige grosse Begräbnissstätte, mit Pyramiden und andern Grabgebäuden, Alles mehr oder weniger verfallen und grösstentheils unter tiefem Sande begraben. Die grössten und ältesten Gräber bestehen aus solidem Mauerwerk und manche enthalten mehre Abtheilungen, die mit Malereien und Skulpturen verziert sind. Andere nicht minder alte Denkmähler dieser Art haben nur Eine Abtheilung, deren vornehmste Skulpturen aus einem einzigen Blocke des schönen weissen und festen Gesteines gearbeitet sind, welches am jenseitigen Ufer des Nils gebrochen worden. In einer andern Ge-

gend scheint eine Gruppe von Gräbern der achtzehnten Dynastie anzugehören. Die Wände sind inwendig mit dicken Steinplatten, auswendig mit groben Backsteinen überzogen. Die zweite Klasse, namentlich die Brunnengräber (*Well-tombs*) sind in einer gewissen Gegend besonders zahlreich, und scheinen entweder aus der Zeit der Dynastie *Psammetich* oder aus der *Ptolemäischen* und *Römischen* Periode zu stammen. Gewöhnlich sind es vierseitige tiefe Schachte von rohem Mauerwerk, welche zu einer mit dem beschriebenen schönen weissen Gestein belegten und mit Skulpturen verzierten Kammer führen. Die dritte Klasse, oder die in den Felsen gehauenen Gräber haben den Eingang an der senkrechten Wand des Felsens und gehören ebenfalls in die Psammetichsche Periode. Sie sind aber, wegen der lockern Beschaffenheit der Felsmasse, gänzlich verfallen oder absichtlich zerstört und zum Bau benachbarter Häuser, Dämme etc. verwendet

worden *). Am 19. Mai verliess die Expedition das Lager von Sakkara und begab sich weiter südwärts nach dem Thale *Fayum* und dem berühmten *Labyrinth*. Von den Untersuchungen früherer Gelehrten, wie die der *französischen* Expedition unter Bonaparte und die spätere von *Belzoni*, hat nur die letztere wissenschaftlichen Werth. In Bezug auf den See *Birket el Kerun* (den *Möris* des Alterthums) wurde das Ergebniss von *Linants* Forschungen bestätigt, dass dieser See ein künstliches Bassin gewesen, das sein Wasser aus dem Nil durch den Josephs-Kanal (*Bahr el Jussuf*) erhalten habe. Gegenwärtig ist der Boden dieses ehemaligen Sees eine schwarze und unfruchtbare Fläche und hat sich so erhöht, dass um ihn wieder zu füllen, was allerdings für das umliegende Land wohlthätig seyn würde, neue Arbeiten unternommen werden müssten. Die

*) *Lit. Gaz.*, 1843, Nr. 1378, S. 819.

hiesigen fruchtbaren Fluren empfangen ihr Wasser durch den Bahr el Jussuf *).

Ueber das *südliche Afrika*, namentlich das *nördliche Capland*, zwischen 26° bis 31° südl. Breite und 26° bis 30° östl. Länge (von Paris) haben zwei französische Missionäre, *Arbousset* und *Daumas*, schätzbare Beobachtungen und neue Entdeckungen gemacht. Sie verliessen im März 1838 ihre Station *Morija* (29° 38′ südl. Br. und 26° 12′ östl. L.) und kamen am 11. Mai dess. J. wieder dahin zurück. Die von ihnen zu Paris herausgegebene Beschreibung dieser Reise, von welcher die Zeitschrift *Ausland* eine Uebersicht giebt **), enthält sehr umständliche Nachrichten über die Völker der besuchten Länder, ihre Sprache, Sitten und Gebräuche, so wie

*) Nach *Berliner Blättern* vom Oktober 1843. Wir gedenken im folgenden Jahrgange einen umfassenden Artikel über die Expedition des Dr. *Lepsius* zu liefern. Das neueste und wichtigste Ergebniss derselben ist, dass er in *Meroe* eine *zweite Copie* der bekannten *Inschrift von Rosette* gefunden hat.

**) Jahrgang 1843, September, Nr. 244 bis 248.

zum Theil auch Bemerkungen über physische Geographie und Naturerzeugnisse; doch scheint die Naturgeschichte nicht die starke Seite der frommen Männer gewesen zu seyn. In der Gegend zwischen *Makossane* und *Buta-Bote*, wo ehemals die *Bassutos* wohnten, soll das *Platina*-Metall sehr häufig vorkommen. Die Missionäre sammelten kleine Bruchstücke davon, die sie nach Paris schickten. „Die *Betschuanas*“ — erzählen sie — „zerreiben (!) dieses Metall zwischen zwei sehr harten Sandsteinen, mischen Kohlenstaub und Fett darunter und reiben sich die Haare damit ein.“ — Weiter ostwärts näherten sich die Missionäre den *Mairmos* oder menschenfressenden Betschuanas. „Der Anblick dieser schwarzen Menschen,“ — sagt *Arbousset*, — „deren blutdürstige Gewohnheiten wir kannten, war nicht geeignet uns zu beruhigen. Ihre durchdringenden wilden Blicke, ihr scharfes Geschrei, als sie unser ansichtig wurden, das darauf folgende finstere Schweigen, die Keulen, die Aexte, die

Sagayen, mit denen sie bewaffnet waren, flössten Schrecken ein. Unser Führer rief ihnen zu, der Weisse sei ein Freund *Moschische's.*" Der Name dieses gefürchteten Häuptlings war die mächtigste Empfehlung. Der Vorschlag, eine Mission bei ihnen zu errichten, wurde sehr freudig aufgenommen. Das Land, das die Marimos bewohnen, ist gesund, fruchtbar und wohl bewässert. Sie bilden einen Stamm von etwa 4000 Köpfen und waren ehemals gefürchtete Nomaden. Seit 12 Jahren haben sich ihre Sitten gemildert. Sie fangen an Getraide zu bauen, Viehzucht zu treiben und Verbindungen mit ihren Nachbarn einzugehen. Nur insgeheim speisen sie noch Menschenfleisch. Der Stamm war ehemals reich und mächtig und man kannte ihn unter dem Namen *Bafuking.* Sie wurden aber aus ihren Wohnsitzen nördlich von ihrem jetzigen Aufenthaltsort vertrieben, und die Noth machte sie zu Räubern und Menschenfressern. — Von grösserer Wichtigkeit sind die Nachrichten über das noch

von keinem europäischen Reisenden besuchte *Maluti-Gebirge* (gewöhnlich im Caplande die „blauen Berge" genannt), welches die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und dem Indischen Weltmeere bildet und sich der Ostküste bedeutend nähert. Der einheimische Name *Maluti* bedeutet „spitzige Gipfel", weil diese Form hier, abweichend von der gewöhnlichen Tafelform der südafrikanischen Gebirge, vorherrscht. Das Land der Vorberge, das man durchwandert, ehe man zu dem Mittelgebirge gelangt, ist wellenförmig und steigt allmählich an. Die Abhänge der Hügel sind fruchtbar und die Thäler mit dem herrlichsten Grün geschmückt. Einige besondere Kennzeichen deuten auf das Vorkommen von Eisen. Das hohe Gras der Thäler nährt eine Menge Thiere aus dem Antilopen-Geschlechte, die sich hier ununterbrochen vermehren, obwohl sie steten Angriffen von Menschen, Löwen und Panthern ausgesetzt sind. Das Klima ist gesund, das Wasser klar und in Fülle vor-

handen. Das Land hat eine viel geringere Bevölkerung, als es ernähren könnte. Vom Mokoto bis zum Oranje-Fluss (Gariep) d.h. auf einer Strecke von drei Längengraden oder 39 bis 41 geographischen Meilen, zählt man an der Westseite der *Malutis* kaum 45000 Menschen. Das Mittelgebirge zeigt einen verschiedenen Charakter. Die Felsen erscheinen in nahe beisammen stehenden Gruppen, lang fortlaufend, mit steilen, fast unzugänglichen Abhängen. Auf diesen Höhen findet man schönen Sandstein, Kies, Bergkrystall und Anzeichen von Marmor. Die Temperatur nimmt ab und der Pflanzenwuchs ist, wenn gleich noch schön, minder kräftig. In der höhern Region ist der Grund der Thäler Granit, aber die Spitzen der Berge bestehen aus einem grobkörnigen Sandstein von schmutzig grauer Farbe, was den Namen der „Blauen Berge“ veranlasste. Obgleich derselbe speciell dem nördlichen Theile zukommt und minder allgemein ist, als der der „Weissen Berge“, so hat er sich doch auf der Karte

erhalten. Das Gestein ist hier von einem starken und bittern, ein bis zwei Fuss hohen Grase, stellenweise auch von Gebüsch bedeckt. Im südlichen Theile ist die Vegetation reicher und mannichfaltiger. Vom Mai bis zum August (dem Winter der südlichen Halbkugel) ist der Gipfel der *Malutis* mit Schnee bedeckt, von Anfang Oktober bis Ende März von Regen überströmt, und während der zwei folgenden Monate furchtbaren Stürmen ausgesetzt. Im Winter ist die Kälte so gross, dass das Vieh und selbst die Hirten umgekommen sind. Der östliche Abhang des Gebirges zeigt eine Menge Terrassen, die sanft gegen das Indische Meer abfallen. Das Klima ist hier milder und der Pflanzenwuchs kräftiger und mannichfaltiger. Beide Abhänge sind von zahlreichen Heerden verschiedener Antilopen-Gattungen bevölkert; ferner findet man hier den Daman oder Klippendachs (*Hyrax capensis*), dessen Fleisch gegessen wird. Elephanten, Giraffen, Büffel und Rhinozeroten bewohnen nur die östlichen

Gegenden. Letztern ist auch eine Art *Acarus* eigenthümlich, welche die Boeren die Waldlaus (*Bosch luis*) nennen. Sie plagt Rindvieh, Pferde, Hunde, Ratten, Schildkröten und Menschen. Aus den Maluti-Bergen kommen westlich die Flüsse *Caledon* (*Moyokare* bei den Eingebornen), *Gariep* und *Namagari*, welche den Beobachtungen unserer Reisenden zufolge am Pokung-Berge entspringen, der (29° Br. und 28° östl. L.) am nördlichen Ende der Kette liegt und einen der höchsten Gipfel derselben (wahrscheinlich nicht unter 12000 engl. Fuss) bildet. Am Ostabhange des Gebirges entspringen der *Letuele*, welcher Flusspferde und Krokodile hegt, und 15 bis 20 Lieues weiter südlich der *Monuene*, beide ins Indische Meer gehend.

Zu *Asien* uns wendend melden wir zuvörderst die Rückkehr *Fellows* *) von seiner, im vorigen Jahrgange S. XCVIII.

*) So, und nicht *Fellowes*, wie die Londoner *Literary Gazette* und nach dieser mehre teutsche Blätter den Namen schreiben, heisst der Reisende. — Wir haben den Haupttheil

erwähnten, dritten Reise nach dem Thal des *Xanthus* in Lycien. Berichten aus *Malta* zufolge war er im April 1844 mit seinen Gefährten und der gemachten wissenschaftlichen Ausbeute glücklich im Hafen *Lavallette* angekommen. Da heftige Regengüsse und Ueberschwemmungen, welche die von der Expedition gebauten Brücken und Strassen zerstörten, alle weitern Nachgrabungen unmöglich gemacht hatten, so beschloss *Fellows* mit dem Gesammelten abzuziehen. Zu dem Ende erfolgte die Einschiffung auf der bei *Makri* liegenden Brigg *Medea*. Man brachte 20 Kisten mit Marmorn und Abgüssen an Bord; die 7 grössten aber, welche die kolossalen Theile des zersägten Chimära-Grabes und eines Hippogryphen-Bildes enthielten, mussten zurückbleiben und sollen später durch ein grösseres Schiff abgeholt werden. Unterwegs

---

dieses Jahrganges mit einer grössern Uebersicht der Tagebücher seiner zwei frühern Reisen, in den Jahren 1838 und 1840 eröffnet.

legte *Fellows* in *Rhodus* an, um dem Pascha, zu dessen Gebiete das Littorale Lyciens gehört, im Namen der brittischen Regierung für geleisteten Schutz und Unterstützung zu danken. Hr. *Hawkins* war nicht mit zurückgekehrt, sondern vom Xanthus zu Lande nach *Smyrna* gereist, um zu erforschen, ob in jenen Gegenden Alterthümer seien, die eine spätere Expedition belohnen möchten *).

Ueber die Reise des Freiherrn *De Bode* durch die *südlichen Provinzen von Persien* **) wurde am 8. Mai 1843 in der Sitzung der Geographischen Gesellschaft zu London abermals ein Bericht desselben vorgelesen, welcher das Land des nomadischen Luren-Stammes *Mamaseni*, insbesondere die Reise von *Kazerun* nach *Behbehan*, zum Gegenstande hatte. Als er (im Jänner 1841) an dem bestimmten Lagerplatze des Mamaseni-Häuptlings eintraf, verliessen ihn die Führer,

*) *Augsburger Allgem. Zeit.*, 1844, Nr. 106.

**) S. den vorigen Jahrg., S. CIII.

welche ihn von *Kazerun* aus begleitet hatten, und übergaben ihn dem Häuptling, worauf sie von diesem ein schriftliches Zeugniss empfingen, dass der Reisende sicher und wohlbehalten in seinem Zelte eingetroffen sei. „Ich habe diese Art" — sagt der Baron — „mich wie einen Waarenballen von Hand zu Hand, von Ort zu Ort, von Stamm zu Stamm, auf der ganzen Reise durch diese wilden Gegenden fortbringen zu lassen, mit gutem Vorbedacht gewählt und noch keine Ursache gehabt, es zu bereuen, da die Person, welche den letzten Empfangschein über mich ausgestellt hat, auch für meine Sicherheit verantwortlich gemacht ist." — Es wird nun der Lagerplatz und das schöne Thal *Bum* beschrieben, welches, zwischen Weingärten und Granatengebüschen rechts und einem wüsten Landstriche links gelegen, bis an den *Persischen Busen* reicht und nur von Löwen und andern reissenden Thieren bewohnt ist. *De Bode* ging von hier weiter nördlich und kam in die Ebene *Sarai Beh-*

ram, wo der Fluss *Behram* am Fusse eines mit Skulpturen bedeckten Felsens hervorbricht. Er besuchte hier auch die Ruinen von *Nobendschan*, einer ehemals blühenden Stadt, wo *Timur* still hielt, ehe er zur Belagerung von *Kaleh Sefid* schritt. Um das Fort *Nurabád* stehen die Rohrhütten und Zelte der *Mamaseni*. Die Ebene Behram mag 12 (engl.) Meilen lang und eben so breit seyn. Von Nurabad führt die Strasse nordwärts über die Berge, welche die Ebene auf dieser Seite begränzen, und dann nordwestlich abwärts in das, unter die „vier irdischen Paradiese" der persischen Dichter gerechnete, schöne Thal des *Abi Schur*. Die Pferde wateten hier buchstäblich durch ein Meer von Narzissen. Reiss, Gerste und Waizen werden gebaut; aber wo kein Getraide wächst, da nehmen Narzissen den Boden ein. *Fahleyan* ist eine kleine armselige Stadt von höchstens 60 oder 70 Häusern, aber mit Mauern umgeben, die jetzt verfallen sind; ehemals war sie bedeutender. Das

Wasser erhält sie durch einen in den Felsen gehauenen Kanal aus den Schneebergen jenseits Kaleh Sefid. Der Boden ist fruchtbar und giebt von Wintergetraide 25- bis 50fache Aerndten; aber es fehlt an Menschen zum Anbau; Sesam wird gebaut und giebt 100 für 1. Von Fahleyan ging der Reisende über den Fluss *Abi Schur*, welcher in den Schneegebirgen von *Ardikán* entspringt und in den Persischen Busen sich ergiesst. Weiterhin führte der Weg in das Thal von *Bascht*, welches den alten Schlössern der europäischen Ritter des Mittelalters gleicht und von den Wohnungen der vornehmsten Vasallen des Mamaseni-Oberhaupts umgeben ist. Der Reisende wurde hier sehr gastfreundlich aufgenommen und begab sich von hier über einen steilen Berg in ein schönes Thal voll Eichen und wilder Mandelbäume, die in der Blüthe standen. Weiter bis *Dughumbesun* fortgehend, fand er auf dem ganzen 27 Meilen langen Wege weder menschliche Wohnungen noch Wasser, ob-

wohl überall Beweise, dass in ältern Zeiten hier Dörfer und unterirdische Kanäle vorhanden waren. *Dughumbesun* ist ein Karawanserai. Ueber den Fluss *Schemai Arab* kam der Baron in die Ebene von *Lischter* und einige Meilen weiter an die Ufer eines Flusses, der hier nach einem verfallnen Dorfe *Cheïrabad* genannt wird, eigentlich aber der in Timurs Kriegsgeschichte erwähnte *Abi Schirin* und der *Arosis* der Alten ist, und gegenwärtig auch *Hindiyan* heisst *).

Vom Prof. *Koch* aus Jena, welcher, von Dr. *Georg Rosen* begleitet, im Summer 1843 eine Reise nach *Georgien*, *Armenien* und den angränzenden Paschaliks unternommen hat, waren im Februar 1844 Nachrichten aus *Alexandropol*, an der Westgränze von Grusien, vom 5. und 6. Dec. 1843, in Berlin eingetroffen. Die Reisenden hatten am 6. Okt. *Erzerum* verlassen, um das *nördliche Kurdistan*, nament-

*) *Lit. Ges.*, 1843, Nr. 1874, S. 325.

lich das Paschalik *Musch* und einen Theil des Paschaliks *Bajazid* kennen zu lernen. Dann gingen sie wieder nördlich in das Paschalik *Kars*, von wo sie die russische Gränze zu gewinnen suchten. Der Winter machte ihre Reise sehr beschwerlich. An der Gränze mussten sie die vierwöchentliche Quarantaine in krankem Zustande überstehen und dann gingen sie nach *Alexandropol*, welches auf einer starken Anhöhe, an der Stelle des türkischen Dorfes *Gumri* erbaut ist, eine feste Lage hat und bereits sehr blühend ist. Hier wurden die Reisenden von einem teutschen Arzte, Dr. *Fränkel* aus Wien, sehr gastfreundlich aufgenommen. In der zweiten Hälfte des Dezembers gedachten Beide nach *Tiflis* zu gehen und daselbst zu überwintern. Prof. *Koch* wollte dann heimkehren, Dr. *Rosen* aber noch in dem interessanten Gebirgslande bleiben und später sich vielleicht nach *Persien* begeben. Er studirte jetzt hauptsächlich die *kaukasischen Sprachen* *).

*) *Ausst. Allgem. Zeit.*, 1844, Nro 49 Beilage.

In Paris ist vorigen Jahres der Bericht über die in den Jahren 1830 bis 1838 vom Naturforscher *Aucher-Eloy* in verschiedenen Gegenden des *Orients*, namentlich der *asiatischen Türkei* und *Persiens*, gemachten Reisen, vom Grafen *Jaubert* herausgegeben, in zwei Bänden nebst einer Karte erschienen*). Der Verf. selbst war am 6. Okt. 1838 in dem armenischen Kloster zu *Dschulfa*, einer Vorstadt Isfahans, gestorben. Die Arbeiten des muthigen Reisenden wären vielleicht trotz ihrer Wichtigkeit unbekannt geblieben, wenn nicht Graf *Jaubert* alle Papiere desselben gesammelt und zum Druck befördert hätte. Leider sind die Tagebücher aus den drei ersten Jahren sehr kurz und nur später werden sie umständlicher. Als die ersten Sammlungen nach Frankreich kamen, erkannte

*) *Relations de Voyages en Orient*, de 1830 à 1838, par *Aucher-Eloy*; revues et annotées par Mr. le Comte *Jaubert* etc., accompagnées d'une carte géographique, où sont tracés les itinéraires suivis par *Aucher-Eloy*. Paris, 1843, 2 Voll. in 8.

man sogleich, welcher Vortheil von einem solchen Reisenden zu ziehen sei. *Adolf Brongniart* übernahm einen Theil der Sammlungen und war anhaltend bemüht, solche vortheilhaft zu verkaufen. *De Candolle* erstaunte über die Menge und Wichtigkeit der neuen Arten und konnte bereits damit sein klassisches Werk: *Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis* bereichern. Beide Gelehrte vereinigten sich, dem Reisenden eine Unterstützung vom Museum der Naturgeschichte und dem Minister des öffentlichen Unterrichts zu verschaffen; doch nur ein Theil der übersandten Gelder erreichte ihn noch im Laufe der Reise; das Uebrige kam zu spät*).

Ein russischer Beamter, Hr. von *Chanikow*, welcher 1840 und 1841 von seiner Regierung in Aufträgen nach *Bochara* geschickt wurde, hat eine Beschreibung davon herausgegeben, worin er sagt, dass die bisher in Europa über Bochara

*) *Ausland*, 1843, Oktober, Nr. 78 bis 83; *Nouvelles Annales des Voyages*, etc. 1843, Oktober, S. 67 bis 102.

erschienenen Werke von Unrichtigkeiten wimmeln. Die *Gränzen* haben allerdings nie ganz genau angegeben werden können, weil sie sich, wie bei allen mittelasiatischen Staaten, beständig verändern. — Das *Klima* ist ungesund und kalt. — Die *Bevölkerung*, etwa 3 Millionen, ist ein Gemisch von *Tadschiks*, den ältesten Bewohnern, *Arabern*, den frühern Eroberern der Bocharei, *Usbeken*, den gegenwärtigen Herren, *Persern*, *Juden*, *Zigeunern*, *Kirgisen* und *Karakalpaken*. Es giebt 19 Hauptstädte, worunter *Bochara*, *Samarkand* und *Karschi* die wichtigsten sind. In Bochara ist die einzige Merkwürdigkeit der *Grosse Basar*, in Samarkand das Grabmahl *Timurs* und der *Blaue Stein*, auf dem jeder neue Emir sitzen muss. — Jedes Frühjahr kommen drei Karawanen von 6000 Kameelen aus Bochara nach Russland und bringen für drei Millionen Rubel Waaren. Eben so viele gehen von Russland jährlich nach der Bocharei. — Der gegenwärtige Chan zeichnet sich durch Grausamkeit, Neue-

rungssucht und Vorliebe für Militär und Kriegswesen aus, welches er nach europäischem Fuss einrichten will, weshalb er beständig einige europäische Offiziere in seinen Diensten hält. Sein reguläres Heer, namentlich die Artillerie, bedroht mehre Nachbaarstaaten mit Krieg. — Dem Werke Chanikows sind ein bocharisches Wörterbuch, eine Karte und Ansichten von Bochara und Samarkand beigegeben *).

China wird seit dem Frieden von Nanking immer mehr zugänglich. Obschon in dem Vertrage mit England ausbedungen worden, dass kein Engländer, noch irgend ein anderer Europäer, über die festgesetzten Handelsplätze hinaus das Innere des Reiches betreten soll, so scheinen es doch die Ortsbehörden nicht überall streng mit dieser Clausel zu nehmen. So war z. B. im September 1843 der Geistliche *Milne*, ein Missionär der Londoner Missions-Gesellschaft, von *Ningpo über Land* zu *Can-*

*) *Augsb. Allg. Zeit.*, 1844, Nr. 49 Beilage.

ton angelangt. Er hatte, freilich in chinesischer Kleidung, die Reise, 1300 engl. Meilen, in 38 Tagen zurückgelegt und war daher als Eingeborner angesehen worden. Manche Theile des Landes sollen ungemein schön, andere aber unfruchtbar und schwach bevölkert seyn *).

Ueber das russische Asien, namentlich *Sibirien*, enthält der Reisebericht eines Bürgers aus *Turnau* in Böhmen, Namens *Michael Kottler*, Manches, was zur Erweiterung unserer Kenntniss jener unermesslichen Länderstrecke beiträgt. Hr. *Kottler* hatte in Handelsgeschäften mit böhmischen Edelsteinen, besonders Granaten, mehrmals St. Petersburg, Moskau und andere russische Städte besucht, und war unter anderm mit einem russischen, aus Jekaterinburg gebürtigen Beamten, Namens *Permikyn*, in Verbindung gekommen, unter dessen Leitung sich eine Gesellschaft von Actionären zur Aufsuchung von *Goldsand-La-*

*) *Ebendas.*

gern jenseits des Jenisei gebildet hatte, in welche auch Kottler eintrat. Die Nachrichten, welche *Permikyn* über seine 1840 daselbst gemachten Entdeckungen veröffentlichte, bewogen unsern Landsmann, sich im Februar 1841 selbst auf den Weg nach der bezeichneten Gegend zu machen.

Ueber Breslau, Posen und Tilsit gelangte der Reisende nach *St. Petersburg* und von dort über *Moskau* nach *Kasan*. Auf der Weiterreise führte der Weg durch das Thal der *Schaschma*, wo viele, sehr reinlich aussehende *tatarische Dörfer* liegen mit Moscheen, die den altböhmischen Kapellen gleichen. Die Einwohner leben von Ackerbau, die Wohlhabendern von Handel mit allerlei Waaren, die sie durch ganz Russland vertreiben, ein Theil auch von Frachtfuhrwerk. Weiterhin wohnen *Wiätschanen* in hübsch gebauten Dörfern; sie gehören dem Kaiser, nicht den Edelleuten, und sollen sehr wohlhabend seyn. Eine Menge junger Leute, denen man begegnete, gingen nach der *Wolga*, um sich

als Ruderer auf den Schiffen zu vermiethen. Beim Uebersteigen des *Ural-Gebirges* gelangte der Reisende fast unmerklich auf den höchsten Punkt desselben; der Boden erhebt sich 10 Meilen weit, so allmählich nach dem breiten Rücken des Gebirges, dass man das Ansteigen kaum wahrnimmt. Nur die heftige Kälte liess auf die Höhe schliessen. Auch auf der östlichen Seite, wo Alles mit Wald und mit Schnee bedeckt war, senkt sich der Boden eben so allmählich, obwohl hier der Gebirgscharakter schärfer ausgesprochen ist. *Jekaterinburg*, auf einer Anhöhe am Flusse *Iset* (*Izet*), der in den *Tobol* geht, gelegen, gab im Glanze der Abendsonne einen schönen Anblick. Die Strassen sind breit und eben, die meisten Häuser aber noch aus Holz; nur wenige steinerne, aber hübsch gebaute, sind vorhanden. Die Hauptmerkwürdigkeit für unsern Reisenden war natürlich die grosse *kaiserliche Steinschleiferei*, wo an 160 Menschen beschäftigt sind (also weniger als in *Kolywan*, wo

man 300 Arbeiter zählt*). Um die Stadt giebt es keine Ackerfelder, sondern nur Wiesen und weiter hin einen jungen Anflug von Wald. Um reifes Holz zu finden, muss man noch acht Werst weiter gehen, und wer sich für den Winter wohlfeil versehen will, muss einen besondern Vertrag schliessen und für die Klafter 8 Rubel, für Birkenholz sogar noch mehr, bezahlen. Auch andere Bedürfnisse sind theuer, das Pfund Rindfleisch z. B. 15 Kopeken. Auf der europäischen Seite bestanden die Wälder aus Birken und Tannen, auf der asiatischen aber sieht man nur Fichten und überhaupt wenig Laubholz. (Die Eiche ist durch ganz Sibirien nicht zu finden).

Der Reisende wohnte bei den Aeltern *Permikyns*, welcher schon früher nach dem *Jenisei* vorausgegangen war. Um keinen Anstoss zu geben, beobachtete Kottler die griechischen Fasten so streng, als ob er

*) S. den XI. Jahrgang (1833), *Ledebours Reise durch das Altai-Gebirge* etc. S. 156 u. f.f.

selbst ein Russe gewesen wäre. Die gewöhnlichen Fastenspeisen waren: Ein Glas Branntwein und schwarzes Brod zum Frühstück; Gurken oder Pilze mit Kwas; eine Pastete mit Pilzen, Knoblauch und Hirse; Kartoffeln mit Essig, Meerretig (Kren) oder Senf; russischer Schtschi mit Sauerkraut; Pilzen und Hirse; sibirischer Schtschi mit Grütze; geröstete Kartoffeln mit allerlei Wurzelwerk; Griesbrei mit Hanföl; Hirsebrei mit Hanföl; Erbsensuppe mit Oel; Mehlsuppe mit Oel. Es versteht sich, dass diese Gerichte nicht alle jeden Tag auf den Tisch kamen, sondern dass damit abgewechselt wurde. Zum Nachtisch erschienen Preisselbeeren, oder Suppe mit Honig oder auch eine Art Omelette mit Honig. Am meisten widerstand dem Reisenden anfangs das Oel bei jeder Speise; selbst Backwerk, das sonst mit Butter bereitet wird, war in der Fasten mit Oel versetzt.

Am 27. März verliess er Jekaterinburg in Gesellschaft eines Handlungsaufsehers des reichen Kaufmanns *Merkurje-*

witsch, mit dem er bereits die Reise hieher gemacht hatte. Der Weg führte einen ganzen Tag längs dem Flusse Iset hin. Ueberall war das Land fruchtbar, die Dörfer gross, mit steinernen Kirchen. Man unterscheidet den Sommer- und den Winterweg. Pfähle, Bäume, Aeste, Strohwische etc. bezeichnen den Letztern. Auf dem ganzen Wege von *Itschkyn* war nichts zu sehen als das flache Feld, hie und da eine einzelne Birke oder ein kleines Gebüsch. In den Dörfern sind die Bauernhäuser reinlich; an jedem Feiertage werden Wände, Fenster und Thüren geputzt. Nach Uebersetzung des *Ischim* wurde die *Baraba-Steppe* betreten, eine einzige ungeheure Ebene von 7- bis 800 Werst. Bauholz wächst hier wenig; die kleinen Häuser werden aus schwachem Birkenholz gebaut, Schuppen und Ställe aus Erde, mit Fichtenreiss durchflochten. Das Wasser riecht, wenn man es kocht, abscheulich und muss abgeschäumt werden; doch lässt es sich zum Theekochen gebrauchen. Zuweilen

erscheinen starke Fichtenwälder und dann findet man auch sehr fest gebaute Häuser.

Von *Pokrowska* aus, jenseits des Flusses *Tartas*, machte ein Colonist, deren hier gegen 1500 leben, den Wegweiser. Die wohlhabendern und arbeitsamen unter diesen Ansiedlern stehen sich mit ihren Familien recht gut, haben Haus, Feld und Vieh. Trunkenbolde aber dienen grösstentheils bei den Bauern. In *Antoschkino* sind sehr vermögliche Leute, deren manche 50 Pferde und Füllen haben. Bis *Kajinsk*, wo der *Om* übersetzt wurde, geht die gleiche Ebene fort; darüber hinaus giebt es wenig Dörfer, obgleich es an fruchtbaren Aeckern nicht fehlt; doch ist der Boden etwas moorartig, daher auch Mehl und Brod theurer. Jenseits *Kolywan* und des *Ob* sind Fichten- und Birkenwälder; auch erschienen viel weisse Rebhühner und Birkhähne. Vor *Tomsk* sah man wieder tatarische Moscheen. Die Ufer des *Tom* sind aufgeschwemmtes Land und die Lage der Stadt gleicht der von *Nischnei-Nowgorod* oder

Kiew, nur dass die Ufer weniger hoch sind. Die Stadt ist nicht gross und hat acht griechische Kirchen nebst einer katholischen. Der Kaufhof und einige andere Häuser sind von Stein, die übrigen von Holz. Die Strassen sind eben, aber nicht gepflastert, nur einige mit Flusssand beschüttet. Auf dem Wege nach Tomsk waren die Reisenden durch lange Züge von Schlitten aufgehalten worden, die mit Thee beladen von *Irkutsk* kamen. Jeder Schlitten war mit vier oder fünf Pferden bespannt. Der Weg war schmal, der Schnee tief und neben dem Geleise weich, so dass man nicht ausweichen konnte, und das Warten, bis alle vorüber waren, hielt ungemein auf. In den Wäldern sah man, besonders in der Nähe der Dörfer, viele frische Wolfsfährten, welche sich von denen eines grossen Hundes dadurch unterscheiden, dass der Wolf mit der hintern Klaue jedes Fusses einen Streifen macht.

Hinter *Tomsk* fand man häufig Bauernhäuser, die bis über die Fenster unter

Schnee begraben waren. Von *Tarutajewsk* aus gab es lauter Wald und nur wenig Dörfer. Jenseits der *Jaja* kam der erste Lärchenbaum zum Vorschein. Man hält sein Holz für dauerhafter als das der Kasanischen Eiche, aber es taugt nicht zum Brennen; übrigens ist an Birkenholz kein Mangel. Besser taugt die Lärche zu Wasserbauten, woran aber wenig Bedarf ist, daher man einzelne alte, hohe, zum Theil abgestorbene Bäume dieser Art häufig am Wege stehen sieht. Als der sogenannte „Warme Fluss" überschritten war, sah man von der Höhe aus ringsum weit und breit nichts als eine Waldfläche; Alles war stumm; nicht einmal ein Vogel liess sich hören und nur Wolfsfährten zeigten, dass etwas Lebendiges da sei.

Am Flusse *Kija* liegt das Dorf *Tischinska*, von wo aus *Merkurjewitsch* (der oben erwähnte Kaufmann in Jekaterinburg) die nöthigen Vorräthe nach seinen Goldsand-Lagern abschickt, welche 180 Werst, die halb zu Wagen halb zu Pferde gemacht

werden müssen, gegen Süden liegen. In *Atschinsk*, einem ziemlich grossen Städtchen an der *Tschulima*, muss sich *Kottler* von seinem Reisegefährten trennen, wurde aber von dessen hier wohnenden Aeltern gastfreundlich mit Thee und „Wein" (d. h. Branntwein, der hier so genannt wird) erfrischt, auch von dem Bruder des jungen Mannes noch bis an den *Schwarzen Fluss* geführt, wohin es fortwährend durch Lärchenwaldung ging.

Das Dorf *Zaledejow*, die letzte Station vor *Krasnojarsk*, zeigte von Wohlstand und hatte namentlich eine sehr stattliche Kirche. Die Einwohner klagten indess über anhaltende Dürre und über Heuschreckenschwärme, welche vor drei Jahren alles Gras zerstört hätten. *Krasnojarsk* ist ziemlich gross und hat breite Strassen, die aber, ungepflastert, mit tiefem Koth erfüllt waren. Hier fand der Reisende Hrn. *Permikyn*, in dessen Wohnung er abstieg. Bald nachdem seine Sachen vom Wagen ins Zimmer geschafft worden, ereignete

sich ein Unfall, welcher leicht einen beträchtlichen Theil der Goldausbeute, die der Zweck der Reise war, hätte absorbiren können. Ein Jäger Permikyns wollte das geladene Doppelgewehr des Gastes untersuchen; es ging los und verwundete den Jäger, obwohl nur leicht. Aber nun kam die Polizei, um den Vorfall zu untersuchen und *Kottler* musste vor der Behörde erscheinen und seinen Pass vorzeigen. Ob er nicht wisse, fragte man ihn, dass auf das Schiessen im Umkreise von 5 Werst um die Stadt eine Strafe von 1000 Rubel gesetzt sei. Er antwortete, er sei ein Fremder und das Gewehr sei von der Reise geladen nach der Stadt gebracht worden. Man sagte ihm ferner, wer seine Pistolen durch das Fenster abfeuere, müsse 4000 Rubel bezahlen. Obgleich Kottlers Unschuld ziemlich klar am Tage lag, so kostete es doch nicht geringe Mühe, von der Strafe freigesprochen zu werden.

Krasnojarsk liegt am linken Ufer des *Jenisei*, welcher hier die *Katscha* aufnimmt.

Das Ufer heisst hier die Flachseite, während das jenseitige rechte, wo ein felsiger Bergrücken weit abwärts gegen Norden zieht, die Steinseite genannt wird. Ausser den griechischen Kirchen sieht man kaum 30 steinerne Häuser. In einem Privathause befindet sich eine katholische Kapelle. Die Strassen sind eben, aber ungepflastert. Die Hauptstrasse hat Fusspfade (Trottoirs) von Brettern. Die Beamten haben ein Casino. Für die Bürger, die hinsichtlich der Bildung unter den böhmischen Bauern stehen, soll es ein Gasthaus geben; es wird aber selten besucht. Die Stadt ist zahlreichen Verbannten, grösstentheils Männern der gebildeten Stände, zum Aufenthalt angewiesen. Viele erhalten von Hause eine Zulage und leben gut, nur stehen sie mit ihren Kindern im Stande der Bauern. Im Vergleich mit der Anzahl der Beamten gibt es in Krasnojarsk wenig Kaufleute und Handwerker.

Am 23. April verliess Kottler in Gesellschaft Permikyns die Stadt, um sich

weiter nordwärts, nach *Jeniseisk* zu begeben, wo man am 25. anlangte. Der Weg war schlecht, bald im Flussbett, bald über die Steppe, bald durch Bergland, dann wieder auf der Ebene fort und durch Schluchten, die das Wasser gerissen hatte. Erst nach 17 Werst kam das Dorf *Startschowo*, mit etwas Feld und schönen Steppenweiden, wo hochbeinige Schafe mit dicken Schwänzen graseten. Je weiter man kommt, desto weniger sieht man Dörfer und Felder, bis endlich Alles Wald ist; namentlich zieht sich am linken Ufer des Stromes die *Taiga* (undurchdringlicher Wald) hin. In *Mokruschna* gab es Fenster aus Marienglas, das von der Lena gebracht wird. Ehemals kostete das Pud 23, jetzt nur 7 Rubel. Das Glas ist zwar durchsichtig, aber die Gegenstände haben ein feuerrothes Ansehen. .....*)

*) *Ausland*, 1843, Nr. 208 bis 212; aus den Jahrgängen 1842 und 1843 der *böhmischen Zeitschrift des böhmischen Museums (Časopis českého Museum)*.

Von ungleich grösserer Wichtigkeit als diese Reise ist die Expedition gewesen, welche unter der Leitung des k. russischen Professors *Alexander* von *Middendorf* zu Kiew, im Sommer 1842 zur Erforschung eines Theils vom *nördlichsten Sibirien* ausgeführt worden ist. Die erste Veranlassung dazu gab ein höchst auffallendes geologisches Vorkommniss. Der Kaufmann *Schergin* in Jakutsk wollte 1828 auf seinem Hofe einen Ziehbrunnen graben, fand aber nach zweijähriger Arbeit und obschon er tiefer als der Wasserspiegel der *Lena* gekommen war, den Boden noch immer gefroren. Erst nach mehren Jahren, als man bis 382 englische Fuss eingedrungen war, schien der Boden weicher zu werden, zeigte aber immer noch eine Temperatur von $^1/_2{}^0$ R. unter dem Gefrierpunkte und das kostspielige Unternehmen wurde jetzt gänzlich aufgegeben. Die Sache erregte grosses Aufsehen unter den Naturforschern, und es entstand unter anderm die Frage, ob diese Erscheinung in *Ja-*

kutsk nur als eine vereinzelte lokale, oder als der zufällig aufgeschlossene Theil eines allgemeinen Verhältnisses im nördlichen Sibirien zu betrachten sei. Die *Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg* erkannte als nothwendig zur Beantwortung dieser Frage nicht nur die Veranstaltung genauerer thermometrischer Beobachtungen als die von *Schergin* gemachten, in dem Schachte zu *Jakutsk*, sondern auch vergleichender Untersuchungen in *andern* mehr oder weniger entfernten Gegenden, um dadurch eine allgemeinere Kenntniss von der Ausdehnung des *Eisbodens* in Sibirien, oder der Tiefe, bis zu welcher der Boden das ganze Jahr hindurch gefroren ist, zu erlangen.

Der erwähnte Prof. v. *Middendorf* in Kiew, ein kenntnissreicher, junger kräftiger Mann, zugleich geschickter Arzt und Wundarzt, guter Jäger und selbst in allen Künsten der Schifffahrt geübt, ein Gelehrter, der schon früher den Akademiker *Baer*

auf dessen Reise in *Lappland* *) begleitet hatte, erklärte sich gegen die Petersburger Akademie bereitwillig, eine Forschungsreise im obigen Sinne nach dem nördlichen Sibirien zu unternehmen, wenn man den Zweck dieser Reise nicht auf das *Bodeneis* beschränkte, sondern ihm auch Gelegenheit gäbe, die *Thierwelt* Sibiriens zu untersuchen. Das Erbieten wurde mit Vergnügen angenommen. Schon seit einiger Zeit hatten Verhandlungen bei der Akademie über die Nothwendigkeit Statt gefunden, den nördlichsten Theil Sibiriens, jenseits *Turuchansk*, welches links am Jenisei liegt, wo die Turucha mündet, besonders den breiten Vorsprung des Nordrandes, in welchem die Flüsse *Päsina*, *Chatanga* und *Taimyr* sich befinden, untersuchen zu lassen. Es kam dabei wiederholt zur Sprache, dass überhaupt der ganze ungeheure Landstrich *nördlich* von

*) S. die Jahrgänge XVII. (1839) S. CXVIII., und XIX. (1841) S. CV.

der *Untern Tunguska* (*Nischnaja Tunguska*) und *westlich vom nördlichsten Theil des Jenisei*, nicht bloss in Bezug auf seine Naturbeschaffenheit und Erzeugnisse, sondern auch auf seine Bewohner, völlig unbekannt sei. Die seit 1745 von der Akademie herausgekommenen Karten haben zwar die Flüsse *Päsina*, *Chatanga* und *Taimyr*, geben aber ihren Lauf und ihre Nebenflüsse sehr verschieden an. Seit *Prontschischtschew's* (1735) und *Laptew's* (1739) Expeditionen nach der *Lena*, dem *Ohenek*, der *Chatanga* und dem *Taimyr* ist nur ein Student, den *Pallas* auf dem *Jenisei* hinabschickte, einige hundert Werst über *Turuchansk* hinausgekommen, das Land nördlich von der *Untern Tunguska* und östlich vom untersten Theile des *Jenisei* aber nie wieder von wissenschaftlichen Reisenden betreten worden.

Die nächste Aufgabe des Prof. von *Middendorf* war die Untersuchung der bezeichneten Gegend in Hinsicht auf physische Geographie, hauptsächlich Klima und

Gränzen der Verbreitungsbezirke der Thiere und Pflanzen. Der Reisende begab sich zunächst nach *Turuchansk* und im März des Jahres 1842 von dort weiter nach dem Norden. Die Reise war eine der beschwerlichsten, die man sich denken kann, und übertraf in Hinsicht der Entbehrungen und Gefahren noch die Reise des englischen Cap. *Franklin* im brittischen Nord-Amerika nach den Küsten des Eismeeres, im Jahre 1819 *). Die Zeitschrift *Ausland* giebt im Aprilhefte des Jahrganges 1844 Nr. 94 bis 100, nach Petersburger Berichten eine umständliche Uebersicht des vom Prof. v. *Middendorf* an die Akademie eingeschickten Berichts über die Begebenheiten der Reise so wie über die Veranlassung zu derselben. Einer kürzern Mittheilung in unserm Taschenbuche ist nur eine Notiz fähig, welche die *Augsburger Allgemeine Zeitung* **) enthält.

*) S. unsern II. Jahrgang (1824), S. 203 u. ff.

**) 1844, Nr. 49, Beilage.

Dieser zufolge hatte sich der Reisende, nachdem er im äussersten Norden Sibiriens und bis an die *Chatanga* vorgedrungen war, nach dem *See Taimyr* gewendet, welcher nordwestlich von der Chatanga, unter 75° Breite, in einer völlig wüsten, von allen menschlichen Wohnungen weit entfernten Gegend liegt und durch den der *Fluss Taimyr* ins nahe Eismeer geht. Die Expedition erreichte den Fluss auf einem selbstgebauten Boote von 12 Fuss Länge. Am 23. Juni (1842) wurde der Fluss von Eis frei und am 25. sah man den Fluss und den See hinab. Beide waren noch nie von Menschen befahren worden. Grausenerregend ist die Schilderung von den Leiden und Drangsalen, mit welchen Prof. v. M. auf der Fahrt bis zum Meere und von da zurück, zu kämpfen hatte. Stürme und Klippen bedrängten ihn unaufhörlich. Schon am 30. Aug. überfiel ihn ein neuer Winter. Der schnell mit Eis sich bedeckende See erlaubte nur unter den grössten Anstrengungen die Erreichung

des Ufers. Nicht weit davon ward das Boot vom Eise durchschnitten. Die Reisenden verloren einen Theil der Sammlungen, die geodätischen Instrumente und alles Geräthe zum Fischfang. Auch konnten bei dem Verluste des Bootes, der am meisten schmerzte, die früher vergrabenen Vorräthe nicht erreicht werden. „Das einzige Rettungsmittel" — fährt v. M. in seinem Berichte fort*) — „beruhte auf der Hoffnung, am Flusse *Samojeden* anzutreffen. Wir schlugen einen grossen Handschlitten zusammen und machten uns ohne Högern am 29. auf den Weg, trotz des abscheulichen Schlackerwetters, welches auf den Bergen den spärlichen Schnee völlig aufgelöst hatte. Messarn gleich, hobelten die scharfen Felsblöcke überall Späne auf unsere Spur und schon nach kaum mehr als drei Wersten brach unser Schlitten zusammen. Des Unwetters wegen mussten wir an dieser Stelle übernachten.

*) Russland, a. a. O. Nr. IV.

Die abgetrengten Arbeiten am Boote, denen stets der Ruhe ermüdendes Föuragiren mit dem Gewehre folgen musste, hatten nebst dem Hunger und den übrigen Strapazen schon seit zwei Wochen an meiner Gesundheit genagt, und eine völlige Schlaflosigkeit rieb den Rest der Kräfte auf, so dass ich am 30. früh mich völlig unfähig fühlte, die Weiterreise anzutreten. .... Die Mannschaft kannte jedoch, bei allem Mangel an Lebensmitteln, nur durch den schleunigsten Aufbruch mit den geringen Vorräthen gerettet werden. Ein Nothrest an Bouillon, den ich für den äussersten Fall bei Seite gelegt, ward in fünf gleiche Theile getheilt. Unser wandelndes Fleischmagazin, mein, freilich völlig ausgehungerter, treuer Freund, der für zoologische Zwecke eigens dressirte Hund, ward abgeschlachtet, Blut und Knochenbrühe gemeinschaftlich verzehrt, das Fleisch gleichfalls vertheilt. Ein Bündelchen Kleidungsstücke auf dem Rücken, die genannten Vorräthe in der Tasche, brach die Mannschaft am 31. auf. Ich

blieb allein zurück in der Nähe des 75. Grades. Am 3. Sept. stand das Eis auf dem ganzen See; es verliess mich meine letzte Hoffnung, selbst die Schneeammer. Die Kräfte schwanden ganz, so dass ich während dreier Tage das Lager nicht verlassen konnte, um mir Trinkwasser zu holen; dann ging es allmählich besser."... Nach 18 Tagen kamen seine Leute und mehre Samojeden; sie fanden ihn noch lebend und konnten die Weiterreise mit ihm antreten. Am 9. Oktober erreichte man eine Stelle an der *Boganida*, unter 71° 5' Breite, wo v. Middendorf früher eine Abtheilung der Expedition unter der Leitung des Hrn. *Bransch* zurückgelassen hatte, um mehre Monate hindurch tägliche meteorologische Beobachtungen zu machen und naturhistorische Sammlungen zu veranstalten. Am 18. Nov. traten sämmtliche Glieder der Expedition in *Turunhansk* ein, wo sie durch Dampfbäder sich vollends herzustellen hofften. Prof. v. M. wollte, wenn er Ende Dez. die Versendung der

Sammlungen besorgt hätte, ohne Verzug die fernere Reise nach *Jakutsk* antreten.

Eine zweite wissenschaftliche Expedition, welche die Petersburger Akademie im Frühlinge 1844 nach *Nord-Sibirien* abgehen zu lassen beabsichtigt, verspricht nicht minder bedeutende Resultate als die v. *Middendorfsche*. Ein junger *Finnländer*, Hr. *Castrén*, ist beauftragt, *ethnographisch-linguistische Forschungen* über die nomadisirenden *Samojeden-* und *Ostjaken-Stämme* anzustellen. Castrén hat in Helsingfors vornehmlich morgenländische Sprachen, so wie die verschiedenen Dialekte, die Alterthümer und Mythen der finnischen Volksstämme, in deren Interesse er 1838 Finn- und Lappland bereiste, studirt. Im J. 1839 erhielt er an der Universität zu Helsingfors einen Lehrstuhl für die nordischen Sprachen, den er jedoch 1844 wieder aufgab, um den Dr. Ehrenreich auf dessen Reise durch Lappland zu begleiten. Zur bevorstehenden Reise nach Nord-Sibirien sind ihm drei Jahre anberaumt und

für jedes Jahrtausend Silberruhel ausgesetzt.*).

In *Amerika* ist das weite Gebiet des jungen Freistaates *Texas*, welcher sich jetzt der grossen Union der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika anzuschliessen im Begriff ist, in den letzten Jahren nach allen Richtungen von europäischen Reisenden, hauptsächlich im Interesse merkantilischer Unternehmungen oder auch europäischer Auswanderer, durchforscht worden. Ein Aufsatz von einem Hrn. *Bollaert*, welcher in der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft vom 24. April 1843 mitgetheilt wurde, sagt unter Anderm: „Man unterscheidet im Allgemeinen drei grosse natürliche Abtheilungen des Landes: die *Ebene* oder das Flachland, das *wellenförmige* und das *Gebirgsland*. Hiezu kann man noch eine *vierte* Abtheilung, die kleinste von allen, fügen, nämlich die niedrigen und sehr steilen Streifen dicht am Meere, im nord-

*) Augsb. Allgem. Zeitung, 1844, Nr. 134 (13. Mai).

östlichen Theile der Republik. Die langen und schmalen Inselchen, welche die Küste einfassen, sind durch Winde, Fluthen und Strömungen zusammengehäufte Sandbänke und andere Anschwemmungen, mit welchen sich Schaalthiere, Treibholz und Seetang vermischt haben. Da sie fortwährend zunehmen, so gewinnt das Land hier stets mehr Oberhand über das Meer. Der herrschende Wind ist Südost. Bei starken Nord- und Westwinden werden die innern Theile der Küste, besonders wenn sie plötzlich eintreten und kurz vorher Süd- und Ostwinde geweht haben, überschwemmt. In Folge dessen gibt es längs der Küste zahlreiche, von Kaimans bewohnte Lagunen, welche aber nebst andern Ungemächlichkeiten bei zunehmender Bevölkerung des Landes verschwinden werden." Der Verf. sprach dann über die vorhandenen Karten von Texas und erklärte sie sämmtlich für sehr mangelhaft. In Bezug auf den Fluss *Colorado* bemerkt er, dass die Beschiffung desselben vornehmlich durch das s. g. *Raft*

(eigentlich Floss, Holzfloss) gehindert werde. Es besteht aus zerstreuten Gruppen zusammengeschwemmter Baumstämme, die wenn sie alle vereinigt wären, eine Strecke von anderthalb Meilen bedecken würden. Einige schwimmen frei an der Oberfläche, andere liegen auf dem Boden und sind schwer wegzuschaffen. Gleichwohl haben die Einwohner von *Matagorda* (an der Mündung des Colorado) und mehre Ansiedler längs dem Flusse dieses Raft zu beseitigen unternommen und bereits an 30000 Dollars auf diese Arbeit verwendet. *Matagorda* hat eine hübsche und gesunde Lage und die umliegenden Prairien bieten gutes Weideland. Die Ufer der Bay sind mit Gebüsch eingefasst, der Colorado selbst zu beiden Seiten gut mit Stammholz bestanden und der Boden soll trefflich zum Baumwollen-Bau geeignet seyn. Fische und Schildkröten gibt es in Ueberfluss. Das s. g. *Spanische Moos* (*Tillandsia Usneoides*) wird statt der Rosshaare zum Füllen von Matratzen und zu anderm Ge-

brauch verwendet. Auch die *Indigo*-Pflanze soll wild in Texas wachsen; doch hat der Verf. keinen daraus bereiteten Indigo gesehen. *Cactus* findet man überall, aber vom Einsammeln der Schildläuse hört man nichts. Am *Caney Creek* ist schöner Boden für Baumwolle, Tabak, Zucker und andere tropische Gewächse; auch Mais gedeiht sehr üppig. In den tiefern Gegenden der Flussthäler (der s. g. *Bottoms*) sind in den Sommermonaten Wechselfieber nichts Seltenes; man weicht ihnen dadurch aus, dass man sich nach den Rändern der Prairien begiebt. Der Verf. traf bei seinem Ausfluge am Colorado mit einigen *Karantschuhuas*-Indiern (oder *Koronks*) zusammen. Dieser einst ansehnliche Stamm ist seit der Einwanderung der Weissen, mit denen er häufige und blutige Gefechte gehabt, sehr zusammengeschmolzen. Es sind gut aussehende Leute, die von Jagd und Fischfang leben und unter Zelten von Thierfellen wohnen. Ein späterer Ausflug führte den Reisenden nach der östlichen

Gegend. *Houston*, der gegenwärtige Sitz der Regierung, ist nicht so gesund als *Galveston*. Weisse Arbeiter können nicht zum Baumwollen-Bau verwendet werden und hier muss man sich schlechterdings nach Negern umsehen. Wohl aber können europäische Einwanderer mit Vortheil Getraidebau und Viehzucht treiben, für welche beide landwirthschaftliche Zweige sowohl das östliche als das westliche Texas geeignet sind, während das niedrige Küstenland den Baumwollen-Pflanzern und Negern überlassen werden muss. In Houston sah Bollaert eine schöne Goldstufe von *Llanos*. Oberhalb Austin findet man viel Gold in Quarz. Eine Gesellschaft will darauf bauen. Reiche Silbererze sind am Flusse *Guadalupe*, aufwärts von der Stadt *Seguin*, entdeckt worden. — Von Houston wandte sich der Reisende nach *Schwartmout* (?) am Flusse Trinidad. Das Land ist hier vergleichungsweise gut, und mit Pflanzungen und Landgütern besetzt; der Ertrag wird auf dem Flusse nach *Galve-*

ston hinabgeschickt; leider ist der Fluss nicht das ganze Jahr hindurch schiffbar. — Der Verf. giebt die Bevölkerung von Texas zu 60000 Weissen, 80000 Indiern und 12000 Negern, zusammen 152000, an. — Die mittlere Tageswärme war vom 1. Juli bis 31. August + 80° F. (= 21 $^3/_9$° R. *)

Andere Nachrichten über *Texas* wurden der erwähnten geographischen Gesellschaft von einem Hrn. *Falconer* mitgetheilt. Dieser schiffte sich im März 1841 von *Galveston* nach *Houston*, in einem Dampfboote ein. Bei *Harrisburg* ist der *Büffelfluss* (*Buffalo River*) so schmal, dass kaum zwei Dampfschiffe sich ausweichen können. *Houston* ist für ungesund gehalten worden und war es auch wirklich eine Zeit lang, aber Massregeln sind getroffen, das Uebel zu beseitigen. Die Häuser stehen meistens beträchtlich über dem Wasser erhöht, sind übrigens von Holz gebaut und wohnlich eingerichtet. Auch der sittliche Charakter

*) *Lit. Gaz.*, 1843, Nr. 1373, S. 319.

der Einwohner hat sich sehr gebessert. Von *Houston* ging der Reisende westlich über eine Prairie, wo er grosse Heerden von Rothwild sah. Ein Ansiedler rühmte sehr die Fruchtbarkeit des Bodens. Der Fluss *Brazos* wurde dann erreicht, ein starkes, zwischen steilen Ufern reissend dahin fliessendes Gewässer, damals (23. März) zwar niedrig, obwohl immer zu tief zum Durchwaten, aber in der Regenzeit mächtig angeschwollen. Jenseits *Richmond*, einem aufblühenden Oertchen, kam man an den Fluss *St. Bernard*, und über diesen Weg zum *Peach Creek*, wo der Reisende die Ansiedlung *Aegypten (Egypt)* erreichte. Das Land ist hier fruchtbar und nährt zahlreiche Pferde- und Hornvieh-Heerden, aber das elende Aussehen der Menschen sprach nicht zu Gunsten des Klimas. Auch der *Colorado* hatte einen niedrigen Stand; da er ebenfalls zwischen hohen und steilen Ufern fliesst, so sieht man ihn wie den *Brazos*, nicht eher als ganz in der Nähe. Er hat sein Hochwasser

im September und Oktober. Vom Colorado bis *Victoria*, am *Guadalupe*, ist zu Pferde eine Tagreise. Der Ort kann ein wichtiger Handelsplatz werden, wenn das einige Meilen abwärts befindliche *Raft* im Strome beseitigt wird. Jetzt müssen die fremden Zufuhren bei *Linville* in der *La Baca-Bay* gelandet werden, von wo aus auch *S. Antonio* (*de Bexar*) versorgt wird. Als Hauptquartier der Kuhdiebe ist Victoria in schlechten Ruf gekommen und dadurch die Zerstörung des wichtigen Handels zwischen hier und dem *Rio Grande* herbeigeführt worden. Ueber den *Guadalupe* und dann über den *Coleto* setzend, kam der Reisende nach *Goliad*, am *Rio San Antonio*, welcher Ort 1836 gänzlich zerstört worden ist. Drei weitere Tagreisen über fruchtbare Prairien, wo ungeheure Viehheerden weiden könnten, brachten Hrn. *Falconer* nach *S. Antonio*. Das ganze Land, sagt er, südlich von einer Linie, welche von *Austin* nach einem Punkte 20 Meilen oberhalb *Houston* gezogen wird, bis zu einer andern

Linie, die nördlich von *Victoria* läuft, ist für Europäer ungesund. Fieber, Gicht und Gallenkrankheiten sind herrschend und haben schon viele Einwanderer weggerafft. Selbst die Mexicaner in San Antonio mögen nicht am Colorado leben. Westlich vom Colorado und nördlich von der erwähnten Linie ist das Land gesünder. Zwischen der Stadt *San Antonio* und dem *Rio Grande* sind keine Ansiedelungen, aber die Landschaft gehört, obwohl mit unfruchtbaren Stellen gemischt, unter die schönsten Gegenden von Texas. Sie hat eine Fülle herrlicher Eichen, Sycamoren, viel Baumwollenland, und ist reich an Viehweiden. Zwischen dem *Rio S. Antonio* und *Rio Grande* sind die Flüsse *Honda*, *Trio* und *Leona*, welche sich sämmtlich mit dem *Neuces* vereinigen. Auf dem fernern Wege (im Juni) nach *Austin* wurden die Flüsse *Cibole*, *Guadalupe* und der *Rio Blanco*, ein Nebenfluss des *San Marcos*, überschritten. Das schönste Land ist zwischen dem Letztern und dem Guadalupe. Zwischen dem *Rio Blanco* und

dem *San Marcos* ist ein mit hochstämmiger Waldung besetztes Tiefland. *Austin* ist regelmässig angelegt und hat hölzerne, aber trefflich gebaute Häuser; obwohl erst 1839 gegründet, ist die Stadt doch schon sehr blühend *).

Zu *Austin* wurde der Reisende eingeladen, eine Expedition zu begleiten, die angeblich zu mercantilischen Zwecken nach *Santa Fé* unternommen wurde. Sie sollte von etwa 270 Bewaffneten begleitet werden, zum Schutze für die Waaren, eine gewöhnliche Vorsicht, wenn ein von feindlichen Indiern bewohntes Land durchzogen werden soll. Am 19. Juni erreichte *Falconer* die Expedition, als sie von *Bushy* abzog. Es wurden nach einander der *Bushy Creek* und der *San Gabriele* übersetzt. In der Prairie fand man kleine Stücke Eisenerz in ziemlicher Menge. Als der *San Andreas-Fluss* überschritten war, erblickte man unermessliche Hornvieh-Heer-

*) *Ebendas.*, Nr. 1860, S. 431.

den. Nach vier Tagen kam die Expedition an den *Bosque*-Fluss, zog jenseits desselben immer weiter nördlich und erblickte am 11. Juli den s. g. Spitzberg (*Peak*) *Comanche*, der übrigens trotz des Namens ein Tafelberg ist. Am 13. übersetzten die Reisenden den *Brazos* und fanden hier einen versteinerten Baum, wahrscheinlich den auf den Karten hier angegebenen „versteinerten Wald.“ Ueber mehre kleine Flüsse und durch ein dicht bewaldetes Land kam man am 27. Juli unter 30° 35′ nördl. Br. und 97° 44′ westl. L. (von Greenwich) und wandte sich hier nach Westen, in welcher Richtung es bis zum 31. August fortging. Auf diesem Wege kam man zu verschiedenen Merkwürdigkeiten, namentlich am 5. Aug. zu einem grossen rothen See, am 17. zu einer schönen Quelle, deren Wasser, als es einige Zeit der Sonne ausgesetzt war, ekelhaft und bitter wurde, so dass die Mehrzahl erkrankte und an Durchfall litt, während zugleich die Vorräthe von Salz,

Essig, Zucker und Kaffeh erschöpft waren und die Fleischportion auf ein halbes Pfund herabgesetzt werden musste. Die Expedition berechnete, dass sie vom 27. Juli bis 31. Aug. 370 (engl.) Meilen zurückgelegt hatte, und befand sich jetzt unter 34° 30′ nördl. Br. und 101° 25′ westl. L. Das Land wechselte zwischen flacher Ebene und schroff ansteigenden, oben gleichfalls flachen Höhen. Die Noth der Expedition nahm zu und ein Theil der Mannschaft musste nach *San Miguel* vorausgeschickt werden, um Führer und Lebensmittel zu holen. Unterdessen wurden die Zurückgebliebenen von *Indiern* angegriffen und verloren 14 Mann und 84 Pferde. Am 4. Oktober kam man endlich auf das Hochland, welches die nach dem *Rothen Fluss* und dem *Puerco* strömenden Gewässer theilt, und hier wurde die Expedition von einer Schaar *Mexicaner* angegriffen und genöthigt, die Waffen zu strecken. Die Behandlung der Gefangenen war zum Theil sehr hart und viele, die aus Erschöpfung

und Krankheit nicht mehr fort konnten, wurden ohne Umstände erschossen. Am 4. November kam der Zug nach *Paso del Norte*, unter beiläufig 32° nördl. Br. — Ueberall in der Gegend, wo der Zug durchging, herrschte die grösste Furcht vor den Indiern, welche einen grossen Theil des Landes verwüstet hatten. Man berechnete im Jahre 1841 die durch diese 1830 begonnenen Angriffe erlittenen Verluste an Vieh und anderer Habe bereits auf 10 Millionen Dollars und den an Menschenleben auf mehr als 10000 Personen*).

Ein ungenannter Reisender, welcher die nördlichen Gegenden von *Texas*, so wie das Land zwischen *Santa Fé* und dem *Stillen Meere* durchwanderte, hat am *Rio Puerco* und am *westlichen Colorado* ansehnliche Ruinen entdeckt. Er fand namentlich einige Tagreisen von Santa Fé, an einem Arme des *Rio Puerco* die Ruinen eines alten Tempels, dessen aus un-

*) *Ausland* 1843, Nr. 202 (21. Juli).

gehauern Steinblöcken bestehende Mauern noch vollständig erhalten sind und einen englischen Acre Flächenraum einnehmen. Das Dach ist zerstört, aber das Gebäude besteht aus drei Stockwerken und enthält eine Menge vierseitiger Gemächer, welche jedoch keine Fenster haben, so dass die des untern Stockwerks finster wie Keller sind. In einem der vom *westlichen Colorado* durchströmten Thäler, 400 (engl.) Meilen oberhalb der Mündung dieses Flusses, steht ebenfalls noch ein grosser Tempel aufrecht und ist so wohl erhalten, dass er bloss mittelst Herstellung eines neuen Daches sogleich bewohnbar gemacht werden könnte. In der Nähe befinden sich am Abhange eines Berges die Ruinen einer Stadt, welche sehr gross gewesen zu seyn scheint. Die Indier der umliegenden Gegenden haben keine Ueberlieferungen in Betreff dieser Denkmähler *).

Ein mit *L. L.* unterzeichneter Fran-

*) *Nouv. Annales des Voy.*, 1843, Decbr. S. 374.

zose giebt in einem Schreiben aus *Quito* vom 10. Febr. 1838, welches die *Nouv. Ann. d. V.* mittheilen, Nachricht von einer im Jahre 1837 gemachten Reise durch die Provinzen *Canelos* und *Napo* des Freistaates *Ecuador*, wo sich französische Etablissements zum Betriebe des Gold-Bergbaues gebildet haben. Am 26. Juni brach er in Gesellschaft des Direktors *Bellon* nach *Pelileo* auf. Hier waren bereits die für die Anstalt in *Sunikuri* (*Souni-Couri*) bestimmten Arbeiter und Aufseher, so wie der Arzt, Dr. *Aviles*, versammelt, und die ganze Reisegesellschaft begab sich nun nach dem 7 Lieues von Pelileo entfernten *Baños*. Dieser Ort ist durch seine heissen Quellen berühmt, welche hier am Fusse des Vulkans *Tunguragua* hervorsprudeln. Der wellenförmige Boden trägt Spuren von den durch die Ausbrüche des Berges verursachten Umwälzungen, ist aber fruchtbar und gut bebaut, so dass er gegen das weiter entlegene wilde Land freundlich absticht. Die Einwohner sind augenschein-

lich indischer Abkunft. Sie leben ausschliesslich vom Transport der Waaren, welche einige Kaufleute von den Indiern der Provinz *Canelos* holen. Auch wird das Salz, welches eine Quelle hier absetzt, nach *Quito* an die Apotheker veräussert, die es für englisches verkaufen.

Am 20. Juli verliess man *Baños* und kam nach *Agoyan* und zwei Tage später an die Ufer des *Rio Verde*, bei dessen Uebersetzen der Verf. sein Gewehr verlor. Am 27. erreichte man das Gebirge *Abitagua*, dessen Uebersteigung tägliche Regengüsse und Gewitterstürme oft ganz unmöglich machen. Die Indier vom *Pindo* und von *Canelos* betrachten es als eine Schutzmauer gegen die Weissen und behaupten, dass der Donner, wenn er sich auf dem Gebirge hören lässt, ihnen die Ankunft der Letztern verkündige. — Ueber die Flüsse *Tatschapi* und *Manga-Yaku* gelangte man zu den Trümmern einer vom Missionär *P. Fierro* gegründeten Niederlassung, welche die hier wohnenden *Xi-*

raros vom Pindo zerstört hatten und zwar als Vergeltung für Feindseligkeiten, welche der Missionär, weil sie ihm keine Hühner und Schweine schenken gewollt, gegen sie verübt hatte. Die *Xivaros* bestehen aus mehrern Stämmen und wohnen an den Ufern der Flüsse *Alpa-Yaku*, *Bobonaza* und *Pindo*, welcher Letztere von den Reisenden übersetzt wurde. Am 22. August langten diese im Dorfe *Canelos* an.

Dieses am linken Ufer des *Bobonaza* zerstreut gelegene Dorf ist der Hauptort der unter der vormaligen spanischen Herrschaft zum Christenthum bekehrten *Xivaros*. Auf dem grossen Platze steht die Kirche, deren Thüre von den Indiern mit wunderlichen Malereien bedeckt war, und das Pfarrhaus, wo die Reisenden sich einquartierten. Die vornehmsten Erzeugnisse dieser Provinz sind Zimmt, Vanille, Cedern (aus welchen die Eingebornen ihre Kähne machen), Fieberrinde, Zuckerrohr, Mais, Ananas, Schuppenäpfel (Anona), *Chontaruro* (?), *Papayas* (melonenähnliche

Früchte des *Carica Papaya*) und Süsskartoffeln. Ausserdem giebt es treffliche Fische, Wildschweine, Rehe und *Dante's*, deren Fleisch dem Rindfleisch ähnelt. Die Eingebornen gebrauchen als Waffen Lanzen von dem harten Holze der *Tschonta-Palme* und eine Art 7 bis 10 Fuss langer Blasröhre, *Tucanas* genannt, mit welchen sie, hauptsächlich auf der Jagd, kleine vergiftete Pfeile abschiessen. Zur Vertheidigung dient ein Schild von Balsa-Holz, welcher 30 bis 40 Zoll im Durchmesser hat. Die *Canelos* sind noch von den Jesuiten zum Christenthume bekehrt worden und haben einen Pfarrer, der eine despotische Gewalt über sie ausübt, welcher sie sich bisweilen durch die Flucht entziehen. Obwohl sie die grösste Verachtung und selbst Hass gegen die Ungläubigen zur Schau tragen, so beweist doch ihr häufiger Verkehr mit denselben, dass ihnen diese Gesinnungen nicht natürlich sind. Allerdings finden zuweilen Feh-

den mit ihnen Statt, aber nur um der Weiber oder der Jagdgründe willen.

Von *Canelos* begaben sich die Reisenden nach *Covito*, am rechten Ufer des Bobonaza. Dieses Indier-Dorf ist kleiner als Canelos und hat eine höhere und freiere Lage. Die Reisenden wurden gut aufgenommen, tauschten für Leinwand und Glaskorallen Lebensmittel ein und wurden am andern Morgen von drei Indiern in Kähnen schnell den Fluss hinab in den *Tschambira* geführt, wo sie ausstiegen und den Weg zu Fusse fortgingen. Zwei Tage später trafen sie am *Grossen Jakino* (*Yaquino Grande*) ein, an dessen Ufern sich das Etablissement *Sunikuri* befindet, wo sie mit einer gewissen Festlichkeit von den bereits hier sesshaften französischen Landsleuten empfangen wurden. Die Niederlassung liegt tief am rechten Ufer des genannten, in den *Villano* gehenden Flusses. Vier einstöckige Häuser bilden mit ihren Einzäunungen und Gärten eine nach dem Platze führende Strasse. Um den Platz

stehen die Kirche, das Pfarrhaus, drei Häuser der Compagnie und ein Schuppen, worin die Arbeiter schlafen. Ignamen-, Bananen- und Reisspflanzungen liefern die nöthigen Lebensmittel. Die Gesellschaft zählt sechs Mitglieder, fünf Franzosen und einen Italiäner. Hr. *Salaza*, Münzdirector in Quito, ist zwar auch in Italien geboren, aber in Frankreich erzogen und hat in der Armee unter Napoleon gedient. Er war anfänglich Vorsteher der Compagnie; da ihn aber sein Beruf in Quito nothwendiger machte, so musste *Bellon*, ein gewesener Kaufmann daselbst, seine Stelle übernehmen.

Der Boden von *Sunikuri* liefert das feinste Gold im Ueberfluss, das meiste an den Ufern des *Yaquino*, wo die Indier schon längst Wäschereien betrieben haben. Der Name *Sunikuri* bedeutet „langes Gold." Die erste Sorge der Actionnäre, welche sich hieher begaben, war die Aufsuchung einer passenden Stelle zum Bau der Wohnungen. Sie liessen also die Waldung in

der Gegend, welche ihnen die Regierung von *Ecuador* abgetreten hatte, lichten, kauften einige Pflanzungen von Indiern, legten neue an und waren in kurzer Zeit im Stande, ihre Familien und die nöthigen Arbeiter nachkommen zu lassen. Als der Verf. hier eintraf, nährten sich bereits 60 Personen vom Ertrag der angebauten Ländereien. Es ist zu bedauern, dass man nicht gleich Anfangs Bergleute von *Choco* angestellt hat, welche mit Recht als die geschicktesten für Seifenwerke angesehen werden. Die mitgebrachten Arbeiter haben Manches angefangen, was später wieder aufgegeben werden musste. Seit der Ankunft des Direktors *Bellon*, welcher Leute von Choco angeworben hat, gehen die Arbeiten besser von Statten.

Die bei *Sunikuri* wohnhaften Indier gehören zum Stamme der *Saparos*, dem zahlreichsten dieser Gegend, welcher theils in sesshafte, theils in herumstreifende Horden zerfällt, die sich vom *Yakino* bis zum *Amazonen-Strome* ausbreiten. Letztere

gerathen bei diesen Wanderungen oft in Streit unter sich oder mit andern Stämmen, dessen Veranlassung gewöhnlich Weiberraub oder Beeinträchtigung des Jagdgebietes ist. Die Besiegten werden ohne Erbarmen niedergemetzelt, mit Ausnahme der Weiber und Kinder, die zu Sklaven gemacht oder an Fremde verkauft werden. Die *Saparos* haben einen weniger als mittlern Wuchs, eine blassgelbe Hautfarbe und starke muskelkräftige Beine. Das Gesicht ist roth und schwarz bemalt, die Haare sind lang und hangen unordentlich um das Haupt herum. Einige, besonders die Weiber, reissen sich die Augenbrauen aus. Die Sprache ist von der der *Xivaros* und der *Incas* gänzlich verschieden. Da sie mit den Weissen nur durch etwas Tauschhandel und überhaupt nur mit den wenigen nach *Canelos* kommenden Handelsleuten in Verbindung stehen, so leben sie in einem halbwilden Zustande, welcher aber ihre natürliche Industrie um so bemerkenswerther erscheinen lässt. Die Männer tragen

eine Art Hemd ohne Aermel, *Yantschama* genannt, welches aus der Rinde des Baumes *Yuru* gemacht wird. Die Weiber winden um die Lenden einen schmalen Streifen derselben Rinde. Auch bereiten sie aus den Fasern der Rinde eines *Tschambira* genannten Strauches eine Art Zwirn, und machen daraus Hangematten, Netze etc. Die Waffen bestehen in Lanzen und Wurfspiessen; Schilde aber haben sie nicht.

Die *Saparos* sind im Ganzen ein träges Volk, welches die Hälfte des Lebens in den Hangematten liegend zubringt. Nur wenn die Noth sie zwingt, gehen sie auf die Jagd und den Fischfang. Sie können eine lange Zeit hindurch fasten und hungern, und überlassen sich dann wieder einer unglaublichen Gefrässigkeit. Auf ihren Streifzügen belasten sie sich nie mit Lebensmitteln; einige Blätter von der Pflanze *Guayusa*, welche im Geschmack und andern Eigenschaften viel Aehnliches mit dem Thee und der Lindenblüthe hat, genügen ihnen für mehre Tage. Uebrigens ver-

zehren sie ohne Unterschied alle Arten von Insekten und Reptilien. Sobald sie aber eine Heerde wilder Schweine antreffen, stürzen sie sich, ganz nackt und mit der Lanze oder dem Blasrohr bewaffnet, in den dicksten Wald, und wenn die Jagdwuth hinlänglich gestillt ist, begeben sie sich nach der Stelle zurück, wo sie ihre Weiber und Kinder gelassen, die unterdessen schon ein grosses Feuer angezündet und einen Kessel mit Wasser darauf gesetzt haben. In einem Augenblick ist das erlegte Wild zerstückt; ein Theil wird in den Kessel geworfen, der andere auf die Kohlen gelegt.... Jede Ortschaft hat ihren kriegerischen Häuptling, welcher stets der tapferste, oft auch der grösste und stärkste seyn muss. Er gebietet unumschränkt, macht aber selten Missbrauch von seiner Gewalt, da den Indiern ein Gefühl der Gerechtigkeit und Mässigung inwohnt, vermöge dessen sie den Starken wie den Schwachen gleichmässig behandeln.... Die *Saparos* scheinen keinen Begriff von Re-

ligion zu haben. Höchstens glauben sie an einen bösen Geist und an die Seelenwanderung (?). Sie beten aber nicht, wie die *Incas*, die Sonne an. Uebrigens gehören sie zu den Barbaren-Horden, welche einst den Spaniern bei der Eroberung des Königreichs *Quito* behilflich waren.

Nach einigen Tagen begab sich Hr. *L. L.* nach der unter der Leitung eines Hrn. *Simon* stehenden französischen Goldwasch-Niederlassung. Zahlreiche Pflanzungen, die dieser von den Indiern gekauft hat, breiten sich an beiden Ufern des *Villano* aus. Da es an hinreichenden Fonds und Theilnehmern fehlt, so ist dieses Etablissement nicht so vorgeschritten, wie das von *Sunikuri*. Indessen führte er den Reisenden nach dem kleinen Flusse *Tschulti-Yaku*, wo bereits Vorbereitungen zum Goldwaschen gemacht waren. Die Stelle ist allerdings günstig gewählt. Die Indier haben hier früher gearbeitet und sind fast unter den Streichen gestorben, welche sie von ihren Stammverwandten dafür empfan-

gen haben, dass sie sich durch Geschenke verleiten lassen, den Weissen diese kostbare Gegend zu verrathen... Nach *Sunikuri* zurückgekehrt, wurde der Verf. von einem heftigen Fieber, mit einem Anfange von Dysenterie begleitet, ergriffen. Die Indier nennen diese Krankheit, welche oft Leute, die nicht ans Klima gewöhnt sind, befällt, *Bitschu*. Das Mittel, welches sie ihm riethen, Citronensaft und Schiesspulver, mochte er nicht gebrauchen, und er wurde nach einiger Zeit durch den Doktor der Anstalt hergestellt.

Am 25. Sept. begab sich der Verf. nach dem Dorfe *Sara-Yuku* am gleichnamigen Flusse, welches zum Stamme der *Canelos* gehört und wohin er nach einem mühevollen Marsch von fünf Tagen gelangte. Das Dorf liegt am linken Ufer des *Bobonaza* und besteht aus 18 Häusern, nebst der Kirche und der Pfarrei. Vor 49 Jahren hatte sich eine *Canelos*-Familie hier niedergelassen und jetzt zählt der Ort 35 streitbare Männer. Die *Sarayakos*

sind von mittler Größe, haben starke und wohlgebaute Gliedmassen und zeichnen sich durch Körperkraft und Tapferkeit aus. Häufige Vermischungen mit den *Xiruros* sind wahrscheinlich die Ursache ihrer ganz eigenthümlichen Physiognomie. Viele haben wahrhaft griechische Züge und fast alle jungen Leute sind von zierlicher Körper- und Gesichtsbildung. Da die *Sarayakos* mehr Verbindung als die *Saparos* mit den Weissen haben und die *Kitschua* (*Quichua*)-Sprache reden, so betrachten sie die Saparos als Barbaren. Sie tragen hinnene Beinkleider, die sie verschieden färben, und kurze Kittel oder Jacken, die nur bis auf die Hüften herabreichen. Das Gesicht bemalen sie roth und schwarz, die Haare binden sie hinten am Kopfe zusammen und in die durchbohrten Ohrläppchen stecken sie kleine Stücke Seidenflohr. Die Weiber kleiden sich beinahe wie die Indianerinnen in *Quito*, nur ist der Stoff derselbe wie bei den Männern, und bei ihrer täglichen Arbeiten und auf der Reise tragen sie ebenfalls kurze Jacken oder Blousen.

Die Erzeugnisse von *Sara-Yaku* sind dieselben wie die von *Canelos*, übertreffen sie aber vielleicht an Güte. Fischerei und Jagd sind einträglicher. Das Klima ist zwar warm und feucht, aber doch gesund. Der Pflanzenwuchs ist kräftig, aber die Gegend wimmelt von reissenden Thieren, Reptilien und Muskiten.

Wie alle Indier-Stämme hat auch dieser seinen *Kuraga* (bürgerliches Oberhaupt), welcher aber bei weitem den Einfluss nicht besitzt, den der kriegerische Häuptling ausübt. Letzterer ist stets aus einer alten und durch Tapferkeit ausgezeichneten Familie, während die Geistlichen oft Männer aus unberühmten Familien zu Kuragas ernannt haben. Uebrigens besitzen die Pfarrer ein nicht minder grosses Ansehen und begnügen sich weder mit dem Ertrag ihres Amtes noch mit den Geschenken der Indier. Das Pfarrhaus ist nichts Anderes als ein Waaren-Magazin, wo die Indier zu den vom Pfarrer festgesetzten Preisen ihre Bedürfnisse einkaufen.

Die *Sarayakos* sind von sanfter Gemüthsart, weniger träge und haiklicher in der Wahl ihrer Nahrungsmittel, als die *Saparos*. Sie jagen und fischen fleissig und haben stets reiche Vorräthe von Wildpret und Fischen. Von Natur zur Fröhlichkeit gestimmt, versammeln sie sich drei oder vier Mal wöchentlich bei Einem oder dem Andern, um zu tanzen und zu trinken. Der Verf. wurde einige Tage nach seiner Ankunft vom Kriegshäuptling zu einer solchen Festlichkeit eingeladen, wo es sehr lustig herging, und fleissig *Tschitscha* (Mais-Branntwein) und *Venillo* (ein säuerlich schmeckendes gegohrnes Getränk vom Safte der Maniok-Wurzeln) eingeschenkt wurde. Die Mahlzeit bestand in Wildschwein- und Affenfleisch, Bananen, Ignamen und Fischen, Alles stark mit Chili-Pfeffer gewürzt. Der Hausherr gab dem Gaste, zum Zeichen der Freundschaft, ein Stück Fleisch, von dem er selbst schon ein Stück abgebissen hatte. Nach dem Essen reichten ihm die Weiber eine Kalebasse mit Wasser

zum Ausspülen des Mundes und zum Waschen der Hände. Der Tanz glich dem der Indier von Quito. Die Tonwerkzeuge waren eine Trommel von Affenfell und eine Rohrpfeife.

Da der Verfasser auch die noch unbekehrten Stämme der *Xivaros* kennen lernen wollte, so beschloss er sich auf dem *Pobonaza* einzuschiffen und die an demselben wohnenden Dörfer zu besuchen. Er wusste zwar, dass der Häuptling *Pini-Singa* (Nasenspitze), von seiner Ankunft unterrichtet, nicht günstig gegen ihn gestimmt war, weil er fürchtete, der Reisende sei von der Regierung von *Ecuador* abgeschickt, ihm einen Tribut aufzulegen oder ihn den Pfarrern zu unterwerfen, die er nie auf seinem Gebiete hatte zulassen wollen. L. L. liess sich aber dadurch nicht abschrecken. Der Empfang war, wie zu erwarten, misstrauisch. Als er aber erklärte, dass er aus Frankreich, weit von der andern Seite des Meeres her, komme, wurde er freundlicher behandelt... Die

Xivaros sind von höherem Wuchse als die *Canelos*, auch stärker, tapferer und ein hätigeres Leben führend. Sie sind die einzigen Indier, bei welchen die *Vielweiberei* Sitte ist. Ihre Sprache ist verschieden von der der *Canelos* und der *Saparos*, und die Sprechweise stets heftig, so dass, wenn sie sich auch nur ruhig unterhalten, man ein lebhaftes Gezänk zu hören glaubt. Nur ihre innern Zwiste, die durch Eifersucht wegen der Weiber herbeigeführt werden, verhindern sie die Herrschaft über die andern Stämme zu erringen, welchen sie an Tapferkeit, Industrie und Jagdgeschicklichkeit überlegen sind. Ihre Lieblingstracht ist ein weites bis auf die Füsse reichendes Gewand, mit Oeffnungen für den Kopf und die Arme. Es heisst *Kutchma* und wird aus der Rinde des Baumes *Yuru* gemacht. Bei Feierlichkeiten binden sie einen breiten Gürtel um den Kopf, von demselben Stoffe und eben so gelb und roth gefärbt. Auch tragen sie grosse Halsbänder von schwarzen Körnern. Das Ge-

sicht bemalen sie mit zwei breiten schwarzen Streifen, die vom Kinn bis an die Ohren reichen. Sie haben Zauberer oder Wahrsager, die bei wichtigen Unternehmungen befragt werden. Diese trinken den Absud einer Schlingpflanze, *Sekuanka*, wovon sie berauscht werden und dann in tiefen Schlaf fallen, während dessen sie prophetische Träume haben. Die meisten Kriege führen die Kivaros mit den *Canelos*. Ihre Waffen sind Lanzen und Schilde. Der Verf. fand während seines Aufenthaltes unter ihnen, dass der Vorwurf der Grausamkeit und Wildheit, der ihnen von den christlichen Indiern gemacht wird, theils aus Fanatismus theils aus Unbekanntschaft herrühre.

Bei der Rückkunft nach *Sinaburo* fand der Verf. die Arbeiten vorgeschritten und die Ergebnisse der bereits vorgenommenen Waschungen zu den schönsten Hoffnungen berechtigend. Am 15. Nov. brach er von hier nach der Provinz *Napo* auf. Die Reise ging über die Höhen *Tiuru-Yaku*, und

Ancuya, dann längs den Ufern des *Kuraray*, und drei Tage lang auf die beschwerlichste Weise durch dichten Urwald bis an den Fluss *Curano*, weiter auf diesem in einer Pirogue abwärts nach der Stadt *Napo*, wo der Verf. von dem Gouverneur, an den der Präsident der Republik (Ecuador) bereits deshalb geschrieben hatte, aufs beste empfangen wurde.

Napo gehörte sonst zur Provinz *Quixos* (*Kijos*), die sich bis an den *Maranon* erstreckte. Gegenwärtig beschränkt man den Namen *Napo* auf einen Landstrich, welcher südlich von *Villano* begränzt und von zahlreichen Flüssen durchschnitten wird, worunter der *Napo*, der *Kuraray* und der *Coca* die wichtigsten sind. Die vornehmsten Erzeugnisse des Landes bestehen in Mais, Zuckerrohr, Bananen, Pataten, Igname, Ananas, Anonen und Aracado-Pflaumen, (Früchten des *Cinnamomum grattissimum*). Die Dörfer der Provinz entrichten seit der Eroberung einen Tribut theils in Gold, theils in Aloe-Fasern. (*Al*

d'Aloëe). Die Verwaltung hat ein Gouverneur mit dem Range eines Obersten. Ehemals waren die Pfarrer die alleinigen Herren aller dieser Missionen, welche sich durch die Anstellung von Gouverneurs sehr beeinträchtigt fanden. Eine Empörung der Indier, welche im September 1828 ausbrach, und bei welcher der Gouverneur sowohl als der Pfarrer von *La Concepcion* das Leben verlor, wurde durch den als Nachfolger von der Regierung abgeschickten Obersten *Don Ramon Aguirre* gestillt und seitdem ist Alles ruhig.

Der Haupt-Handelsverkehr der Provinz *geschieht* mit *Quito* und dem *Marañon*. Aus Quito erhält man, gegen Gold, Baumwollen-Gewebe, Beile, Säbel, Messer, Nadeln, Angelhaken und Glaskorallen; vom Marañon werden theils von Laguna, Xeveros, Lamas, theils von Orah, Ucayali etc. Lienzo (ein Baumwollenstoff), Salz, Tabak und Fische geholt und dafür Beile, Säbel, Angelhaken und Cuicots in Tausch gegeben. Mit Brasilien besteht kein Verkehr.

Der Handel mit den Indiern würde einer der gewinnreichsten seyn, (denn sie bezahlen in gutem Geld), wenn man nicht gewohnt wäre, ihnen Alles auf Borg zu geben. Sie zahlen nie baar, auch wenn sie könnten, sondern oft erst nach zwei oder drei Jahren. Wahrscheinlich geschieht dieß aus Besorgni ihren Wohlstand zu verrathen und sich dadurch eine Erhöhung ihres Tributs zuzuziehen. — Die Provinz Napo hat mehre reiche Goldwäschen, aber die verschiedenen Unternehmungen zu ihrer Ausbeutung haben aus Mangel an geschickter Leitung und gehörigem Zusammenwirken keine vortheilhaften Resultate gehabt.

Die Indier der Provinz unterscheiden sich von den *Cunetos* durch ihren höhern Wuchs, ihre europäischen Züge und den runden Schnitt ihrer Kopfhaare. Ihre Gemüthsart ist fröhlich, aber verstellt, indem sie tapferer und furchtbarer zu scheinen suchen als sie wirklich sind. Sie machen sich zuweilen ein boshaftes Vergnügen, ihre Vorgesetzten durch blinden Lärm, als

ob heidnische Indier einen Angriff beabsichtigten, in Schrecken zu setzen.

Am 17. Dezember verliess der Verf. *Napo*, hatte aber vorher noch Gelegenheit, einer Hochzeit beizuwohnen. Die Braut war erst zehn Jahr alt. Man sagte ihm, dass dergleichen Verbindungen nichts Seltenes seien, weil der Mann ein solches junges Weibchen, die übrigens nach der Hochzeits-Ceremonie den Aeltern zurückgestellt wird, ganz nach seinen Wünschen und Launen erziehen könne. *Archidona* ist ein Dorf am Flusse *Misahallani*, der seines felsigen Bettes wegen nicht schiffbar ist. Die hiesigen Indier sind civilisirter, aber auch lasterhafter als die Napos. Sie dienen als Lastträger für Reisende nach *Quito*, die sie mittelst auf dem Rücken befestigter Stühle tragen. Am 9. Jänner 1828 traf der Verf. wieder in *Quito* ein *).

Von dem preussischen Naturforscher *Sachsenburgk*, welcher mit der Bestimmung

*) Nouv. Ann. d. V., 1828, Juli, S. 15 bis 22.

der Grenzen des *Britischen Guyana* beauftragt, diese Colonie seit 1841 bereist hat*), ist im *Guyana Herald* (1843, Oktoberheft) ein von ihm selbst abgefasster Bericht über seine letzte Reise erschienen, welchem die *Literary Gazette* mittheilt. Diesem zufolge verliess er *Georgetown* im Februar 1843, in Begleitung des Künstlers *Goodall* und einer Bande *Macusi-Indier*, welche unter allen Gefahren bis zum Schlusse der Reise treu bei ihm aushielt. Man fuhr den *Essequibo* (*Essequibo*) hinauf und erreichte am 24. März *Pirara*, das vormals eine zahlreiche indische Bevölkerung hatte, jetzt aber nur von einer einzigen Familie bewohnt wird. Hier verweilte die Expedition, mit Vorbereitungen zur weitern Reise beschäftigt, bis zum 30. April, wo sie, zum Erstaunen der Eingebornen, mit ihrem grossen Boote bei dem hohen Wasserstande den Rupununi höher als irgend vormals hinaufkamen. Hier trennten sich

*) S. die Jahrgänge 1843 S. CVI., und 1844, S. LV. u. ff.

die Reisenden, indem die Boote zurückgeschickt wurden und die H. H. *Schomburgk* und *Goodall* zu Lande über die *Carawauni-Berge* gingen. Auf diesem Wege kamen sie durch grosse Savannen und Manica-Sümpfe, wo in Fülle eine Gattung von Cacao (*Theobroma*) wuchs, aus deren Samenkernen sie eine treffliche Chokolate bereiteten und so die Indier eine Kunst lehrten, mit welcher diese bisher unbekannt gewesen waren. Am 8. Juni kamen beide Reisende zu einer Niederlassung von *Turuenas*-Indiern, in der Nähe einer andern Ansiedlung von *Atorais*, welche beide Schomburgk bereits 1837 besucht hatte. Pocken und Masern hatten seit dieser Zeit grosse Verheerungen angerichtet. Man machte hier Kähne aus Baumrinde und schiffte damit den *Cuyuwini* hinunter in den *Obern Essekibo*. Hier fand man die knollenartige Wurzel einer Bohnengattung von beträchtlicher Grösse, im Geschmack zwischen Yams und Süsskartoffeln. Die Eingebornen nennen sie *Cuyupa*. Schom-

burgk nahm Samen davon mit und vertheilte sie später in *Georgetown*.

An der Mündung des *Urana* in den Essekibo, 1° 37′ nördl. Br., verliess man die Kähne und ging zu Lande über eine Hügelkette bis zum 13. Juli, wo man die Quellen des *Onororo*, eines andern Zuflusses des Essekibo, erreichte. Etwa 100 Fuss weiter aufwärts liegen die Quellen des *Caphiwain* oder *Apiniau*, des Hauptarmes des grossen Flusses *Trombetas*, welcher in den Amazonen-Strom geht. Die Reisenden standen hier, 2000 Fuss über dem Meere, auf der Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des *Amazonen-Stromes* und denen des *Essekibo*. Einige Meilen weiter gelangten die Reisenden zu einem Dorfe der *Maopityans* oder *Awachwas*, wo zwei grosse Häuser mit Pagodendächern standen, der einst mächtige Volkstamm aber sehr zusammengeschmolzen war. Die *Maopityans* unterscheiden sich in der Gesichtsbildung von den übrigen Indiern, eben so auch in der Kleidung etc.

Sie tragen lange Haarzöpfe, welche mit Palmblättern umwickelt und mit Papageienfedern und Schnüren von rother Baumwolle verziert sind. Ihre Nahrung war elend; sie bestand in zerriebenem faulen Holz mit etwas Cassada-Mehl vermischt. Auch benahmen sie sich unfreundlich, so dass die Reisenden Mühe hatten, sich Lebensmittel zu verschaffen, und noch mehr, sechs von diesen Wilden als Begleiter nach der nächsten Station anzuwerben. Man schiffte sich indessen in Kähnen ein und fuhr den *Caphiwein* hinab zu den Stämmen, *Pinaghotto* und *Drio*. Diese Fahrt war wegen des starken Gefälles, das auf 60 Meilen 395 Fuss beträgt, und wegen der häufigen Wasserfälle von 40 bis 50 Fuss Höhe, sehr gefahrvoll. Am 30. Juli erreichten sie den Zusammenfluss des Caphiwein mit dem *Wanamu*, der ihm an Grösse gleich kommt. Beide vereinigte Flüsse nehmen den Namen *Kapha* an. Die in diesen Gegenden wohnenden Indier, die *Zavacotas*, *Drios*, *Pintaghottos* u. a. leben in einem

höchst elenden Zustande und sterben fast vor Hunger. Sie erzählten von noch andern Stämmen, namentlich den *Tsikianas* und weiter westlich von den noch furchtbarern *Maipurischanas* oder *Cortoipityans* (Tapirs), dass sie Menschenfresser seien und das Blut der Feinde aus deren Schädeln trinken. Die Reise wurde von hier den *Wanamu* aufwärts fortgesetzt. Bemerkenswerth ist, dass die Reisenden nirgends etwas über die berühmte Nation der *Amazonen* erfahren konnten, welche sich ihren Nachforschungen immer mehr entzogen, je näher man den Gegenden kam, wo sie alten Ueberlieferungen und neuern Berichten zufolge wohnen sollten. *Schomburgk* hält ihre Existenz überhaupt noch für zweifelhaft.

Ungeachtet Boten vorausgeschickt waren, hatten doch unglücklicherweise die ersten Indier, mit welchen die Expedition am 5. August in zwei Kähnen zusammentraf, keine Nachricht von ihrer Ankunft erhalten. Sie ergriffen die Flucht und ver-

breiteten längs den Ufern überall Furcht und Schrecken. Vergebens suchte *Schomburgk* sie einzuholen und sich mit ihnen zu verständigen; sie hatten ihr Dorf verlassen und es sammt allen Lebensmitteln, Geräthschaften etc., den fremden Eindringlingen preisgegeben. Diese Gegenstände erregten die Habsucht der sechs *Muspigans*, welche den Ort zu plündern und die Expedition zu verlassen beschlossen. Sie wurden indessen ergriffen und bewacht; aber die Beschwerden der Nachtwachens und die Furcht ganzer vierzehn Tage lang warfen den Künstler *Goodall* aufs Krankenlager und auch *Schomburgk* Gesundheit war angegriffen. Zum Glück kam eine arme Familie der *Taramakus*, welche schon früher den Reisenden Vorräthe abgelassen hatte, den Fluss herabgefahren und wurde vermocht, die geflüchteten *Pinaghottos* zu beruhigen. Die Expedition verliess nun das Dorf, war aber, da ihre Leute zum Fortschaffen des Gepäcks nicht mehr hinreichten, gezwungen, die Kähne mit ver-

schiedenen Gegenständen, namentlich den naturhistorischen und ethnographischen Sammlungen zurückzulassen. Einiges von dem Gepäck kam zwar späterhin wieder in ihre Hände, aber die Sammlungen, die Zelte und das Salz, ein nicht minder wichtiger Bestandtheil ihrer Vorräthe, blieben verloren.

Die Fahrt ging jetzt nordwärts, den *Iriau* hinauf. Am 31. Aug. waren die Reisenden wieder auf den Hochländern der Wasserscheide zwischen dem Amazonen-Strom und den nördlichen Gewässern. Hier trafen sie mit den *Drios* zusammen und erhielten Beistand. In der Nähe derselben befanden sich die *Adler-Indier* und die *Buschneger* von Surinam. Schomburgk schätzt die Stärke dieser s. g. *Maruns* auf 6- bis 8000 Köpfe. Am 6. Sept. begab sich die Expedition in Kähnen von Baumrinde auf dem *Corentyne*, der hier nur ein Gebirgsstrom ist, weiter abwärts. Die Fahrt ging nur langsam von Statten, 15 Meilen in 6 Tagen, und war der vielen

Stromschnellen wegen höchst beschwerlich und gefahrvoll. Der Fluss bewässert eine traurige Einöde, welche nie ein menschlicher Fuss betreten zu haben scheint, in der Richtung nach Westen und Südwesten, anstatt wie näher an der Quelle, nordnordwestlich strömend. Vierzehn Tage lang litten die Reisenden an Erschöpfung und Mangel an Lebensmitteln; dann folgten weitere zehn Tage, wo die Beschwerlichkeiten durch Ausladen der Kähne und Fortschaffen des Gepäcks über die Tragplätze noch grösser wurden. Schon glaubte man, es nicht mehr aushalten zu können, als am 24. Septbr. der Weg von *Corentyne* zum *Essekibo* entdeckt wurde und für den Augenblick lauter Jubel an die Stelle der Verzweiflung trat. Am 1. Oktober erreichte man eine Carib-Niederlassung und alle Leiden hatten ein Ende. Nach Georgetown war der Weg bald zurückgelegt; doch hier fühlte Schomburgk zuerst wieder schmerzlich den Verlust seiner Sammlungen, der nur durch das Gesammt-Resultat der

dreijährigen Reise: die Bestimmung des *Umkreises der Demerara-Colonie, von der Seegränze bis auf 42* (engl.) *Meilen vom Aequator*, aufgewogen werden kann*).

In der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 25. März 1844 wurde ein Bericht des Hrn. *Robinson* an den Gouverneur *Moody* der Falklands-Inseln, über die *Stadt Carmen* am *Rio Negro*, in Patagonien, vorgelesen. Diese unter 40° 36′ südl. Br. und 63° 18′ westl. Länge (von Greenwich) gelegene Niederlassung wurde 1779 von einem spanischen Offizier, *Francisco Viedma*, gegründet. Als die südamerikanischen Provinzen ihre Unabhängigkeit aussprachen, blieb *Carmen* unter der Regierung des Freistaates Buenos-Ayres. Die Bevölkerung der Stadt und ihrer zugehörigen Umgebung besteht aus Spaniern, Afrikanern und Indiern, zusammen etwa 1230 Seelen. Die Ortsbehörden sind ein Commandant, ein Friedensrichter,

*) *Lit. Ges.* 1843, Nr. 1404, S. 811 ausführlicher aber in der Zeitschrift *Ausland*, 1844, Nr. 24 bis 26.

ein Zollbeamter und ein katholischer Geistlicher. Die Civilbeamten sind zugleich Handelsleute, aber nur der Richter kann lesen und schreiben. Ein altes Lehmfort droht den Einsturz, so oft die paar Kanonen, die es trägt, abgefeuert werden. Die Stadt ist elend gebaut; wenig Häuser haben Glasfenster. Zwischen der Stadt und der Mündung des Flusses sind einige Maiereien. Die Stapelwaare ist Waizen, von dem jährlich 10—11000 Bushels nach *Buenos Ayres* geschickt werden. Gerste wird nur für einheimische Pferde gebaut. Von Früchten hat man Pfirsiche, Quitten, Aepfel, Birnen, Walnüsse und Feigen; aber sie gedeihen nur, wenn es hinlänglich regnet, was jedoch selten der Fall ist. Es wächst viel Wein, der aber ein schlechtes Getränk giebt. Küchengewächse sind in Ueberfluss. Etwas Talg und Häute werden ausgeführt, so wie auch Felle von den zahlreichen wilden Thieren des Landes. Die sonst starke Ausfuhr von Salz hat abgenommen. Man erhält

es nach Regengüssen aus dem damit geschwängeten Erdboden. Die einträglichsten Gegenstände für neue Ansiedler würden Pferde- und Schafzucht seyn, für die das Land geeignet ist. Das Klima ist gesund und nur der zuweilen eintretende Regenmangel ist ein Uebel der Colonie. Der *Rio Negro* ist an der Mündung (41° 4′ Br. und 62° 50′ westl. L.) etwa 2 (engl.) Meilen breit, hat auch noch bei *Carmen*, 16 Meilen weiter aufwärts, 300 Yards, ist aber oberhalb der Stadt, wegen der vielen Inseln und Bänke, nicht mehr schiffbar. Er ist reich an Fischen. Die jetzigen Ansiedler sind roh und träge, könnten aber bei dem guten Boden, der sich durch Kanäle bewässern liesse, in Wohlstand leben*).

In derselben Sitzung der Geographischen Gesellschaft machte der Präsident (*Murchison*) bekannt, dass in Beziehung auf *Australien* (eigentlich *Neu-Holland*) eine Expedition in Berathung sei, welche

*) *Lit. Gaz.*, 1344, April, Nr. 1420, S. 224.

vom *Fort Bourke*, am Flusse Darling, nach *Port Essington* gehen solle. Auch wurde am 11. März 1844 eine Notiz (vom Gouverneur *Grey* in *Süd-Australien*) über die verschiedenen *Dialekte* der Eingebornen längs der *Südküste* von Neu-Holland, vorgelesen. Vom südwestlichen Winkel ausgehend und nach Osten fortschreitend, findet man *fünf* verschiedene Dialekte. Der erste reicht bis 124° östl. L. (von Greenwich), der zweite bis 137°, der dritte erstreckt sich bis zum *See Alexandria;* der vierte herrscht in einem Bezirk zwischen 139° und 145°, und reicht südwärts bis 35° Breite; der fünfte endlich wird im westlichen Theile von *Australia Felix* gesprochen. Diese verschiedenen Dialekte scheinen alle von einem gemeinschaftlichen Sprachstamme aus Norden gekommen und abgeleitet zu seyn *).

Geschlossen am 24. Juni 1844.

Der Herausgeber.

*) *Ebendas.*, März, Nr. 1417, S. 176.

I.

FELLOWS REISEN IN KLEIN-ASIEN.

Wir haben in den letzten Jahrgängen dieses Taschenbuches die wichtigen Entdeckungen besprochen, welche der Engländer *Charles Fellows* auf seinen beiden Reisen durch *Klein-Asien*, namentlich in *Lycien*, in den Jahren 1838 und 1840 gemacht hat. Wenn die antiquarischen Forschungen dieses unermüdeten Reisenden, welcher im vorigen Jahre eine neue Wanderung nach dem Thale des *Xanthus* angetreten hat *), zunächst nur den Alterthumsforscher, Sprachgelehrten und Künstler interessiren, so bieten die Tagebücher jener beiden frühern Reisen nebenbei so viele andere merkwürdige neue

*) S. den vor. Jahrgang, S. XCVIII.

und schätzbare Nachrichten über Land und Volk, Sitten und Gebräuche der Einwohner dar, dass eine Mittheilung des Wesentlichsten davon unsern Lesern gewiss nicht unwillkommnn seyn dürfte. Wir fassen dabei den Inhalt beider Tagebücher *) in Einen Bericht zusammen, folgen aber, was die Reiseroute selbst betrifft, dem Tagebuche der ersten Reise von 1838.

Der Verf. trat seine Wanderung ins Innere von Klein-Asien beide Male von *Smyrna* aus an, wo er sowohl 1838 als 1840 im Februar eintraf. »Nur der sehnliche Wunsch« — schreibt er am 14. Febr. 1840 — » noch mehr über die so höchst merkwürdigen Alterthümer dieses Landes und die natürlichen Eigenthümlichkeiten desselben zu erfahren, konnte mich, in Verbindung mit dem gänzlichen Mangel an gedruckten Werken, aus denen weitere Belehrung zu schöpfen wäre, bewegen, mich so weit von europäischer Civilisation und von dem Umgange mit geliebten Freunden zu entfernen. Ich komme so eben von Rom, wo ich die Kunstwerke der alten Griechen bewunderte, die sich über die Arbeiten der folgenden Zeitalter in ähnlicher Weise

*) *A Journal written during an Excursion in Asia Minor*, by *Ch. F.* 1838. London 1839. Mit 1 Karte und 21 Tafeln Abbildungen. — *An Account of Discoveries in Lycia*, being a Journal kept during a second Excursion in *Asia Minor*, by *Ch. F.* 1840. London, 1841. Mit 2 Karten u. 36 Tafeln Abbildungen.

erheben, wie ihre Akropolen über die Städte. Wie geändert hat sich Griechenland! Ich betrachte Klein-Asien in den frühesten Zeiträumen seiner Geschichte als einen Theil von Griechenland; aber seine jetzigen Bewohner wissen nichts von ihrer Vergangenheit und verstehen nichts von den Künsten, die die ältern Völker dieses Landes so ruhmvoll vor der übrigen Welt auszeichneten. In diesem jetzt fast unbekannten Theile des alten Griechenlands wurden drei der »Sieben Weisen« geboren (Thales, Bias u. Pittacus). Die Väter der Dichtkunst, der Geschichte, der Fabel und der Philosophie (Homer, Herodot, Aesop und Pythagoras) nannten Klein-Asien ihre Heimath. Zu den »Wundern der Welt« gehörten der Tempel von Ephesus, das Mausoleum in Karien und der Koloss von Rhodus. Das grösste Meisterstück der bildenden Kunst (die Mediceische Venus) wird für das Werk eines asiatischen Griechen gehalten. Der reichste König des Alterthums (Krösus) hatte hier seinen Thron und das grösste Kriegsheer, das je die Welt gesehen, zog von hier aus unter Xerxes Anführung nach Europa.« .....

Als der Verf. am 12. Febr. 1838 in *Smyrna* angekommen war, konnte er die erste Nacht kaum glauben, dass er sich in *Klein-Asien* befinde. Er wohnte in einem guten Gasthofe, ganz wie in England. Seinen Fenstern gegenüber hörte er den Trommelschlag an Bord verschiedener Kriegsschiffe und eine englische Musikbande spielte *God save the*

Queen. Aber am folgenden Morgen sah er, durchs Fenster blickend, dass er wirklich den Orient betreten habe. Wir übergehen seine Bemerkungen über den Charakter der Türken, mit denen er hier zuerst in Berührung kam. Sie fielen zum Nachtheil derselben und zum Vortheil der Griechen aus. Auf der Weiterreise ins Innere des Landes hatte er Gelegenheit, seine Meinungen zu berichtigen und später lauten seine Urtheile über beide Nationen ganz anders. Smyrna kam ihm, trotz der schönen Lage, doch nur als eine grosse aus lauter Schweizer Sennhütten (*of Swiss chalets*) bestehende Stadt vor. Die Häuser sehen sich fast alle gleich, sind wegen der häufigen Erdbeben von Holz gebaut und haben braune Dächer, aber keine Rauchfänge. Die wenigen Waarenspeicher längs der *Marina* (dem Hafendamm) sind zwar weiss angestrichen, aber ebenfalls von Holz. Es giebt vielleicht kein Haus, das mehr als Ein Oberstockwerk hätte. Das Erdgeschoss ist stets ein Kaufladen oder ein Magazin; die Wohnungen sind oben. Die Kirchen haben keine Thüren und sehen wie hölzerne Scheuern aus.

Der Verfasser erhielt Eintritt ins *Casino*, wo es Unterhaltungen mit Karten- und Billardspiel, Zeitungs-Lecture etc. gab. Auch wurde er bei vielen europäischen Familien eingeführt. Die englischen Kaufleute sind betriebsam und speculativ; aber es fehlt ihnen die allgemeine Bildung, welche in England den Umgang mit dem Handelsstande

angenehm macht. Die hiesigen Franken haben überhaupt kein Interesse an dem Lande, das sie bewohnen; und eben so wenig eine Stimme in den Verwaltungsangelegenheiten der Stadt. Ihre Gedanken sind daher nur auf ihren Geschäftsbetrieb gerichtet; und auch in dieser Hinsicht sind sie durch klimatische und politische Verhältnisse beschränkt. Keiner besitzt ein Haus von besonderm Werth, denn die häufigen Erdbeben drohen mit stetem Verlust, und das ganze Jahr hindurch liegen Schiffe aller Nationen im Hafen, um beim Ausbruche der Pest oder einer türkischen Empörung die Europäer mit Allem, was sie besitzen, an Bord zu nehmen.

Die Kinder der eingebornen Türken werden wohl in den alten Vorurtheilen gegen die Franken auferzogen. Sie schreien auf der Strasse hinter jedem Europäer her und überhäufen ihn mit Schimpfwörtern. Doch sind sie nicht ohne Furcht vor den Folgen ihrer Grobheit und denken stets auf einen sichern Rückzug hinter eine Hausthüre etc. Die Erwachsenen fangen jedoch an, manche von ihren Vorurtheilen abzulegen. Während der Verfasser zeichnete, was in den Augen der Mohammedaner etwas Sündliches ist, sahen ihm mehre Türken wohl eine halbe Stunde lang mit Wohlgefallen zu. Der Umgang mit den »Ungläubigen« wird nicht mehr wie sonst, ängstlich gemieden und schon die Handelsgeschäfte bringen beide Theile in tägliche Berührung. Im Ganzen sind sie gegen die Griechen

misstrauischer als gegen andere Nationen. Nur das Betreten der Moscheen ist den Europäern noch sehr erschwert. Da die drei Klassen der Einwohner, Mohammedaner, Juden und Christen, jede ihren eignen Sabbath haben (Freitag, Sonnabend und Sonntag), so hat die Stadt die ganze Woche hindurch ein geschäftiges Ansehen. Ohnehin beschränkt sich die Freitagsfeier bei den Türken nur auf den Besuch der Moschee, während Arbeit und Geschäfte ihren gewöhnlichen Fortgang haben.

Am 22. Febr. (1838) verliess der Verf. Smyrna. Es war ihm gelungen, einen guten Diener u. Dolmetsch für die ganze Reise anzuwerben. »Wer nur in *Europa* gereist ist,« — sagt Fellows — »kennt schwerlich die Wichtigkeit eines tüchtigen und rechtschaffnen Dieners für eine Wanderung durch Länder wie die asiatischen. Ein solcher Mann muss zugleich Dolmetsch, Koch, Schneider und Kammerdiener, Jäger, Sekretär u. Gesellschafter seyn. *Demetrius Skafi* (ein Grieche) war ein Mann von hübschem Vermögen; er besass ein eigenes Haus und ein kleines Landgut bei Smyrna. Er reiste daher mehr zu seinem Vergnügen und hatte dieses Geschäft während der letzten fünfzehn Jahre in allen Welttheilen betrieben, war auch mehrmals in England gewesen. Sein Geburtsort war *Hydra*, aber er hatte den grössten Theil seines Lebens in *Smyrna* zugebracht. Ich bezahlte ihm täglich einen Dollar (spanischen Piaster oder 2 Gulden), was zwar den ge-

wöhnlichen Preis überstieg, aber in Betracht der grossen Dienste, die er mir leistete, noch immer sehr billig war.«

Als gefrühstückt und aufgepackt war, verliess Fellows um halb acht Uhr seinen Gasthof. Auf dem ersten Pferde ritt als Wegweiser ein verdriesslicher Türke auf einem Sattel oder vielmehr einem Haufen von Mänteln und Polstern, die an sich schon ohne den Reiter eine tüchtige Last für das Pferd waren. Dann folgte das Packpferd mit dem Kochgeschirr, dem Zelte, der Hangmatte, der Matratze und einem Sack voll Lebensmittel. Der Dolmetsch hatte an seinem Sattel die Pistolenhalfter statt der Pistolen mit Messern, Stricken u. andern auf der Strasse nöthigen Dingen vollgestopft; andere lederne Behältnisse enthielten den Sonnenschirm und die Tabakspfeife und über den Schultern hing eine treffliche Doppelflinte. *Fellows* selbst schloss den Zug mit dem vierten Pferde; er trug europäische Kleidung und hatte sich eigenes Pferdegeschirr angeschafft, da die türkischen Pferdeverleiher dafür nicht zu sorgen pflegen.

Um neun Uhr erreichte man die *Karawanen-Brücke*, an sich schon ein sehenswerthes malerisches Bauwerk, aber besonders wichtig für die Bewohner von *Smyrna*, da hier das Landthor der Stadt ist und alle Erzeugnisse des innern Landes, welche zur Seeausfuhr von hier bestimmt sind, diese Brücke passiren müssen. Die Regierung erhebt hier von

allen Karawanen einen gewissen Zoll, wofür diese das Recht geniessen, ihre Kameele im ganzen Gebiete des Sultans frei weiden zu lassen. Die Brücke ist natürlich den ganzen Tag über sehr belebt und namentlich besuchen die Griechen an ihren Feiertagen die nächst gelegenen Kaffehhäuser, um sich hier zu unterhalten.

Inseits der Brücke führte die Strasse quer durch ein schönes Thal in nordöstlicher Richtung aufwärts ins Gebirge. Die Aussicht von der Höhe desselben auf die unten liegende Stadt und das Meer, die wie eine Landkarte vor dem Reisenden ausgebreitet liegen, ist höchst reizend. Die schon längst ausgesprochene Befürchtung, dass der Hafen von Smyrna durch das vom Flusse *Hermus* (jetzt *Sarabad*) angeschwemmte Vorgebirge allmählich ganz unzugänglich gemacht werden dürfte, zeigt sich hier vollkommen gegründet. Andere ausgezeichnete Punkte in der weiten und schönen Landschaft sind mehre Dörfer, wo die europäischen Kaufleute ihre Landsitze haben. Das Hinabsteigen in das wilde Thal des Hermus gewährt nicht minder malerische Ansichten. Um halb fünf Uhr Abends langte man in *Magnesia* (jetzt *Manisa* genannt) an. Das Thal ist reich an Feigen- und Oelbäumen, Weinstöcken, Platanen, wilden Birnbäumen und Steinfichten. Die Kalksteln-Hügel waren grün wie im Sommer, mit Büschen von Zwergeichen bedeckt, deren kleine Blätter ihnen in der Entfernung das Ansehen von

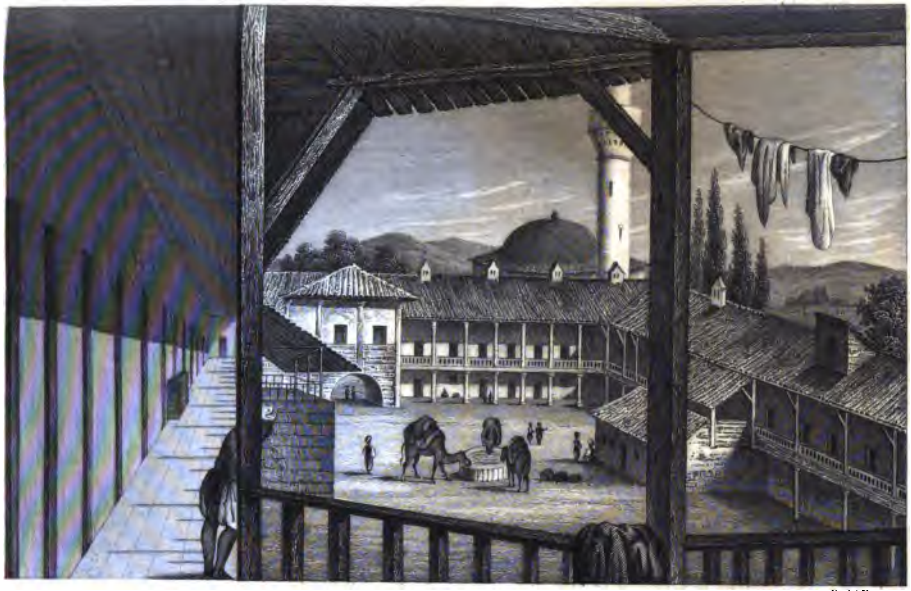
Hollundersträuchen geben. Auch fehlte es hier nicht an Wachholder, Myrthen und Oleander. Anemonen verschiedener Farben und die kleine dunkelgelbe Saffranblume überzogen den Thalgrund, aber die Teiche waren noch zugefroren und die Nacht war empfindlich kalt. Der Verfasser überzeugte sich schon an diesem ersten Reisetage von der uneigennützigen Gefälligkeit der türkischen Landleute, welche ihm und seinem Gefolge mehrmals, wenn etwas am Gepäcke locker wurde u. dgl., bereitwillig an die Hand gingen, ohne auf eine Vergeltung Anspruch zu machen. Als jedoch bei einem Dorfe ein Bauer aus seiner Hütte kam und dem Reisenden ein Paar rothfüssiger Rebhühner (*Perdix rufus*) anbot, lehnte der erfahrne *Demetrius* dieses Geschenk ab, indem er sagte, dass für Anerbietungen solcher Art stets mehr erwartet würde, als sie werth seien.

Bei *Manser* angelangt, verriethen zahlreiche Züge von Eingebornen auf Eseln und Reihen von Kameelen die Nähe einer grossen und gewerbsamen Stadt. Längs der Strasse weideten zahme Büffelheerden. Die Stadt erstreckt sich längs dem Fusse einer Kette schöner Hügel, hinter welcher fast senkrecht der felsige *Sipylus* (jetzt *Bostagh*) emporsteigt, dessen Gipfel noch leicht mit Schnee bedeckt war. An mehren dem Anscheine nach unzugänglichen Stellen des Abhanges sieht man die thorförmigen Eingänge künstlicher Höhlen, welche in alter

Zeit unstreitig Gräber waren. Die Stadt hat eine Menge Moscheen und mehr und bessere öffentliche Gebäude als Smyrna. *Fellows* wohnte im öffentlichen Chan, einem Hause so gross wie ein italiänischer Palast und ganz von Stein gebaut. Die Zimmer waren gewölbt, mit eisernen Gittern und Laden an den Fenstern und einer eisernen Thüre versehen, welche von einem Negersklaven mit einem gewaltigen Schlüssel geöffnet wurde. Obschon nur die leeren vier Wände zu finden waren, herrschte doch überall Reinlichkeit und der Reisende konnte sich's ganz bequem machen. Die Privathäuser sind von Lehm gebaut und die schmalen Strassen wie überall im Orient oben von Haus zu Haus mit Leinwand, Matten oder Weingeländer zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen bedeckt.

Von *Manser* ging die Reise weiter nördlich über den Hermus auf einer hölzernen Brücke und dessen Nebenfluss, den *Hyllus*, mittelst einer Fähre, durch treffliches fruchtbares Land, wo die ersten achtzehn (engl.) Meilen kaum ein Stein zu sehen war. Getraide und Baumwolle wuchsen in üppiger Fülle, aber Bäume waren, ausser Weiden und gestutzten Pappeln, nur wenig anzutreffen. In der Nähe von *Aksa* (dem alten *Thyatira*) führte der Weg über eine kalte und unangebaute Landstrecke, und weiter hin durch niedriges Sumpfland, welches bloss von Wildenten, Schwänen und Wasserhühnern bewohnt schien. Einige Meilen weit war die Strasse

Verlag von J.G.Calve in Prag.



Rybička sc.

TÜRKISCHES KARAVANSERAI.

Verlag von J.G.Calve in Prag.

mit gewöhnlichen Flusssteinen gepflastert. Kurz vor Aksa wurden auch Spuren eines Räderwagens sichtbar. Dergleichen Wagen oder vielmehr Karren bedient sich hier der Bauer zum Einbringen der Feldfrüchte und zum Verführen derselben nach der Stadt.

Von *Aksa* ging es westnordwestlich mehre Meilen weit über flaches Torfland und dann allmählich bergauf in ein reich angebautes Land, das im Verfolg der Reise immer malerischer wurde. Die türkischen Landstädte erschienen dem Verf. überall wie Schweizerdörfer, nur dass ihnen die Moscheen mit ihren Minarets ein eigenthümliches Ansehen gaben. Hiezu trug auch die Lage der Städte am Fusse hoher Felsengebirge und in der Mitte fruchtbarer und wohlangebauter Thäler Vieles bei. Die Steinfichte erschien hier in dem schönsten Grün, das man sich denken kann. Zwischen den langen Nadeln sah man häufig buschige Ballen so gross wie ein Vogelnest. Beim Oeffnen derselben fand man darin mehre Hundert ausgewachsener (?) Käfer, die hier überwintert hatten. Die Hecken längs den Feldern bestehen aus kleinen Jasmin-Sträuchen mit Myrthen, Clematis, Arbutus u. dgl. Besonders prachtvoll sind die überall wild wachsenden Wallnuss-Bäume und Platanen (*Platanus orientalis*).

Jenseits *Soma* führte die Strasse aus dem Thale sanft aufwärts und eine neue Aussicht öffnete sich

auf ein schönes von Bergketten umgebenes Land. Es war die Ebene von *Pergamus*, welche der *Caicus* (jetzt *Girmasti*) mit seinen Nebenflüssen durchströmte. Einer derselben, welcher in der Nähe seiner Quelle überschritten wurde, soll warmes Wasser haben, was jedoch der Verf. zu untersuchen versäumte. Die Vögel waren hier alle entweder sehr zahm oder sehr keck; sie flogen, namentlich drei Adler an der Strasse, nicht eher auf, als bis man ihnen ganz nahe war. Der Frühling machte hier rasche Fortschritte. Der Geisklee, hier nur als Zwergstrauch vorkommend, schlug (26. Febr.) schon aus. Oliven und Feigen wachsen wild. Man begegnete verschiedenen Kameel-Karawanen mit Baumwolle. Jedes Kameel trägt 300 Okas (zu drei Pfund). In *Pergamus* (*Bergama*) wohnte der Verf. wieder in einem Chan, und er sagt, dass er, was Bequemlichkeit betrifft, diese Art zu herbergen stets dem Aufenthalte in einem Gasthofe vorziehe. Die Türken führten ihn in der Stadt herum und machten ihn überall auf »alte Steine«, wie sie die Ruinen des Alterthums nennen, aufmerksam. Sie wissen nichts von Ueberlieferungen und Geschichte. Der *Caicus* hat fünf Brücken, worunter eine von prachtvollem Mauerwerk und so geräumig, dass sie einen mehre Hundert Fuss langen Tunnel bildet, auf welchem ein Theil des altrömischen Kaiserpalastes stand, dessen weitläuftige Ruinen noch zu sehen sind. Viele Gebäude des Alterthums sind

zu Moscheen und Chans umgeschaffen, und in den Mauern der türkischen Privathäuser kommen überall Bruchstücke altgriechischer Kunstwerke zum Vorschein. Auch ins Ausland wird Vieles weggeführt. Im Jahre 1837 hatte ein französisches Schiff ein ganzes antikes Bad mit Säulen und Allem fortgeschafft.

Auf der Weiterreise von Pergamus nach Assos führte der Weg einen ganzen Tag lang durch Wälder, wo weidende Ziegen und zahlreiche Kameele, die das gefällte Holz forttrugen, die einzigen sichtbaren lebendigen Geschöpfe waren. Der Verfasser wurde dadurch sehr aufgehalten, da die Beschaffenheit des Weges nicht erlaubte, einem solchen Kameelzuge vorbeizukommen. Bei dieser Gelegenheit wird bemerkt, dass auf allen Strassen, welche die grossen Landstädte mit einander verbinden, von der Regierung ein Postenlauf eingeführt ist, jedoch nur für die s. g. *Tataren* oder Regierungsboten, die diplomatischen Agenten und die mit der Hauptstadt correspondirenden Statthalter, so wie für andere, mit einem *Firman* versehene, Reisende. Die Taxe für jedes Pferd ist auf eine Wegstunde (etwa 4 engl. M.) ein (türkischer) Piaster (jetzt etwa 6 Kreuzer), nebst einer Kleinigkeit für den Postknecht und einem Geschenke (*Bakschisch*) für den Wirth auf der Station. Da der Postmeister keine eignen Pferde hat, sondern diese jedes Mal von den Bauern miethen, das Postgeld aber an die Regierung abliefern

muss, so erhält er von dieser einen ansehnlichen jährlichen Gehalt. Wer ohne Firman reist, kann zwar auch Postpferde verlangen, aber der Preis dafür ist dann Sache der Uebereinkunft. Der Verf. war bisher mit Postpferden gereist, musste aber jetzt, wo er die Poststrasse verliess, sich Pferde von Bauern miethen. Die Eigenthümer derselben begleiteten ihn persönlich, aber er hatte das Doppelte des gewöhnlichen Postgelds zu bezahlen.

Von *Adramit* führte der Weg längs der Meeresküste durch Wälder der herrlichsten Bäume. Die hiesigen Platanen sind vielleicht die schönsten, die es überhaupt giebt. An fünfzig Meilen weit war das Land mit Oliven bedeckt, die den vornehmsten Handelsartikel in diesem Theile von Klein-Asien liefern. Ausserdem gab es Fichten und Wallnussbäume. Das Unterholz bestand in Myrthen, stellenweise von 20 Fuss Höhe, Lorbeersträuchen und Arbutus, an welchen sich Weinreben, Clematis und Geisblatt emporrankten und stellenweise ein gewaltiges Dickicht bildeten, hinter welchem Eichhörnchen und Vögel sorglos den Wanderer an sich vorüberziehen liessen. — Im Chan zu Adramit kauerten zwei hübsche Sklavinnen in einem Winkel, deren Eigenthümer sie sehr zart behandelte und mit seinen Speisen nährte. *Fellows* will bemerkt haben, dass bei allen, in der Regel aus Aethiopien gebrachten Sklaven, die er bisher in Klein-Asien gesehen, das untere Bein, vom Knöchel bis zum

Kniee, länger war als bei irgend einer andern Menschenrasse, die ihm vorgekommen. Wer daher diese Neger bloss nach den Beinen beurtheilen wollte, müsste ihnen eine sehr lange Statur zuschreiben, was aber keineswegs der Fall sei.

In *Tschetme*, einem Dörfchen, das wie ein Krähennest in einer Schlucht hoch über dem Meere hing, war kein Chan und der Verf. sah sich daher genöthigt, die Gastfreundschaft des Ortsvorstehers (*Aga*) in Anspruch zu nehmen, was ihm Gelegenheit verschaffte, türkische Sitten und Gebräuche etwas näher kennen zu lernen. Der Aga war eben in der Moschee und während *Fellow's* auf seine Rückkunft wartete, versammelte sich eine Masse neugieriger Menschen um ihn her. Die älteren Personen begrüssten ihn mit »*Urolere*« (Willkommen Fremder!). Unter diesen war der *Aga* selbst, welcher es dem Reisenden wohl ansah, dass er auf ihn warte, aber seine Würde zu verletzen glaubte, wenn er mit ihm auf öffentlicher Strasse verhandelte. Dieser war daher genöthigt, ihm in seine Wohnung zu folgen. Hier empfing er, auf einem Teppich sitzend, den Fremden, lud ihn gleichfalls zum Sitzen ein und vernahm sein Anliegen, ohne ein Wort zu sprechen oder ihn auch nur anzublicken. Dann gab er einem Nebenstehenden ein Zeichen, welcher den Reisenden nunmehr in ein für Fremde bestimmtes Haus führte und hier zu seiner Bedienung blieb. Der Aga selbst mochte

glauben, dass er es mit einem *Milordo* zu thun habe und schickte dem Verf. ein auf türkische Weise zubereitetes Mittagsessen. Auf einer grossen runden kupfernen flachen Schüssel stand eine Terrine Suppe, eine Schüssel Reis, ein Teller mit Oliven und das nöthige Brod und anderes Backwerk. *Milordos* nennen die Türken jeden Reisenden, der dem Anscheine nach weder ein Regierungsbeamter noch ein Kaufmann ist. Man betrachtet ihn also von Hause aus als einen reichen Mann und behandelt ihn mit besonderer Aufmerksamkeit. Während andere Reisende im Chan eine Kleinigkeit für den Aufenthalt bezahlen müssen, wird dem *Milordos* nichts abverlangt, denn der Chan-Verwalter weiss ohnehin, dass er das Doppelte als freiwilliges Geschenk bekommt.

Am 2. März ging es fast den ganzen Tag längs der Seeküste fort. Man sah auf dem feuchten Boden die Spuren wilder Schweine, welche hier gewühlt hatten. Eine Lerche und eine Drossel wurden geschossen, welche in nichts von denen in England verschieden waren. Auf den Gipfeln der Felsklippen zur Rechten sassen eine Menge Adler. Zwischen diesen Felsen und dem Meere lag ein Thal von der Breite einer halben Meile, welches dicht mit Oliven bepflanzt war. Die Hügel waren bis zum Gipfel mit Nadelhölzern bedeckt. Das Unterholz war fast durchaus eine Gattung Buchsbaum. Auffallend sind am Strande des Mittellän-

dischen Meeres die Menge dünner und flacher Geschiebe, manche nicht dicker als ein Geldstück, während runde Geschiebe, wie an den Küsten der Nordsee fast gar nicht zu sehen sind. Die Ursache ist die geringe Ebbe und Fluth, vermöge deren die Steine nur langsam und sanft hin und her geschoben, aber nicht gewaltsam durch und über einander geworfen werden. *Fellows* beobachtete nirgends im Mittelländischen Meere eine Fluth von mehr als achtzehn Zoll und an vielen Orten fehlt sie ganz *). Der Wind ist also fast die einzige Kraft, welche hier das Meer in Bewegung setzt. Die Geschiebe sind von derselben Felsart, wie das Ufer, nämlich Kalkstein oder Conglomerat; auch kommen plutonische Gesteine vor, und namentlich eine Art Granit, der hier als Baustein gebraucht wird.

Etwa 6 Meilen vor *Beahrahm* (dem alten *Assos* oder *Assus*) verliess der Reisende die Meeresküste und stieg durch eine wilde Felsenlandschaft bergauf zu dieser, an Alterthümern reichen Stadt. Der Verf. hatte hier einen ganzen Tag vollauf zu thun, besonders in der Gräberstrasse, die sich mehre (engl.) Meilen weit erstreckt. Die meisten Gräber waren

*) In *Venedig* beträgt die gewöhnliche Fluth nicht über $1^1/_4$ Pariser Fuss; nur die Springfluthen sind, wie überall, grösser und steigen bis $2^1/_2$ F., auch bei den Nachtgleichen wohl bis $3^3/_4$ F. (S. den X. Jahrgang (1832) dieses Taschenbuches, S. 169).

geöffnet. Sie stammen alle aus der griechischen Zeit; römische finden sich keine, so wenig als christliche. Die Türken sind über alle Vorstellung unbekannt mit der Geschichte dieses Landes und bezeigen auch gar keine Lust, etwas darüber zu erfahren. Sie nennen Alles, was sie nicht selbst gebaut haben, es sei nun Brücke, Bad oder Wasserleitung, Tempel, Theater oder Grab, *Esky Kalli*, »ein altes Schloss«. Wozu die letztern Gebäude gedient haben, ist ihnen unbegreiflich. Der türkische Führer sagte, dass er erst vor sechs Jahren von einem Engländer erfahren habe, wozu die Gräber gedient hätten, und er bildete sich ein, dass in den Seitenkammern der Schutzengel der Verstorbenen sich aufgehalten habe. Einzelne Personen waren zuweilen von Neugierde getrieben, das Gepäck des Reisenden zu untersuchen, aber wenn er sich bemühte, ihnen den Gebrauch einer Sache oder ihre Einrichtung zu erklären, so sagten sie: »das verstehe ich nicht« und gingen weg.

Auch die Häuser in den türkischen Dörfern sind eines wie das andere gebaut. Dasjenige, welches der Verf. in *Beahrahm* bewohnte, sah von aussen wie ein grosser vierseitiger Kasten aus. Inwendig war es an 14 Fuss lang und 12 Fuss breit. Es war von unregelmässigen grossen und kleinen mit Lehm zusammengekitteten Steinen gebaut. Das Dach war flach und mit Erde bedeckt; oben auf lag eine kleine Walze, gewöhnlich ein Stück von

einer alten Säule, um die Erde zu befestigen und wasserdicht zu machen. Das Licht fiel, da keine Fenster sind, nur durch die Thüre ins Innere. Diese hatte weder Schloss noch Riegel, sondern nur eine Art roher hölzerner Klinke, welche von aussen mittelst eines Pflockes aufgemacht wurde. Die Wände und der Fussboden bestanden aus Lehm mit untergemischtem kurzen Stroh. Die Decke war ein Balken mit quer darüber gelegten Brettern. Alles war von Rauch geschwärzt. Die Lampen sind von Zinn oder Thon und haben noch jetzt die geschmackvollen Formen, wie bei den Griechen und Römern. Wenn ein Reisender ankommt, so kehrt der Eigenthümer des Hauses oder auch der vom Aga beigegebene Diener den Fussboden ab und breitet einen Teppich darauf aus, das einzige Möbel, was zu haben ist. »Mein eigner Bedienter schlug in die Wand drei oder vier Nägel ein, um seine Flinte, Reitpeitsche, unsere Kappen und meinen Hut aufzuhängen, und legte dann Hangematte und Matratze auf den Teppich, während der Geschirrkasten als Tisch diente, auf welchem gegessen, geschrieben und gezeichnet wurde. Wer uns so eingerichtet gesehen hätte, würde gewiss an der Bequemlichkeit einer solchen Herberge nichts zu tadeln gefunden haben. Bis jetzt habe ich auch meine englische Kleidung beibehalten, bin nirgends zum Tabakrauchen aufgefordert worden und habe, seit ich nach Asien gekommen, ein einziges Mal Kaffeh

getrunken. Ich hatte genug an dieser ersten Probe und wer da weiss, wie er gemacht wird, glaubt mir diess aufs Wort. Jede Schale wird besonders zubereitet. Das Gefäss dazu ist etwa einen Zoll weit und zwei Zoll tief. Dieses wird über die Hälfte mit im Mörser fein gestossenem Kaffeh angefüllt und dann Wasser darauf gegossen. Hierauf stellt man das Gefäss ein paar Sekunden lang ans Feuer und giesst dann oder schüttet vielmehr die wie Chokolade dicke Masse, ohne Zusatz von Milch und Zucker, in ein porzellanenes Becherchen, von der Grösse und Gestalt einer halben Eierschale, welches in einem metallenen Becher von derselben Form steckt, damit man es, um sich die Finger nicht zu verbrennen, bequem halten kann.«

Der Verf. kam jetzt zur Stätte des alten *Troja* und von dort zu den *Dardanellen*. Er fand in den Dörfern dieser Gegend die türkischen Frauen weit scheuer als in den grössern Städten. Sie verstecken sich, wo sie können, wenn ihnen ein Mann begegnet, und geschieht diess auf der Strasse, so kehren sie das Gesicht gegen eine Mauer, bis er vorüber ist. Das Gesicht ist völlig bedeckt und nicht einmal ein Auge offen gelassen. Von seinem Hausdache hatte der Verf. oft Gelegenheit, türkische Frauen, ohne dass man ihn bemerkte, unverschleiert zu sehen, aber er fand keine Schönheit darunter. Als er eines Tages auf der Strasse ging, rief ein Weib hastig ihrem sechsjährigen Kinde zu:

»Der *Ghiaur* kommt!« und riss es schnell hinter die Hausthüre, welche sie zuschloss. Das Wort *Ghiaur* ist nicht, wie ihm der Dolmetsch sagte, gleichbedeutend mit »Ungläubiger«, denn dafür hat der Türke das gangbare Wort *Rayah*; es ist vielmehr ein Schimpfwort und bedeutet einen Menschen, der keine Seele und keinen Gott hat.

In allen türkischen Städten findet man eine grosse Menge Gerippe von Hausthieren, welche hinlängliche Gelegenheit darbieten, die Anatomie des Kameels, des Rindviehes, des Pferdes und Esels zu studiren. Die Hunde beginnen und Sonne und Wind vollenden die Säuberung und Bleichung des Skelets. Nur der Kopf des Ochsen entgeht diesem Schicksale. Man steckt ihn in angebauten Gegenden auf eine Stange oder hängt ihn an einem Baum auf, um als Vogelscheuche zu dienen. Dieser Gebrauch herrscht in Griechenland eben so wie in Asien. Diese Ochsenschädel sind stets schön weiss und behalten auch die ungemein kurzen und dicken Hörner, welche die hiesige Rasse auszeichnet. Wahrscheinlich ist dieses schöne marmorgleiche Aussehen die Veranlassung gewesen, dass die altgriechischen Baumeister den Ochsenschädel so häufig als Friesverzierung an den Gesimsen ihrer Gebäude angebracht haben, und vielleicht haben auch die häufig an den Hörnern des im Walde weidenden Viehes hangenden Stücke von Weinlaub, Clematis etc. die

Künstler auf den Gedanken gebracht, diese Dinge als Nebenschmuck zu verwenden.

Ein Ausflug über die Ebene von Troja bot viel Malerisches und Merkwürdiges dar. Der höchst fruchtbare Boden ist theils mit Wald und Gesträuch bedeckt, theils trefflich angebaut. Grosse Ziegenheerden belebten mit ihren Glocken und der Hirtenpfeife die Landschaft. Diese Pfeife der asiatischen Hirten ist ganz dieselbe, wie sie in den altgriechischen Gräbern zu Athen etc. gefunden wird, ein einfaches langes, nach oben etwas spitz zulaufendes und unten weit offenes Rohr mit fünf oder sechs Löchern. So einfach wie dieses Instrument sind auch die noch aus dem Alterthum stammenden landwirthschaftlichen Werkzeuge. Eines derselben dient zum Dreschen und zugleich zum Zerkleinern des Strohes. Es besteht aus einem mehre Zoll dicken und schweren Brette, welches flach auf dem Boden liegt, während an dem einen Ende ein anderes kürzeres Brett aufrecht stehend unter einem stumpfen Winkel befesigt ist. An diesem Letztern wird das Zugthier angespannt, um es über das auf dem festen Felsenboden ausgebreitete Getraide zu schleppen. Die flache untere Seite des Brettes ist über und über mit scharfen spitzigen Steinen, gleich Zähnen, besetzt. Nicht minder einfach ist der Pflug, der wie seine einzelnen Bestandtheile, noch den altgriechischen Namen führt und ganz für den hier vorherrschenden leichten Boden passt. Er wird von

zwei Ochsen gezogen, nicht grösser als die schottische Rasse, und entweder schwarz oder grau. Nirgends sah der Verf. ein rothes Rind, oder eines mit langen Hörnern. Die Büffel werden gleichfalls zur Feldwirthschaft gebraucht. Da keine Strassen sind, so giebt es auch wenig Karren und Wagen; höchstens braucht man dergleichen zum Einführen der Feldfrüchte. Sie sind häufig nur von Flechtwerk gemacht und haben längs den Seiten zwei Stangen zum Festhalten der Ladung. Die Räder sind runde, mit eisernen Reifen beschlagene, aus dem Ganzen gehauene scheibenförmige Holzblöcke und machen beim Fahren durch das Reiben an der ungeschmierten Achse ein unangenehmes Geräusch. Die Stelle der Egge vertritt ein Dornbüschel. In der Regel wird erst gesäet und dann gepflügt und geeggt.

Auf der Weiterreise von *Enáe* fand der Verf. wieder zahlreiche Spuren von Wildschweinen in dem frischaufgewühlten Boden. Auch Wölfe sind hier zahlreich und diess erklärt die Menge von Hunden, welche von den türkischen Bauern gehalten werden. Diese Hunde sind fast alle von einerlei Rasse und haben an Farbe und Gestalt viel Aehnliches mit dem Wolfe, werden aber häufig viel grösser, nicht selten wie ein Neufundländer. Der Haarbusch rings um den Hals und die kurzen Ohren geben ihnen übrigens ein hübsches Ansehen.

Das Poetische, was an der Idee der Ebene von

Troja, dem Schauplatze der Homerischen Helden, haftet, verliert sehr durch den Anblick des flachen, sandigen und sumpfigen Landes, so wie seiner jetzigen Bewohner, der bis an den Hals in den Sumpf eingetauchten Büffel, der in den seichten Flüssen herumwatenden Reiher und der zahlreichen Frösche, deren Stimmen oft so mannichfaltig sind, dass man bald schreiende Kinder, bald girrende Tauben, bald wieder bellende Hunde oder krächzende Raben zu hören glaubt. An den Ufern oder auf feuchten sandigen Plätzen kriechen unbehilfliche Schildkröten herum und ziehen bei der Annäherung des Reisenden furchtsam die Köpfe ein. Sie sind so zahlreich, dass der Verf. ihnen oft mit dem Pferde auswich, obschon ihre harte Schale die Huftritte ausgehalten haben würde. Die todten Thiere, welche herumlagen, hatten die Schale verloren und sahen ganz weiss aus.

Nach einem starken Tagesritt, welcher »tatar«- oder »couriermässig«, d. h. 7 bis 8 Meilen in der Stunde gemacht wurde, kam man am 6. März Abends zu den *Dardanellen*, eigentlich zu dem Dorfe *Ghiaurkui* (*Ghiaourcooe*) wo einstweilen der englische Consul residirte, da sein Haus in der 12 engl. Meilen entfernten Stadt *Tschannakalasy* (*Channakalasy*) im Jahre 1837 nebst einer Menge anderer Gebäude abgebrannt war. Dieser Name bedeutet *Topfschloss* (*Pot-Castle*) und ist dem Orte von zahlreichen Töpfergeschirr-Fabriken, die sich

hist befinden, beigelegt worden. Der europäische Name *Dardanellen* bezieht sich nur auf die Meerenge und auf den Landkasten heisst der Ort *Sultana*. *Tschanakalaey* war von Holz nothdürftig wieder aufgebaut worden, so dass der Verf. hier ein gutes Unterkommen fand. »Es fällt mir« — sagt er unter andern — »auf der Reise durch diese Gegend sehr schwer, mein Tagebuch regelmässig zu führen oder sonst etwas vornunehmen, was volle Aufmerksamkeit erfordert. Denn kaum bin ich irgendwo angekommen und es steigt eine Rauchwolke aus dem Kamin meiner Wohnung in die Höhe, so ist auch schon mein Zimmer zur Hälfte mit Türken angefüllt, die, in der freundlichsten Absicht von der Welt, ihre Pfeifen mitbringen, sich niederlassen und, während sie allerlei artige Gespräche führen, jede Bewegung meiner Hände und Lippen beobachten. Ich kann mich oft kaum des Lachens erwehren, wenn sie über den Gebrauch von Messer und Gabel höchlich erstaunen. Sie verfolgen jeden Bissen, den ich zum Munde führe, sind aber doch so artig, wenn ich zufällig emporblicke, das Gesicht wegzuwenden. Nach dem Essen fange ich an zu schreiben und da ist das Verwundern wieder kein Ende. *Demetrius* muss ihnen bei Zeiten zu verstehen geben, dass ich schlafen zu gehen wünsche, sonst blieben sie die ganze Nacht sitzen. Noch vor einigen Jahren würden sie einen Ungläubigen kaum angesehen, viel weniger mit ihm

gesprochen haben, während ich jetzt von allen Gaffern gegrüsst werde, welche neugierig zusammenlaufen, um zu sehen, wie ich mein Pferd mit dem europäischen Sattel besteige. Das italienische *Addio* ist vielen Türken als ein Höflichkeitswort bekannt, und sie gebrauchen es bei allen Gelegenheiten, wenn sie kommen oder weggehen oder auch als Dankbezeigung.«

Die Hügel längs der Dardanellen-Küste sind eine Masse von Muscheln und aufgeschwemmtem Meeresschutt, welche durch Kalk verbunden ein ziemlich festes Gestein bildet, das zum Bauen verwendet wird. Ein Theil dieser Masse ist von so ganz neuer Bildung, dass man Stücke von Ziegeln darin findet. Am Strande gab es viel Badeschwamm, aber noch mit dem fleischigen Ueberzug des Thieres, und daher zum Gebrauche noch untauglich. Die Kammmuschel wird gegessen, wie bei uns die Auster, und ist sehr geschätzt; die ebenfalls geniessbare Herzmuschel ist dunkler als die englische, hat aber denselben Geschmack. Beide werden roh gegessen. Auch hat man hier treffliche Austern, aber noch kleiner als die kleinsten englischen. Die Sepia wird gleichfalls gegessen, so auch ein anderes braunes Schalthier, einer grossen Schnecke ähnlich und noch grösser als ein Taubenei.

Wir überschlagen das ganze vierte Kapitel, welches den Aufenthalt des Verf. in *Konstantinopel* beschreibt, wohin er sich hauptsächlich um einen

Firman von der Regierung zu erhalten begeben hatte; und folgen ihm auf der Fortsetzung seiner Reise durch Klein-Asien.

Am 17. März liess sich *Fellows* zeitig früh nach Uskuda (*Oosevoda*) an der asiatischen Küste übersetzen, wo er Postpferde bestellt hatte. Der Postmeister war eben im Bade und der Reisende musste geduldig warten. »Ein Gouverneur« — sagt er — »ist nie vor elf Uhr Morgens sichtbar; bis dahin bringt er die Stunden in seinem Harem zu, welcher nebst Bad und Moschee fast den grössten Theil des Tages in Anspruch nimmt.« Der Weg führte längs der östlichen Seite des *Marmora-Meeres* hin, im Angesichte der *Prinzen-Inseln*. Das wellenförmige Land war ziemlich eintönig; nirgends ein Dorf, nicht einmal Bäume, die ihm einiges Interesse verleihen könnten, und grösstentheils wüster Boden. Doch giebt es in dem Bilde dieser Landschaft einen Zug, der für den Europäer, noch mehr aber für den Türken, merkwürdig ist, nämlich eine neue Strasse, oder vielmehr kurzweg eine Strasse; denn sie ist die einzige in Klein-Asien. Diese erstreckt sich gegenwärtig (1838) bis *Ismid*, oder etwa 60 (engl.) Meilen weit, und der Plan dazu ist von Oesterreichern entworfen, wie diess auch an der ganzen Bauart der Strasse bis auf die schwarz und weiss gestreiften Barrieren deutlich zu sehen ist. Uebrigens darf man sich darunter nicht eine förmliche *Kunststrasse* mit steiniger Unterlage denken; sie besteht bloss aus dem na-

türlichen Boden des Landes; aber auch in dieser Beschränkung ist das bisher Geleistete, bei den eingewurzelten Vorurtheilen, die hier zu besiegen waren, nicht gering anzuschlagen. Die Fahrpreise sind festgesetzt. *Fellows* war durch den Firman auf zwei Wagen, einen für sich, den andern für sein Gepäck, angewiesen; man sagte ihm aber, die Strasse könne bei dieser Jahreszeit wegen des vielen Kothes nicht mit Wagen befahren werden; er musste sich also mit Pferden begnügen; aber die Bezahlung war die nämliche, als ob er gefahren wäre. Bald kam ein Schlagbaum, wo er seinen Firman vorzuzeigen hatte, welcher gleich einem Pass visirt wurde, eine bisher in diesen Ländern ganz unbekannte Einrichtung. Die Strasse ist auch in Poststationen eingetheilt, wo die Pferde gewechselt werden; es gab solcher Stationen drei auf einer Strecke von 33 (engl.) Meilen. Diess würde gegen den gewöhnlichen Gebrauch, wo die Pferde für die ganze Reise oder wenigstens für einen vollen Tag gemiethet werden müssen, allerdings vortheilhafter für den Reisenden seyn, wenn nicht auf jeder Post mit Ab- und Aufpacken mehr als eine Stunde verloren ginge.

In der Nachtherberge, einem einsamen Hause an der Meeresküste, ging es bei der gemischten Gesellschaft, wozu auch sechs Hunde und zwei Katzen gehörten, sehr lebhaft zu. Der Verf. hatte hier, wie überhaupt auf seiner Reise, vielfache Gelegenheit, seine vorgefassten Meinungen über den Charakter

der Einwohner zu berichtigen. »Die Schönheit«, sagt er — »und die würdevolle Haltung der Türken sind grösstentheils nur angenommenes äusserliches Wesen. Ich habe mich davon sowohl in Chans und Kaffeehäusern als jeden Abend in meiner Wohnung, so wie auch bei dem häufigen Zusammentreffen mit Reisenden auf der Strasse überzeugt. Gewöhnlich halten sich mehre Reisende zusammen und bilden eine Art von Karawane. Das gemeine Volk hat viel Witz und Sinn für's Komische. Obschon ich die Sprache nicht verstand, musste ich doch zuweilen über manche Narrenspossen so herzlich lachen, dass ich die Leute glauben machte, ich verstände sie, worauf sie mich gewöhnlich von selbst anredeten. ... Als wir uns heute Mittags eine halbe Stunde aufhielten, hatten sich bald an dreissig Türken um uns versammelt. Sie betrachteten meine Uhr, meinen Compass und meine Landkarte. Dann bemerkte einer mit schelmischer Miene: »Ach, Sie können Alles sagen, was *ist*, aber doch nicht, was *seyn wird*; Sie können nicht sagen, was für Wetter wir morgen haben werden.«

Am folgenden Morgen brachte eine kurze Ueberfahrt auf einem Boote den Reisenden nach dem alten *Dritpane*, jenseits des Golfs von *Ismid* (Nikomedien), wo er auf Pferde aus dem zwei Meilen entfernten Dorfe *Enieh* warten musste. Er untersuchte indessen das flache sumpfige Küstenland, welches durchaus aufgeschwemmtes Muschelhügeln

ist. Die Muscheln waren meist gemeine Arten; besonders zahlreiche *Echini*. Auch gab es ganze Massen; fast wie kleine Felsen aufgethürmt, von den wurmähnlichen Gehäusen der *Serpula*. Nicht minder bemerkenswerth waren die Pflanzen. Der *stachelige Mäusedorn* (*Ruscus aculeatus L.*) erschien als gemeines Gesträuch und eine *Spargelgattung* (*Asparagus acutifolius L.*) kam auf den Wipfeln hoher Bäume als Schmarotzerpflanze vor. Wasser- und Sumpfvögel gab es von aller Sorten, namentlich *Schnepfen* in Überfluss und *Storchnester* sah man in Menge auf Rauchfängen, Baumwipfeln etc. mitten unter den Wohnungen der Menschen. *Schildkröten* waren nur auf dem Boden des seichten, klaren Wassers zu sehen; vermuthlich war es ihnen heute auf dem Lande zu kalt. Weiter landeinwärts fand man in wilder, aber romantischer Gebirgsgegend seitwärts von der Straße ein todtes Pferd, auf dem zwei Adler, drei Krähen und noch einige Aasvögel dergestalt in ihren Schmaus vertieft waren, dass sie die vorübergehenden Reisenden gar nicht zu bemerken schienen. Auch der Wiedehopf kam mehrmal zum Vorschein. Dieser schöne Vogel sitzt still zwischen den Aesten der Bäume und ist so furchtlos, dass er selbst dann nicht wegfliegt, wenn an dem Baume geschüttelt wird. Die Hügel bestunden fast ganz aus fruchtbarer Dammerde von ausserordentlicher Tiefe; aber wohl auf 20 Meilen weit war das Land nur spär-

lich angebaut, und namentlich gab es wenig Stammholz, obwohl der Boden Alles reichlich hervorbringen könnte. Jedoch fand man bei *Kusderwent* zahlreiche Maulbeerbäume. Dieser Bezirk liefert die beste Seide nach *Brusa*, dem grossen Markt für Seidenwaaren.

Von Kusderwent ging es weiter durch lauter immergrünes Unterholz und Gesträuch über fruchtbares Land. Der *Erdbeerbaum* (*Arbutus Unedo*) ist hier so häufig und wird so gross, dass man ihn als das vornehmste Brennholz betrachtet. Mitten in diesem wahrhaften Garten — denn auch der Boden zu den Füssen war mit Veilchen, Hyacinthen, Anemonen etc. bedeckt — öffnete sich vorwärts eine der schönsten Aussichten. In weitester Ferne erhob sich die mit Schnee bedeckte Kette des *Olymp*, und vor dieser zog sich eine Reihe schöngeformter Berge hin, deren Fuss sich in dem 10 Meilen langen und 2 Meilen breiten lieblichen See *Ascanis* badete. Am südlichsten Ende desselben standen die verfallenen Thürme des berühmten *Nicäa*. Vom Standpunkte des Reisenden erstreckte sich ein fruchtbares und wohl angebautes Thal abwärts bis an das Ufer des Sees. Der 12 Meilen lange Weg durch dasselbe bis Nicäa gewährte bei jeder Krümmung und Wendung ein neues Landschaftsbild der herrlichsten Art. Mitten in den weitläuftigen Ruinen der alten Stadt liegt zwischen Feldern und Maulbeer-Pflanzungen das Dorf *Isnik*, wo der Verf.

einen Tag zur Untersuchung der Alterthümer verweilte.

Am 20. März wurde die Reise in südöstlicher Richtung fortgesetzt, durch ein spärlich mit Maulbeerbäumen bebautes Thal, in dem es 12 Meilen bergaufwärts ging, bis zum Gipfel einer Bergkette, welche eine der vorigen ganz entgegengesetzte Aussicht darbot. Ueberall nichts als schroffe Felsen und weiterhin wahrhafte Alpengebirge mit zerrissenen spitzigen Gipfeln, die den Reisenden an Savoyen erinnerten. Das Wildromantische dieser Gegend wurde durch das stürmische und regnerische Wetter erhöht, da die Berggipfel bald in Wolken gehüllt waren, bald vorübergehend wieder in Sonnenschein glänzten. Alle Gewässer dieser Gebirge vereinigen sich in dem vom Olymp kommenden *Gallus*, der sie dem alten *Sangarius* zuführt. An der Mündung eines der vornehmsten jener Zuflüsse, der aus dem See bei *Cäsareia* entspringt, liegt die kleine Stadt *Lefky*. Von hier gelangte der Reisende nach 15 Meilen weitern Bergaufsteigens nach *Wisierchan*, wohin der Dolmetsch mit dem Firman vorausgeritten war und eine hübsche Wohnung bei einer *griechischen* Familie ausfindig gemacht hatte. Er genoss hier den Vortheil, ungestört essen, trinken und schreiben zu können und von der zudringlichen Neugierde der Türken befreit zu seyn. Demetrius machte sich den weiblichen Theil der Haushaltung, wie anderwärts, durch Geschenke von Na-

den, Scheeren und Fingerhüten geneigt, von welchen er stets einen Vorrath bei sich führte.

In *Sohat*, der nächstfolgenden Stadt, musste Fellows zwei Stunden auf die Pferde warten. Das Gepäck wurde unter dem Schatten einer grossen Platane mitten auf dem freien Platze der Stadt niedergelegt und ein Ausflug nach Alterthümern gemacht. Die Besorgniss, dass etwas gestohlen werden könnte, widerlegte der Dolmetsch durch die Versicherung, dass kein Türke etwas entwende, was offen da liege. Bekanntlich zieht selbst in Konstantinopel der türkische Kaufmann, wenn er zum Gebete in die Moschee geht, nur eine Schnur quer vor die offene Thüre seines Gewölbes, ohne diese zu verschliessen. Zwei Männer kamen mit ängstlicher Miene zu Fellows und baten ihn, ihren kranken Freund zu besuchen und ihm etwas zu verschreiben. Demetrius sagte ihnen, der Herr sei kein Arzt, und warnte diesen, sich ja in keiner Weise mit ihnen einzulassen, denn wenn der Kranke sich verschlimmere, würde man ihm es beimessen. Das Uebel war indessen unbedeutend und Fellows hätte ihm unbedenklich ein Brechmittel geben können. Der Mann hatte sich im Genuss von *Jaugat* (*Youghoot*) übernommen, einer sehr gemeinen Speise in der Türkei, die auch den Europäern mundet. Sie besteht aus frischer Milch, unter welche etwas Käsehab gemischt wird, so dass eine quarkartige Masse entsteht. Sie erscheint fast bei jeder Mahl-

zeit und wird als Zukost mit andern Gerichten oder als Nachtisch gegessen.

Von *Schut* aus wandte sich der Verf. südwärts und betrat nun das alte *Phrygien*. Das Land war hier weniger fruchtbar und die aus dem spärlichen Unterholz hervorragenden Felsen bestanden in vulkanischem (oder vielmehr plutonischem) Gestein, einer grauen Art von Basalt. Ungefähr nach einer Stunde führte der Weg in eine Waldgegend, die sich einige Hundert (engl.) Meilen nordöstlich bis an die Küsten des Schwarzen Meeres erstreckt. Zwölf Meilen weit ging es durch Eichen, Tannen und Platanen, mit mancherlei Gesträuch untermischt. Den Boden schmückte unter den welken Eichenblättern eine Fülle der herrlichsten Blumen. Am gemeinsten war das lilafarbige *Cyclamen europaeum*, nächst diesen Schneeglöckchen, Schlüsselblumen, die schöne Zwerg-Hyacinthe, blaue und lila Crocus, und viele andere. Auf diesen Wald folgte ein flaches, sumpfiges Thal und nach weitern vier Meilen erreichte man das grosse Dorf *Oniuinu* (*Oncoenoo*), welcher Name »Höhlenplatz« bedeutet. Der Ort liegt nämlich unter zwei ungeheuern bogenförmigen Höhlenöffnungen, welche in der Entfernung für künstliches Bauwerk gehalten werden können. Der ganze Fels ist Marmor, mit rothen Adern durchzogen, aber wie durch Hitze in unzählige Risse zerspalten. Die Höhlen sind augenscheinlich das Werk der Natur, doch sind die Vorder-

zeiten ehemals entweder in der christlichen Periode oder erst von den Türken mit starken Mauern befestigt worden, von denen man noch Reste sieht. Die Höhlen hangen innerlich zusammen und mögen wegen ihrer Grösse und trocknen Beschaffenheit so wie durch ihre die Tiefe beherrschende Lage ein trefflicher Ersatz für ein Kastell gewesen seyn. Doch ist in einer sehr frühen Zeit durch verschiedene kleine Spalten in den Wänden der Höhlen Wasser eingedrungen und hat eine halbdurchsichtige Rinde von Tropfstein gebildet. *Fellows* hörte im Innern der Höhle mit grosser Ueberraschung Menschen reden und Hunde bellen, so laut, als wenn sie am Eingange der Höhle ständen; als er sich aber hinaus begab, fand er, dass diese Stimmen aus dem unten liegenden Dorfe herauf kamen. Die Häuser des Dorfes sind grösstentheils aus Lava (wohl Basalt) und vulkanischer Schlacke (*scoria*) gebaut und die schwammigen Löcher der Letztern füllt eine weisse krystallisirte Masse aus, von derselben Art, wie die in den Basaltsäulen der *Fingals-Höhle* auf der Insel *Staffa*.

Am 22. März ging es weiter südwärts bergauf und an einem kleinen See vorüber, aus dessen Wasser Dampf emporsteigt; er empfängt mehre heisse Quellen, die am Fusse des benachbarten Berges entspringen. Von der Höhe desselben sah man nordwestlich in einer Entfernung von 90 (engl.) Meilen den schneebedeckten *Olymp*. Der Weg führte noch

immer weiter aufwärts und der Verf. glaubte, er werde auf ein kaltes Tafelland gelangen, fand aber, als er die Höhe erreicht hatte, üppige Wiesen und angebautes Land, das sich auf 20 Meilen weit erstreckte, und jenseits derselben abermals sanfte den Horizont begränzende Hügel. »Diese Plateaux« — sagt *Fellows* — »sind eine Eigenthümlichkeit dieses Landes und haben einen wesentlichen Einfluss auf das Klima. Gestern ritt ich durch einen Garten von Blumen, heute habe ich 40 Meilen lang nichts als gelben Crocus gesehen. Die Pflanzenwelt ist hier um einige Wochen gegen die gestrigen Landstriche, und um noch weit mehr gegen die nordwestlichen Bezirke zurück, welche ich in der letzten Zeit durchwandert habe. Die Felsarten scheinen im Wesentlichen überall plutonischer Natur zu seyn.

Eine zweite Hochebene, der vorigen ähnlich ländlich, wurde von einem ansehnlichen Flusse durchschnitten, dem *Thymbrius* der Alten, welcher wie der Gallus dem *Sangarius* zuströmt. Jenseits derselben liegt am Fusse eines Berges die grosse Stadt *Kutaya* (das alte *Cotyaeium*). Um die Höhe seines jetzigen Standpunktes beurtheilen zu können, erkundigte sich der Verf. nach dem Namen eines im Südosten, der Karte nach zu schliessen, etwa 140 Meilen weit entfernt liegenden Schneeberges. Es war der *Bilha Dägh* oder der *Cadmus* der Alten. Von Kutaya aus machte Fellows Excursionen zur Erforschung der Umgegend. Als er von einer der-

selben spät Abends zurückkehrte, sah er sich genöthigt, in einem kleinen Dorfe, 7 Meilen von der Stadt, zu verweilen. Ein anderer Reisender war so eben eingetroffen. Da das Dorf zu klein ist, um einen eignen Aga zu unterhalten, so haben die Einwohner zur Aufnahme der Fremden ein eignes einfaches Haus bestimmt. Es hatte keine Fenster und eine Abtheilung bildete den Stall für 6 Pferde. *Fellowa* wartete, bis der angekommene Reisende sein Gebet verrichtet hatte, worin sich bekanntlich kein Mohammedaner stören lässt, und trat dann ein. Er liess eben Anstalt machen, seine Mahlzeit in der gewöhnlichen Art zu halten, als neun Männer eintraten und jeder eine Speise brachten. Eine grosse Mulde wurde auf ein umgekehrtes Kornsieb gelegt, und in die Mitte derselben ein Napf mit Suppe nebst Stücken Brod ringsum gestellt. Der fremde Reisende, Demetrius und noch ein Mann, der der Vornehmste des Dorfes zu seyn schien, setzten sich um die Mulde und begannen zu essen. Unter den neun Gerichten bestanden drei blos in Suppe. *Fellowa* fragte nach der Ursache und wer die Mahlzeit zu bezahlen habe. Man sagte ihm aber, es sei religiöser Gebrauch, dass so oft ein Reisender ankomme, jeder Einwohner des Dorfes ein Gericht bringe, dessen Rest dann, wenn der Fremde sich gesättigt, von den Bringern verzehrt werde, also eine Art von Picknick, woran der Fremde, ohne zu bezahlen, Theil nimmt. Diese Gastfreundschaft

erstreckt sich auch auf die Fütterung der Pferde und das nöthige Brennholz; jeder Einwohner schätzt es sich zur Ehre, etwas bringen zu können. Daraus erklärt sich das mehrmalige Vorkommen einer und derselben Speise, indem keiner weiss, was sein Nachbar bringen wird. Gegen Türken wird diese Gastfreiheit unentgeldlich geübt, aber von Europäern scheint man ein Geschenk als Vergütung zu erwarten, obschon die Frage nach einer Bezahlung in Geld als eine Beleidigung aufgenommen werden würde.

Dieselbe Aufnahme fand *Fellows* bei einem andern Ausfluge nach den Ruinen des alten *Aezani*, bei dem Dorfe *Hadschiköi* (Pilgerdorf), welches um etwa 2000 (engl.) Fuss höher liegt als Kutaya. Die Sitten und Gebräuche des Volks wurden überhaupt, je tiefer der Verf. ins Innere des Landes eindrang, immer einfacher und ungekünstelter. Das Haus war hier aus mit Stroh gemischtem Lehm gebaut, etwa 7 Fuss hoch, mit einem flachen Dach von Erde, auf welchem Gras wuchs, und einem Rauchfang, aber ohne Fenster. Der Abtheil von der Mahlzeit wurde von den Wirthen in einem abgesonderten Winkel des Gemaches verzehrt, und der Teppich, auf dem das Essen gestanden, sorgfältig abgekehrt, damit keine Brosamen auf die Erde fallen und, dem Gebote des Korans zuwider, mit Füssen getreten werden möchten. Die ganze Gesellschaft setzte sich dann mit ihren Tabakspfeifen um das

Feuer und unterhielt sich mit Tagesgeschichten und Dorfneuigkeiten. *Fellows* erkundigte sich nach Münzen und andern Alterthümern und fand, dass jeder in Besitz derselben war, weil man wusste, dass dergleichen Dinge von den Franken bezahlt würden. Aber Niemand verstand etwas vom Werthe oder Gebrauch derselben. Eine schöne griechische Bildsäule war vor Kurzem für 5 Schillinge (2 fl. 30 kr.) und zwei bronzene Vasen für 8 Schillinge verkauft worden, und man hielt das allgemein für einen guten Handel. Demetrius brachte 30 oder 40 griechische Münzen zusammen, jede im Durchschnitt für 3 Farthings ($^3/_4$ Penny oder etwa 2 Kreuzer). Die Stelle der Kerzen zur Beleuchtung vertritt in dieser ganzen Gegend, selbst in den grössern Städten, ein Span von Tannenholz. Die Leute machen einen Einschnitt in den Baum, welcher den Saft nach dieser Seite hinzieht, worauf der Baum zu Brennholz umgehauen, das mit Harz getränkte Stück aber zu Spänen geschnitten wird. Ein solcher Span dauert sehr lange. Während der Mahlzeit wurde er zwischen zwei Steinen aufgerichtet und brannte mit starker Flamme und schwarzem Rauch eine halbe Stunde lang. Auch die Leute, wenn sie nach Hause gingen, schnitten sich jeder ein Stück ab, um sich auf dem Wege zu leuchten. Jeder, dem man Nachts auf der Strasse begegnet, trägt einen solchen Span; wohlhabendere Leute haben eine schöne Papierlaterne mit einem Talglicht.

In *Kutaya* wurde dem Verf. nach Vorzeigung seines Firmans seine Wohnung bei einem Armenier, dem vornehmsten Kaufmanne der Stadt, angewiesen. Der Eigenthümer war zwar nicht anwesend, aber *Fellows* fand doch die freundlichste Aufnahme, indem ihm der Ehrenplatz oder der erhöhte Theil des Fussbodens in dem besten Zimmer des Hauses eingeräumt wurde, welches bunt wie eine Harlekins-Jacke gemalt und ringsum mit Polstern versehen war. Wie dieses Haus sind auch die Wohnungen der Türken und Griechen eingerichtet. Die Familie war zahlreich. Drei von den Kindern schlossen sich sogleich an den Reisenden an, namentlich ein kleines hübsches Mädchen von sechs Jahren. Später erschienen auch zwei erwachsene Söhne, junge Männer von dreissig Jahren. Das Mädchen erzählte dem Verf. allerlei, worauf dieser, da er die Sprache nicht verstand, nur mit Gebärden antworten konnte. Sie verliess ihn dann ganz ernsthaft und wandte sich an den Dolmetsch mit der Frage, ob der Franke keine Zunge habe, da er gar nicht mit ihr spreche. Erfrischungen wurden gebracht und bald darauf erschien auch der Herr vom Hause, ein hübscher Mann, der ihn höflich grüsste und bedauerte, dass er allein gespeist habe, befahl aber, dass am nächsten Tage die Mahlzeit gemeinschaftlich seyn sollé. Als es Abend ward, erhielt er zahlreiche Besuche und auch nach einem, neapolitanischen *Doktor*, der europäische Sprachen

verstünde, wurde geschickt. Dieser Doktor und die andern Gäste blieben bis Mitternacht sitzen. Fellows verstand das Wenigste von der ganzen Unterhaltung, musste sich aber die Complimente von jedem einzelnen Gaste gefallen lassen, welche natürlich nur aus Neugierde gekommen waren. Besser unterhielt sich freilich der Dolmetsch. So ging es auch den folgenden Tag. Wenn Fellows zufällig etwa fünf Minuten allein war, so entschuldigte man sich deshalb angelegentlichst, oder schickte die Kinder, damit er keine lange Weile habe. Bei Tische wurden dem Wirthe und dem fremden Gaste Teller, Messer, Gabel und Löffel gegeben, eine besondere Auszeichnung, da die drei ersten Geräthschaften bei den Asiaten selten oder nie gesehen werden. Nach jedem Gerichte begrüsste ihn der Wirth, indem er die rechte Hand auf die Brust, den Mund und die Stirn legte, damit andeutend, dass Herz, Lippen und Haupt zu seinen Diensten stehen. Nach der Mahlzeit brachte der älteste Sohn, der auch bei Tische aufgewartet hatte, ein Waschbecken, mit einem durchlöcherten falschen Boden, gleich einem umgekehrten Durchschlag, auf dessen oberem Theile ein Stück Seife lag, so wie ein mit Goldstickerei eingefasstes Handtuch. Die beschriebene Einrichtung des Beckens hat den Zweck, dass das von den Händen ablaufende schmutzige Wasser sogleich, ohne das Auge zu beleidigen, durch die Löcher in die untere Abtheilung laufen kann. Aus

demselben Grunde fliesst auch bei den Moscheen das zum Waschen nöthige Wasser aus einer Zapfenröhre auf die Hände, so dass das nach unten abfliessende unreine Wasser nicht gesehen wird. Auch Kaffeh und Tabak wurden von dem Sohne des Hausherrn gebracht. Ueberhaupt ist die Bedienung bei Tische, besonders wenn der Vater anwesend ist, stets das Amt der Söhne. Diener oder Sklaven betreten das Zimmer nur, um das Feuer zu unterhalten. — Die Bereitung der Speisen war trefflich. Das Brod ist dünn und weich wie ein Kuchen. Fleisch, Eier etc. werden in dasselbe eingewickelt und so auf den Tisch gebracht; es wird aus reinem Waizenmehl gebacken. Nicht selten hat man auch Stücken Brod, die wie ein Kegel geformt sind und, je nachdem man sie beim dicken oder dünnen Ende anfasst, als Gabel oder Löffel dienen, um damit statt der Finger die Speisen aus der Schlüssel zu langen.

Am 27. März reiste *Fellows* von Kataya weiter nach *Altuntasch*. Der Weg ging wieder südwärts und war von gleicher Beschaffenheit wie der nach *Aezani*, Boden und Produkte ganz dieselben. Aus dem Laufe eines Flusses, der mehrmals übersetzt werden musste, sah man, dass das Land allmählich höher ward. Nach 30 Meilen gelangte man auf eine weite Ebene, wo das Dorf *Altuntasch* stand. Diese völlig ebene Fläche ist wenigstens 50 Meilen lang und 20 breit und kann 6000 Fuss über dem Meere

fliegen. Der Frühling war noch nicht eingetreten. Eine Menge Vögel, worunter viele in England unbekannte, waren das Merkwürdigste, was dem Verf. zu Gesicht kam; darunter Rebhühner mit schwarzen Köpfen, Flügeln und Füssen, braunen Rücken und weisser Brust; eine Gattung Fliegenfänger (Muscicapa leuconotus) mit weissem Bauch, schwarzen Flügeln und Kopf und ganze Schwärme von Gänsen, Enten, Schnepfen und anderm Wassergeflügel. Auch der gemeine Kukkuk, der bei gleicher Temperatur in England noch nicht zum Vorschein kommt, wurde hier schon gehört. An einem kleinen sumpfigen Platze, noch keinen Acre (3/4 nied. österr. Joch) gross, zählte Fellows 180 Störche (*Ciconia alba*). Ausserdem gab es Heerden von mehren Hundert Stück Hornvieh, da das Land hauptsächlich als Weide benützt wird. Das Dorf *Altuntasch* besteht aus grossen Hütten mit flachen Dächern und Viehställen. Oben darauf sieht man grosse Haufen von getrockneten Futtergewächsen. Auch die Bewohner des Hauses bringen ihre Zeit meist auf dem Dache sitzend zu, theils wegen der feuchten und sumpfigen Beschaffenheit des Bodens, theils auch, um die weite Umgegend, wo ihre Heerden grasen, besser übersehen zu können.

Von hier aus wurde die Gegend 36 Meilen weit immer öder; kaum ein einzelner Baum und nicht eine Blume waren zu sehen. Dürre Stengel der Mohnfelder vom vorigen Jahre und braunes

Gras bedeckten den felsigen Erdboden. In dem Dorfe *Sitschanli* bestanden die Häuser aus Lava oder grauer vulkanischer Schlacke. Der Verf. befand sich hier schon im *Taurus-Gebirge*. Am 29. März ging es wieder 44 Meilen weit durch dieselbe öde und flache Gegend; eben so am 30. März, 36 Meilen weit. Das Land ist spärlich bewohnt. Nur eine Stadt, *Sandukli*, und ein paar Dörfer werden erwähnt. Die Pest hatte seit einigen Wochen geherrscht, war aber im Abnehmen; doch fand es der Verf. nicht rathsam, lange hier zu verweilen und nach Alterthümern zu forschen.

Immer gerade südwärts fortgehend gelangte der Verf. in die Landschaft *Pisidien*. Er fand die gewöhnlichen Karten (nach *Arrowsmith*) in Bezug auf die Lage der Stadt *Budur* und des gleichnamigen Sees sehr unrichtig. Das Thal von *Sparta* kam ihm, in Vergleich mit den so eben durchwanderten Gegenden, schön vor. Die Jahreszeit war weiter vorgerückt und der Mandelbaum fing eben an zu blühen. (In Smyrna und überhaupt an der Westküste war diess schon vor zwei Monaten der Fall gewesen.) Andere Bäume schlugen erst aus. Die Reise ging hier langsamer von Statten. Ein neuer Pascha, der sich nach seinem Bestimmungsorte begab, hatte auf den Stationen alle Pferde in Beschlag genommen. Am Eingange des Thales fand *Fellows* dreissig oder vierzig der vornehmsten Einwohner festlich gekleidet versammelt, welche die Ankunft des Pascha erwar-

teten, um ihn bis nach *Sparta* zu geleiten. Sie sassen auf dem Boden, während die ebenfalls stattlich geschmückten Pferde seitwärts graseten. Ausserdem waren an hundert Lämmer und junge Ziegen zu sehen, welche beim ersten Erscheinen der Cavalcade geschlachtet und dem Pascha als Geschenk überreicht werden sollten. Die Stadt *Sparta* war besser gebaut als alle, die der Verf. bisher gesehen hatte. Die Häuser bestanden aus Steinen, wie sie das Gewässer von den Bergen herabgeführt hatte. Inwendig waren die Wände, um die Spalten auszufüllen, mit Lehm überzogen. Viele Häuser hatten grosse Obstgärten, was der Stadt das Ansehen eines Waldes gab. Durch die Strassen flossen kleine Bäche. *Falkner* wohnte bei einem Müller, einem wohlhabenden Manne, der früher einige Jahre in Russland zugebracht hatte und sich einbildete, hier ganz Europa gesehen zu haben, indem er ganz ernsthaft behauptete, dass England und Frankreich zu Russland gehörten.

Auf der Weiterreise nach *Akaysun* hatte der Verf. Gelegenheit, sich von dem rechtlichen Charakter des türkischen Volks zu überzeugen. Etwa drei Meilen von der Stadt fand der Dolmetsch, dass sein Mantel vom Pferde gefallen war. Er ritt zwei Meilen zurück und traf einen armen Mann auf der Strasse, der mit seinem Esel Holz und Kohlen aus dem Walde geholt hatte. Auf die Frage, ob er den Mantel gesehen, antwortete er, dass er ihn ge-

fanden und zu einem benachbarten Müller getragen habe, damit der Eigenthümer dort vielleicht ausfindig gemacht werden könnte. *Demetrius* bot ihm ein Geschenk an, das er aber ausschlug mit der treuherzigen Bemerkung, der Mantel habe ihm ja nicht gehört und befinde sich bei dem Müller in vollkommener Sicherheit. Der Dolmetsch ritt nun zu der Mühle und erhielt sogleich den Mantel zurück, ohne dass auch der Müller zu bewegen war, eine Belohnung anzunehmen.

Der Weg nach *Alaysun* bot viel Eigenthümliches dar. Acht oder neun Meilen ging er längs dem Bette eines Baches hinauf, zu dessen beiden Seiten steile Berge emporstiegen. Anfangs war die Landschaft etwas einförmig, weiterhin nahm sie einen wilden und höchst romantischen Charakter an. Die Felsart war grösstentheils Marmor oder auch gemeiner Kalkstein, welchen aber Adern von rothem Marmor nach allen Richtungen durchzogen. Besonders auffallend waren, als der Verf. die Höhe erreicht hatte, die in einer Entfernung von etwa zehn Meilen sichtbaren Berge von vulkanischer Asche, welche zu rauchen schienen. Es war aber nichts weiter als der lockere Staub, den der Wind in Wolken zusammenblies und in die Luft oder durch die Thäler führte. Ueber die Berge ragten zackige Marmorspitzen hinaus, um welche sich, wie um einen Kern, der Flugsand zusammenhäufte. Um die Augen vor demselben zu schützen, verhüllte jedermann das

Gesicht mit einem Tuche oder wartete, bis eine solche Wolke vorüber war. Dieser Sand oder Staub ist zerbröckelter vulkanischer Tuff. An manchen Stellen hat sich aufgelöster Kalk mit diesem Tuff vermischt und ganze Berge von s. g. Römischem Cement gebildet. Der Verf. glaubt, dass der Anblick dieses natürlichen Cements die Römer vielleicht zuerst auf die künstliche Bereitung desselben geführt habe. Auch Stücke von Bimsstein waren mit dem Cement vereinigt und bildeten Felsklippen von einigen Hundert Fuss Höhe. Fast alle Abänderungen vulkanischen Gesteines waren in dieser Gegend zu finden, vom weissen Bimstein bis zum schwarzen Basalt. Das Material, aus dem diese Berge gebildet sind, ist dasselbe, unter welchem *Pompeji* begraben liegt. Unstreitig hat auch hier manche alte Stadt ein ähnliches Schicksal gehabt. Man sieht in dem Bache, der längs dem Flusse dieser Berge strömt, eine Menge Säulen und andere Bestandtheile von Gebäuden, welche von oben herabgerollt sind. Auch sieht man an den Wänden der Berge verschiedene Höhlen mit vierseitigen Eingängen, ehemalige Grabstätten, die aber nur zur Hälfte mit Sand bedeckt sind.

Die Witterung war in diesem Passe des Taurus-Gebirges sehr kalt. Der Verf. gesteht, dass er nie in ähnlicher Gegend einem so schneidend kalten Winde ausgesetzt gewesen sei. Niemand konnte es zu Pferde aushalten, und zuweilen musste man

sich, wenn ein sehr heftiger Stoss kam, platt auf die Erde legen. Auch viel Schnee wurde angetroffen und an einer Stelle überschüttete der Sturm die Reisenden mit einer Masse kleiner Eisstückchen. Auf dieses folgte, als es abwärts gegen Alaysun ging, ein mit Regen vermischtes Schneegestöber, das Alle bis auf die Haut durchnässte. Auch bei der Abreise von hier, am 1. April, schneite es fort. Aber weiter südwärts, wo der Verf. ein anderes Thal hinabstieg, war kein Schnee, sondern vielmehr sechs Zoll hoher Waizen zu sehen, und die Bäume wurden immer zahlreicher, bis zum Eintritte in die südliche, ans Meer gränzende Landschaft *Pamphylia*, wo das Dorf *Budschak* zuerst erreicht wurde. Zahlreiche Alterthümer, die hier und anderwärts in der Gegend zu sehen waren, entschädigten den Verf. für die Beschwerlichkeiten des zurückgelegten Weges. Das Klima war sehr mild und der Frühling entfaltete seine Reize in voller Pracht.

Adalia, wo Fellows am 3. April eintraf, machte auf ihn einen sehr wohlthuenden Eindruck. Jedes Haus hat seinen Garten von Pomeranzen-, Citronen-, Feigen- und Maulbeer-Bäumen und Weinstöcken. Auf dem Basar sah man kleine graue Mandeln und die zwischen den Bäumen gesäete Gerste trieb schon Aehren. Fellows verfügte sich zum Pascha, der ihn gleich nach der Ankunft, sobald der Dolmetsch den Firman überbracht hatte, zu einem Besuche einladen liess. Er musste kom-

men, wie er war, in seinen Reisekleidern und wurde höflich empfangen; selbst ein europäischer Stuhl wurde ihm hingesetzt. Dann liess ihn der Pascha in das Haus eines reichen Griechen führen, wo ihm ein grosses Zimmer mit Ottomanen und Polstern längs den Wänden angewiesen wurde und überhaupt der grösste Luxus herrschte. Er hatte sich kaum nothdürftig eingerichtet, als der Pascha seinen Arzt (einen Italiäner) und noch einen Boten schickte, welche sich erkundigen mussten, ob er mit Allem zufrieden sei. Zugleich brachten sie ihm die Einladung zu einer förmlichen Audienz für den folgenden Morgen. Seine Ablehnung, dass er nicht mit der gehörigen anständigen Kleidung versehen sei, wurde nicht angenommen. Er verfügte sich also, in Begleitung des Dolmetsch, zur bestimmten Zeit in die Wohnung des Pascha, wo er zwei Stunden lang sich über allerlei Gegenstände mit ihm unterhielt. Der Name und Titel des Pascha war *Nedschib Pascha*. Es war ein hübscher auf europäische Art gekleideter und eingerichteter Mann, der im Aeussern und Benehmen viel Aehnliches mit dem (damaligen) Sultan *Mühmud* hatte. Auch fehlte es ihm nicht an einer gewissen Bildung und er wusste die antiquarischen Forschungen unsers Reisenden nach Gebühr zu würdigen. Dieser rühmte unter Anderm die grosse Gastfreiheit, welche er von Seiten der Türken empfangen hatte und drückte den Wunsch aus, dass, wie die Türken jetzt euro-

päische Sitten und Gebräuche anzunehmen begonnen, so auch die Europäer die Freundlichkeit der Türken gegen Fremde nachahmen möchten; ein Compliment, das dem Pascha gefiel. Das Gespräch kam auch auf die Naturbeschaffenheit des Landes, an der er grosses Interesse nahm. *Fellows* sagte ihm unter Anderm, dass er nirgends Spuren von Steinkohlen gefunden habe und wenn ja dergleichen vorhanden seien, so könnten sie sich nur oberhalb der Kalkgebirge (?), vielleicht im nordwestlichen Theile des Landes, finden. Der Pascha liess nun eine brennende Kerze, ein Löthrohr und ein Stück Kohle bringen, welche Letztere Fellows sogleich für englisch erkannte. Der Pascha bestätigte diess und sagte, dass er sie von Konstantinopel mitgebracht habe. Ausserdem wurden aber auch einige andere Stücke Steinkohlen herbeigeholt, welche der Verf. untersuchen musste. Sie waren wirklich in der von Fellows bezeichneten Gegend und über dem Kalke gefunden worden. Auch ein Stück Schwefelkies wurde ihm, angeblich als etwas Kostbares, gezeigt; Fellows erklärte dem Pascha, dass dieses Mineral in England keinen besondern Werth habe und nur zu einigen chemischen Fabrikaten gebraucht werde. Hierauf kam ein Gefäss mit zerbröckeltem Granit, wobei der Pascha besonders auf den glänzenden Glimmer aufmerksam machte. Fellows sagte ihm, dass die Entdeckung von Steinkohlen weit grössern Werth haben würde. Der Pascha setzte die Un-

terhaltung noch eine Weile in dieser Art fort und machte dann dem Verf. das Anerbieten, ihm einige von seinen Leuten zur Begleitung auf die Weiterreise mitzugeben und ihn auch mit Empfehlungen an andere Paschas zu versehen. Auch verlangte er schlechterdings, dass er einige Pferde aus seinem Stalle annehmen sollte und erkundigte sich genau, ob ihm in dem Hause des Griechen, der der Banquier des Pascha war, nichts abgehe, ausserdem wolle er ihm Essen von seiner Tafel schicken. Fellows lehnte alle diese Anerbietungen ab, musste aber versprechen, seine Besuche zu wiederholen; der Pascha verlangte sogar, dass er wenigstens einen Monat in *Adalia* verweilen sollte. Beim Abschiede erhob sich der Pascha von seinem Sitze und begleitete den Verf. bis an die Thüre; eine Abweichung von der morgenländischen Sitte, die Alle in Erstaunen setzte. Der Dolmetsch versicherte, dass ihm nie etwas Aehnliches vorgekommen sei.

Der Verf. wurde durch Krankheit des Demetrius genöthigt, einige Tage länger in *Adalia* zu verweilen. Von dem hohen Dache seines Hauses hatte er eine weite Aussicht auf die ganze Küstenlinie der grossen Bay von Adalia. Die Stadt ist zwar mit einer doppelten Mauer umgeben, aber ein grosser Theil der Häuser liegt mit ihren Gärten ausserhalb derselben. In dem Hafen, welcher in frühern Zeiten eine ganze Flotte beherbergte, geht jetzt nur selten ein Schiff vor Anker. Die verfall-

nen Thürme sind noch im Wasser zu sehen. Auf dem Boden des Meeres entspringen in geringer Entfernung vom Ufer starke Quellen von Süsswasser, deren Hervorbrechen man bei der Klarheit des Meerwassers deutlich sehen kann. Das Land hinter Adalia bis zum Fusse der nächsten Taurus-Vorberge besteht, etwa 30 oder 40 engl. Meilen weit, aus aufgeschwemmtem Boden von verhältnissmässig neuerem Ursprunge und wahrscheinlich hat die nächste Tauruskette in der Vorzeit die Küste des weiten Meerbusens gebildet. Die meisten Flüsse, welche hier vom Gebirge nach Süden herabkommen, verlieren sich in der lockern Masse des aufgeschwemmten Bodens, und nur für einige wenige wird zum Behuf der Wasserleitungen und Mühlen ein künstliches Bett unterhalten, in welchem sie ihren Lauf unmittelbar bis ins Meer vollenden können. Einer von diesen wird für den alten *Katarraktus* gehalten. Die verschwindenden Flüsse setzen ihren Lauf unterirdisch zum Meere fort und brechen hier theilweise, die erwähnten Quellen bildend, wieder hervor. Weiterhin, wo die Ablagerungen aufhören, etwa eine Viertelmeile von der Küste, besteht der Meeresgrund aus demselben Kalkstein wie die Taurus-Kette.

Die Pflanzenwelt um Adalia bot dem Verf. viel Interessantes, worunter mehre Arten, die in England nur im Glashause gehalten werden können, namentlich *Anagallis coerulea*, *Gladiolus communis*,

nis, *Pyrethrum*, *Astragalus*, *Salvia Horminum*, *Fumaria capreolata*, *Scilla maritima* und *Ornithogalum umbellatum*. Sehr gemein ist der *Gummi-Storax* (*Styrax officinale*) und dient nebst einer Menge schöner Iris- und Orchis-Arten der Gegend zur Zierde. In den Gärten aber sieht man fast nur Orangen- und Feigenbäume, nebst Weinstöcken, welche mehr um des Schattens als um der Früchte willen gezogen werden. Der Verf. sah auch zwei Palmen (wahrscheinlich Zwergpalmen), die ihm aber als Seltenheit bezeichnet wurden. Das angebaute Land erstreckt sich nicht über eine Meile jenseits der Stadtmauern. Zuckerrohr wird hier als Küchengewächs gebaut, indem es die Türken zu verschiedenen Speisen gebrauchen.

Das häusliche Leben in der Familie seines griechischen Wirths sprach den Verf. sehr gemüthlich an. »Der Hausvater« — sagt er — »würde in jedem Lande für einen Mann von Bildung gelten, und eben so seine Gattin. Ich sah fünf Söhne und zwei Töchter, drei Diener und vier Dienerinnen, nebst zwei Sklaven und einem besondern Diener, der eigens für mich bestimmt war. Es waren eben strenge Fasten, und man bedauerte mich nicht zur gemeinschaftlichen Mahlzeit einladen zu können; aber für mich wurde zu jeder Stunde, wenn ich es wünschte, besonders gekocht. Die Frau war sehr hübsch, sah aber zu jung aus, als dass ich sie für die Mutter der erwachsenen Kinder hätte halten

dürfen. Alle waren einfach und verschieden, jedoch nach Landessitte geschmackvoll gekleidet; ich glaube nicht, dass europäische Kleidung ihnen besser gestanden hätte. Stärke und Bügeleisen (Plättglocke) sind hier unbekannt. Auffallend war die Kostbarkeit des Putzes. Die Haube der Mutter strotzte von türkischen Goldmünzen, deren innerer Werth wenigstens 150 Pf. Sterling betragen musste. Sie bedeckten theils die Stirn, theils hingen sie an den Seiten herab, und waren wie Fischschuppen über einander befestigt; ausserdem hingen lange Ketten daran, mit grössern Stücken gemischt, vom Halse bis auf die Taille herab. Aehnliche Kostbarkeiten trugen die Kinder; selbst das kleinste, noch ein Säugling, hatte eine Haube mit Goldstücken. — Die beiden zum Hause gehörigen Sklaven waren erst den Tag vorher angekommen und hatten noch keine angewiesene Arbeit; sie lagen daher den ganzen Tag über faullenzend in der Sonne. Der Arzt des Pascha fragte *Fellows*, ob er nicht auch einen Sklaven kaufen wolle; es wären jetzt eben einige sehr wohlfeil zu haben, ein recht hübscher Bursche z. B. für 6 oder 8 Pf. St. Fellows lehnte es natürlicherweise ab.

Die Beweise von Gastfreundschaft, welche Fellows sowohl von Seiten des Pascha als der Familie seines Wirthes in zartester Weise empfing, wurden für ihn um so drückender, als er keine Gelegenheit sah, sich dafür erkenntlich zu beweigen.

Selbst noch bei der Abreise, die er möglichst beschleunigte, fand er, dass man ihm drei treffliche Waizenbrode, die eigens für ihn gebacken worden, in den Reisesack gesteckt hatte. Von der angebotenen Escorte des Pascha machte er keinen Gebrauch, doch nahm er den *Büyti* oder Firman an.

Der Weg ging zunächst östlich über die Ebene, wo nichts Bemerkenswerthes vorkam als Massen von Kies, durch Kalkablagerungen aus den Bergströmen verbunden, welche häufig zu beiden Seiten der Strasse Felsen von Puddingstein gebildet hatten. Auch gab es allerlei wildes Geflügel; am häufigsten waren der Ibis, so wie der Schwarze und der Weisse Reiher, nebst Wildenten und Schnepfen zu sehen. In den Sümpfen dieser Gegend giebt es eine solche Menge von Blutegeln, dass sie einen wichtigen Handelsartikel nach Europa und noch mehr nach Amerika bilden.

Unter den Ruinen von *Perge* verbrachte der Verf. eine schöne Mondnacht im Freien, ohne jedoch schlafen zu können, da das Heulen der Schakals und der Wölfe um das Zelt bis an den Morgen nicht aufhörte. *Demetrius* war zeitig früh auf die Jagd gegangen und kam mit Enten und Schnepfen zum Frühstück zurück. Zu gleicher Zeit trafen Geschenke von Lebensmitteln aus den benachbarten türkischen Zelten ein. Nach dem Frühstück entging Fellows mit genauer Noth einem tragischen Schicksal. Während er vor dem Zelte stehend dem Aufpacken

der Pferde rasch, hörte en einen Flintenschuss und nur ein paar Schritte vor ihm schlug eine Kugel in den Erdboden. Kaum eine Klafter weit stand unter einem Baume ein Türk mit der Fliste des Demetrius, die dieser mit gespannten Hähnen am Baume hatte hängen lassen. Der Mann war noch mehr erschrocken als der Verf. selbst. Die Türken wissen in der Regel mit ihren gewöhnlichen Flinten, die nur Einen Lauf haben, recht gut umzugehen; aber diese war eine doppelläufige, und der Mann hatte, nachdem er den einen Hahn niedergelassen, auch den Drücker sicher untersuchen zu können geglaubt, dadurch aber den zweiten Lauf entladen.

Weiter nordöstlich nach dem alten *Pedaliasus* fortgehend reiste der Verfasser 20 Meilen weit durch eine fruchtbare Landstrecke, von welcher kaum ein Acre durch Menschenhände cultivirt war. Dgrösste Theil war mit Wäldern der mannichfaltigste Baumarten bedeckt. Fellows erkannte sieben oder acht verschiedene *Eichen*, den zartblättrigen *Judasbaum* (*Cercis siliquastrum* L.) mit seinen schönen purpurrothen Blüthen, die Aesche, den *Johannisbrod-Baum*, etc. nebst einer Menge von *Clematis*, *Ahornen* etc. Alles durch einander mit Weinreben und Feigenlaub verschlungen und bedeckt, so dass es oft schwer war, den Stamm zu unterscheiden. An den meisten Bäumen hingen noch die uneingesammelten Früchte vom vorigen Jahre oder lagen verfault auf dem Erdboden. Die ganze weite Gegend

dient nur zur Weide für Kameele und Ziegen. Von mehrjähriger Grösse waren die *Myrthen* (wahrscheinlich *M. leucadendron*). Der Verf. mass verschiedene, deren Krone an 40 Fuss im Durchmesser hatte, bei einem Stamme von mehr als ein Fuss Dicke. Auch versichert er in keinem Lande mehr Vögel gesehen oder gehört zu haben. Die Nachtigallen wurden ihm wahrhaft zur Last.

Unter den Ruinen von *Eiky-Adalia* oder dem alten *Side* brachte Fellows abermals eine Nacht im Freien zu. Demetrius kochte zum Nachtessen unter andern auch einige Kartoffeln, welche er von Konstantinopel mitgebracht hatte; sie waren aber aus England dahin gekommen; in der Türkei selbst sind sie noch nicht einheimisch geworden. Das in der Gebirgsgegend, wo Fellows jetzt reiste, gebräuchliche Trinkgeschirr erinnerte durch seine einfache alterthümliche Form an ähnliche Gefässe aus *Terra cotta*, die er in Italien gesehen hatte. Das Gefäss war aus einem Stück Holz im Ganzen gearbeitet und hatte an der einen Seite eine Röhre, aus der getrunken wurde; eine andere, grössere Röhre ging durch die Mitte des Deckels und diente zum Einschütten und Ausgiessen des Wassers. Viele etruskische Vasen haben fast ganz dieselbe Form und Einrichtung.

Von *Side* kehrte Fellows auf einem andern Wege unweit der Meeresküste nach *Adalia* zurück; doch war die Beschaffenheit des Landes die näm-

liche. »Capitän *Beaufort*« — sagt der Verf. — »beschreibt diese Küste als flach, sandig und unfruchtbar; während ich, nur ein paar Meilen landeinwärts, nirgends eine fruchtbarere und malerischere Gegend gesehen habe. Wer seine Beobachtungen, wie es so viele Reisende nach Klein-Asien zu thun pflegen, nur vom Bord seines Schiffes aus anstellt, der kann freilich nur wenig sehen. Welche Vorstellung würde man von England erhalten, wenn man nichts weiter als seine Küsten betrachtete?«.... Die Karten fand *Fellows* so unrichtig, dass es ihm unmöglich war, seine Reiseroute darauf zu verzeichnen. Er suchte vergebens nach einem ansehnlichen See, welcher, den Karten zufolge, zwischen den Flüssen *Eurymedon* und *Cestrus* liegen soll; auch war er ausser Stande, die Ruinen von *Aspendus* zu finden. *Arrowsmith* bezeichnet das jetzige Dorf *Starus* als das alte *Aspendus*; aber in der ganzen Gegend war nichts von Alterthümern zu sehen.

Etwa fünf Meilen näher an *Adalia* führte der Weg, nachdem der *Cestrus* überschritten war, fast zehn Meilen weit zwischen ausgehauenen Felsen hindurch, welche zum Theil alte Grabstätten, meistens aber Steinbrüche gewesen seyn mögen. Obwohl man dem zufolge die Nähe einer grossen Stadt vermuthen sollte, war doch nirgends ein Quaderstein anzutreffen. Ein Dorf, wo Fellows übernachtete, stand am Ufer eines kleinen Sees unweit vom Flusse

Kaprisu; dieser See war ganz mit Schilfrohr bewachsen und von Wassergeflügel bevölkert.

Der Verfasser entschuldigt sich gelegentlich in Betreff der wenigen Angaben über *Insekten*, welche man in seinem Reisewerke finden werde. Da er den grössten Theil des Tages zu Pferde war, liessen sich freilich keine sonderlichen Beobachtungen machen. Schmetterlinge sah er in Menge, welche von den europäischen verschieden waren. In den Häusern, wo er übernachtete, fand er die gemeine Küchenschabe und die Wanze, welche beide aus West-Indien hieher gebracht worden seyn sollen. Im Allgemeinen aber gab es in den Häusern viel weniger Ungeziefer als in den meisten Gegenden des südlichen Europa. Die Leute sind hier reinlicher als andere Völker unter ähnlichen Himmelsstrichen.

Die Bewohner des hiesigen Küstenstriches, südlich vom *Taurus-Gebirge*, führen ein nomadisches Leben, nur unter Zelten und ohne feste Wohnplätze. *Fellows* sah hier kein Dorf und, ausser in *Adalia*, nicht einmal eine Moschee. Der Firman hatte hier seine Geltung verloren, aber der Reisende fand nichts destoweniger in jedem Zelte die gastfreundlichste Aufnahme. Die einzige Schwierigkeit war, Getraide für die Pferde zu erhalten, da diese hier wie das Rindvieh auf die Weide getrieben und mit Gras gefüttert werden. Das gewöhnliche Getraide, welches in Klein-Asien als Pferdefutter dienen

kann, ist Gerste; Haber bekam der Verf. nirgends zu sehen.

Am 12. April betrat *Fellows* wieder das Haus seines griechischen Wirthes in *Adalia*. Die nachgeheuchelte Güte der Familie gab sich jetzt nicht bloss gegen den Gast, sondern auch gegen die Armen unter den eignen Landsleuten zu erkennen. Es war eben (nach dem griechischen Kalender) die *Charwoche*. Fünf grosse Fässer Mehl standen bereit, um Brod zu backen, welches unter die Armen vertheilt werden sollte. In einer der zahlreichen Vorrathskammern waren noch von den Wintervorräthen so viel Orangen, Citronen, Dörrobst, Sämereien und Getraide aller Art aufgehäuft, dass man in einem Basar zu seyn glaubte.

Von Adalia machte der Verf. die kleine Reise nach *Tekrova*, dem alten *Phaselis*, an der westlichen Seite des Busens von Adalia, zur See, in einem kleinen Fahrzeuge, welches bloss mit vier Arabern bemannt war. Die Alterthümer des genannten Hafens waren nicht so bedeutend, als er erwartet hatte. Ueberhaupt bemerkt er: »In dem Masse, als die Ruinen der Städte im Innern des Landes mir, sowohl in der Anlage als in der Ausführung, einen hohen Begriff von der Grösse der Bauwerke der Alten beibrachten, verminderten die Reste ihrer Seeplätze und Häfen meine Vorstellungen von ihrer Seemacht.« Eine weitere Fahrt von drei Stunden brachte den Reisenden nach *Olympus*, oder dem heutigen *Ma-*

Idrasch, wo die altgriechischen Reste noch unbedeutender sind als die von Phaselis. Ausser denselben sieht man auf den umliegenden Bergen Ruinen von Stadtmauern und Gebäuden aus dem Mittelalter, welche die Venetianer gebaut haben. Alle diese eben genannten Plätze gehören noch zu *Lycien*. Auf der zweiten Reise, im Jahre 1840, besuchte der Verf. diese Küstengegend zu Lande, und zwar im Monat Mai, wo alle Reize der Natur schon in voller Pracht entwickelt waren. Er kam von Westen her, aus dem Dorfe *Phinekakui*, über ein waldiges Gebirge, von welchem er nach der kleinen Bay hinabstieg, die durch das *Cap Chelidonia*, das alte *Promontorium Sacrum* (das Heilige Vorgebirge) gebildet wird. Er ging dann durch eine Bergschlucht wieder nordwärts und kam in ein von *Yuruks* oder wandernden Schafhirten mit ihren Heerden besetztes Weideland und nach einigen Stunden in das Dorf *Artusarny*, wo jede einzelne Hütte von einem Obstgarten eingeschlossen war. Die Früchte bestanden in Granatäpfeln, Weintrauben, Orangen, Aprikosen, Pfirsichen, Walnüssen, Johannisbrod, Mandeln, Maulbeeren, Pistazien, Birnen und Feigen. Auf und zwischen den Felsen um das Dorf wuchsen Oelbäume, Platanen, Eichen, Steinfichten und Cypressen. Der Verf. bemerkt, dass sich die Namen vieler türkischen Dörfer auf die Fruchtsorten beziehen, welche vorzugsweise daselbst wachsen.

»Die Landschaft an diesem Vorgebirge« —

heisst es weiter in seinem Tagebuche — »ist durch die Verbindung grossartiger Naturbilder mit dem üppigsten Reichthum der Pflanzenwelt einzig in ihrer Art. Die Stämme vieler Myrten, welche hier ganze Wälder bilden, haben einen Fuss, die meisten wenigstens 6 oder 8 Zoll im Durchmesser. Erd- beere- und Lorbeersträucher sind hier grosse Bäume. Weniger mannichfaltig ist die Thierwelt..... Diesen Morgen unterhielt mich die Beobachtung eines über den Weg vor mir gehenden Chamäleons von etwa 18 Zoll Länge. Sein Gang hat etwas Langsames und Unbehilfliches, ungefähr so wie der eines Menschen, der mittelst der Hände auf allen Vieren geht. Bei jedem Schritte zog es die Füsse ein und hob die Beine höher als nöthig auf. Augen und Zunge waren anhaltend in einer so schnellen Bewegung, dass man sie kaum beobachten konnte. Das Thier veränderte seine Farbe, ohne irgend beunruhigt worden zu seyn, bloss nach dem verschiedenfarbigen Aussehen des Erdbodens, des Grases oder der Felsen, über die es hinschritt..... Unter den Blumen fällt das jetzt eben in der Blüthe stehende Schlangengras *(Arum dracunculus)* besonders angenehm auf. Die Schönheit dieser Pflanze wird von den Türken, die doch so grosse Blumenfreunde sind, nicht geachtet, bloss weil ihr Geruch höchst unangenehm ist, während die kleinste andere Blüthe, selbst die Knospen der Walnuss- und anderer Bäume, ihres lieblichen Duftes wegen, gegenseitig als Geschenke überreicht werden.«

Fellows setzte (1838) die Reise von Deliktasch längs dem steilen Vorgebirge und den Inseln in der schönen Bay von *Phineka* zur See fort und landete hier an den modernen Mauern eines verfallnen Forts. Hier gab es eine Menge wildwachsender Palmen, aber nirgends eine Spur von Menschen, bis man einen Greis und einen Knaben fand, die sich aus Furcht vor den Fremden versteckt hatten. Eine Strecke längs einem hier mündenden schiffbaren Flusse fortgehend, kam Fellows zu einer kleinen Ortschaft, welche bloss aus einem Zollhause und einigen wenigen andern amtlichen Gebäuden bestand. Er sah hier zum ersten Male schwache Anzeichen von Handelsthätigkeit; einige Stösse von Brennholz wurden in zwei Ruderboote gebracht, aus welchen die ganze Handelsmarine bestand. Die Ruinen des alten *Limyra* beschäftigten den Verf. nach seiner zweiten Reise mehr als bei der ersten, wo die einbrechende Nacht ihn in sein Schiff zurückzukehren nöthigte. Bei seiner zweiten Landung an derselben Stelle der Küste war es ihm darum zu thun, Lebensmittel aufzutreiben. Einer Ziegenheerde folgend suchte er vergebens die Hirten, welche sich aus Furcht vor den Fremden zwischen den Felsen verkrochen hatten. Als er endlich einige Zelte gefunden und zum Zeichen, dass er in friedlicher Absicht komme, die Flinte an einem Baume aufgehängt hatte, erschienen einige junge Bursche, welche durch ein Geldgeschenk bewogen wurden, ihn in die Zelte zu den Weibern

zu führen, wo er so glücklich war, für achtzehn Pence (45 Kreuzer) zwei junge Ziegen zu erhalten. Die Furcht der Leute rührte daher, dass sie glaubten, der Fremde sei gekommen, die Burschen als Rekruten wegzuführen oder auch die Heerden zu plündern, was unlängst durch Seeräuber geschehen war. Während die Ziegen geschlachtet und gebraten wurden, kamen allmählich mehr Leute und namentlich Kinder zum Vorschein, um ihre Neugierde zu befriedigen. Die Bewohner dieser ganzen Gegend, sämmtlich Türken, sind zwar ein rohes Volk, vernachlässigen aber die Pflichten der Gastfreundschaft nicht. Fellows wurde reichlich mit Honig und Brod zu seiner Mahlzeit versehen. Das beste Geschenk, was man ihnen machen kann und um welches sie auch zu bitten pflegen, ist ein wenig Schiesspulver. *Fellows* gab gewöhnlich auf zwei oder drei Ladungen, welche sie sorgfältig in den Falten des Turbans aufbewahrten. Dieser Bestandtheil der türkischen Kleidung enthält auch häufig ein Stückchen Papier mit Schnupftabak, auch wohl Geld u. dgl.

Am 17. April (1838) ging es wieder in See und man gelangte nach einigen Stunden in den kleinen Hafenplatz *Kakava*, wo der Verf. sich entschloss, die Reise zu Lande fortzusetzen. Die Küste hatte während der ganzen Fahrt ein sehr unfruchtbares Aussehen und selbst die Umrisse behielten bei aller ihrer Grossartigkeit etwas Einförmiges. Bemerkenswerth war überall die ungemeine Klarheit

des Meerwassers, durch welches man den aus weissem Marmor bestehenden Grund und seine mannichfaltigen Bewohner deutlich wahrnehmen und unterscheiden konnte. Der Name *Kekava* erstreckt sich über die ganze Küste und auch auf eine Menge kleiner Inseln längs derselben. Er soll „Rebhühner-Land“ bedeuten, und diese Vögel sind in der That sehr häufig. *Fellows* kaufte von einigen Bauern einen ganzen Bienenstock des trefflichsten Honigs, beinahe 6 Pfund, für etwa 15 Pence (37 Kreuzer). Uebernachtet wurde in den Ruinen einer Kirche der ersten Christen.

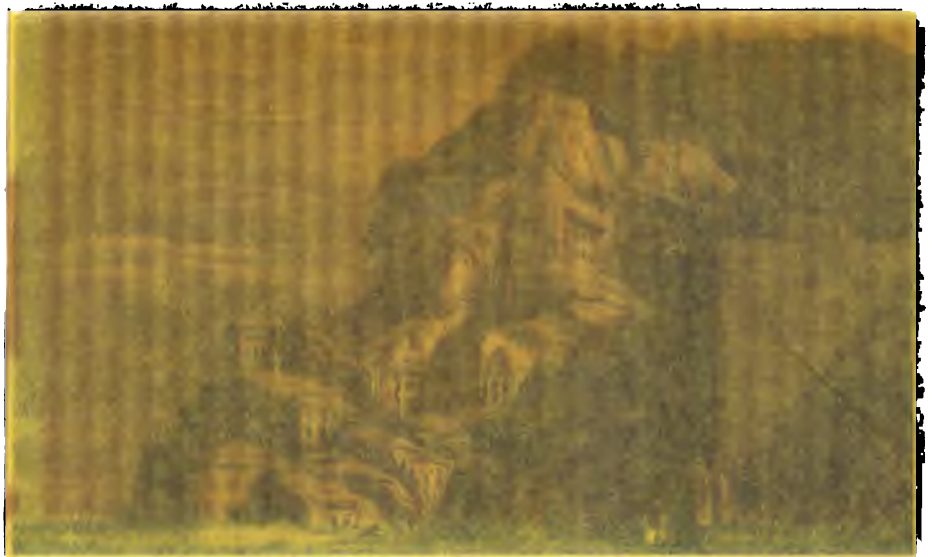
Der Verfasser machte nun die Reise nach dem nordwestlich gelegenen alten *Antiphellus* (jetzt *Andiffalo*) zu Lande. Der Weg führte durch Felsengebirge auf eine steile Höhe, welche die Aussicht auf eine schöne weite Niederung eröffnete, die mit ihrem üppigen Getraidefeldern wie ein Garten mitten unter öden und klippigen Felsmassen erschien. Aller Wahrscheinlichkeit ist diese Niederung der Boden eines Sees gewesen. *Andiffalo* ist ein kleiner Handelshafen für Brennholz und besteht nur aus wenigen Häusern für die Beamten, so wie aus ein paar Fahrzeugen, welche die Verbindung mit der einige Meilen südwestlich von der Küste liegenden wichtigen Insel *Castellorizzo* (einst *Megiste* genannt) unterhalten. Fellows besuchte diese Insel auf seiner zweiten Reise, am 24. April 1840. Sie enthält eine Stadt von 6- oder 800 Häusern, welche alle gleichförmig gebaut sind, einem Würfel ähnlich

mit 3 oder 4 vierseitigen Fensteröffnungen an der Vorderseite und einer Thüre an der Rückseite. Die Stadt liegt an dem steilen Abhange eines Berges und nimmt sich mit ihrem Kastell auf dessen Spitze sehr malerisch aus. Als Fellows auf der Insel landete, war es ihm, als ob er in ein ganz neues Land käme. Hunderte von Griechen belebten den kleinen Hafendamm und die Kaffehhäuser. In den engen schmutzigen Strassen wurde öffentlich Wein ausgeschenkt. Kaum ein Hund war zu sehen, aber desto mehr Schweine liefen herum. Die Stadt ist ganz von Griechen bewohnt, und nur fünf Türken sollen darunter seyn. Eine Anzahl kleiner Schiffe lagen im Hafen. Boote und neue Häuser wurden gebaut und die ganze Bevölkerung war in emsiger Bewegung. Der Ort ist ein Handelsplatz für die ganze südwestliche Küste. Allerlei Lebensbedürfnisse, ja selbst alte Münzen und sonstige Alterthümer, welche das Landvolk entdeckt, finden allesamt willige Käufer. Die Insel ist an sich selbst unfruchtbar. Sogar das nöthige Wasser für die Stadt muss in grossen Teichen aufgesammelt werden, die sich etwa eine Meile weit in den Bergen befinden, von wo es durch Weiber geholt wird, die mit ihren über die Schultern hangenden Krügen in malerischen Gruppen den ganzen Tag hin und her gehen. Der Schmuck dieser Frauen ist ganz derselbe, wie an den antiken Statuen. Fellows wünschte ein Arm- oder Halsband zu kaufen, konnte aber

Rybička sc.

FELSENGRÄBER IM XANTHUS-THALE.

Verlag von J.G.Calve in Prag.



Verlag von J.G.Calve in Prag.

keines erhalten. Sie gehen als Erbstücke auf Kinder und Enkel über, und ist ein neuer Schmuck dieser Art nöthig, so wird er ausdrücklich nach demselben Muster gearbeitet. Man sieht nicht selten an dem nämlichen Arme drei oder vier solche Bracelets, welche gleichsam Wappenschilder vorstellen und auf die Voreltern zurückweisen. In dieser Art sind dann Juwelen und Goldsierrathen von grossem Werthe beisammen. Der Verf. sah dergleichen Leute, welche ihre ganze Sparkasse am Leibe trugen, Ketten von 20 bis 40 türkischen Piasterstücken von Gold, und anders, deren Werth sich auf mehr als hundert Pfund Sterling belaufen mochte. Aber ein charakteristischer Schmuck der Landfrauen auf dieser Insel ist eine Reihe grosser medaillonartiger Platten von drei Zoll Durchmesser und in Silber eingefasst, welche eine unter der andern über die Brust vom Halse bis auf den Gürtel herabhangen.

Der Verf. verbreitet sich weitläuftig, besonders in der Beschreibung seiner zweiten Reise, über die interessanten *Alterthümer* im Thale des Xanthus, welche bisher den Archäologen und Kunstkennern unbekannt geblieben waren. Wir verweisen in Hinsicht derselben auf die Allgemeinen Uebersichten unserer vorigen Jahrgänge und heben nur das aus, was allgemeines Interesse haben dürfte.

Am meisten erregten seine Aufmerksamkeit die unveränderten Sitten und Gebräuche des Volks. „Alles — sagt er — spricht dafür, dass die alten

Einwohner dieses Landes (*Lycien*) vor zwei- oder dreitausend Jahren in ihrer Lebensweise sich nur wenig von dem jetzt hier hausenden Hirtenvolke unterschieden haben.« Die jetzige Bauernhütte ist noch das Modell, nach dem die alten Tempel gebaut waren, und die verschiedenen Abänderungen in ihrer Form, die jedoch im Wesentlichen dieselbe ist, zeigen noch jetzt das Eigenthümliche, was in den Werken der Alten für uns klassisch und Gegenstand der architektonischen Wissenschaft geworden ist. Die Vorrathshäuser, grosse kastenförmige Scheuern, worin Getraide und anderes Eigenthum aufbewahrt wird, haben nur ein ganz leichtes Dach. Den Giebel stützt an jeder Ecke ein Balken oder ein Pfahl, dessen Enden gemeiniglich über das Dach hinaus ragen. Letzteres besteht aus dünnen Brettern, eines über das andere gelegt, wodurch an den untern Enden eine Art Karnies am Giebel entsteht. Dieser Giebel und das Dach sind jedoch nicht so sorgfältig hergerichtet, wie der untere oder Haupttheil des Gebäudes, sondern scheint nur eine temporäre Bestimmung zu haben. In ähnlicher Art sind viele alte freistehende (nicht in den Felsen gehauene) Gräber im Thale des Xanthus gebaut.

Bei den verschiedenen Arten von ländlichen Wohngebäuden wird das überall nur aus Erde bestehende Dach durch eine steinerne Attika unterstützt. Auf diesem Dache liegt, wie schon weiter oben erwähnt wurde, eine Walze, um die Erde zu

ebenen und wasserdicht zu machen. Aber an den Rändern und Ecken, wo die Walze nicht wirken kann, wächst Gras und anderes Unkraut. Eine Nachahmung davon sind die hüschelähnlichen Laubverzierungen, die man oft an den Dachrändern alt-griechischer Gebäude sieht. Die jetzigen griechischen Landleute leben grösstentheils in besser, und etwas kunstreicher gebauten Hütten; aber diese haben doch auch eine tempelähnliche Form. Gewöhnlich sind die Wände weiss getüncht, während diese bei den Hütten der Türken ohne Anwurf bleiben, so dass die Zusammenfügung aus Lehm, Stroh und untergemischten Steinen sichtbar ist. Auch beruht auf den Mauern gar nicht die Festigkeit des Hauses, sondern diese hängt ganz von dem Gebälk ab, welches äusserlich von Säulen oder aufgerichteten Baumstämmen unterstützt wird. Letztere haben eine steinerne Unterlage, oft nur einen einfachen rohen Stein, welcher das Einsinken des Stammes in den Erdboden verhindert, während die auf den obern Enden ruhenden Balkenenden als Capitäler erscheinen. An der Fronte wird ein Stein oder ein Stück Holz auf die Pfosten gelegt, um die Balkenenden fest zu halten, und diess ist der Zahnschnitt an dem Fries dieser einfachen kleinen Gebäude.

Alle noch vorhandenen Reste altgriechischer Tempel in diesem Theile von Klein-Asien bieten eine viereckige Kammer oder Cella dar, in welche man durch eine kunstreiche Thüre von edlen Ver-

hältnissen eintritt. Diese Thüre befindet sich stets innerhalb eines Pfeiler-Porticus und hat zuweilen zwei Säulen in der Fronte. »Ist es nicht höchst wahrscheinlich« — sagte der Verf., auf seine Abbildungen der alten Tempel und Gräber, so wie der jetzigen Gebäude des Landvolkes hinweisend — »dass diese Skizzen dieselben Hütten und Vorrathshäuser der vor dreitausend Jahren hier lebenden Menschen darstellen, welche später durch kunstreiche Hände in Stein nachgebildet oder in den Felsen ausgehauen wurden, um aus einem grossen Hause einen Tempel oder ein Grab zu machen, das ein dauerhafter Aufbewahrungsort für Verstorbene wäre? Jahrhunderte sind Zeugen dieser Umgestaltungen gewesen, aber die einfache Hütte, welche Generationen hindurch bis auf den heutigen Tag dem Bauer zur Wohnung gedient hat, ist unverändert geblieben. Daraus dürfte sich zugleich der gänzliche Mangel von Privatwohnungen in den altgriechischen Ortschaften erklären, da die Materialien, aus welchen sie bestanden, kein halbes Jahrhundert ausdauern konnten. Nur die von Stein errichteten öffentlichen Gebäude sind übrig geblieben und bezeugen das Daseyn der alten Städte. Auch die Geschichte ist dieser Idee nicht entgegen. *Herodot* sagt von den Häusern des gemeinen Volks, in *Sardis*, dass sie aus Rohr und Lehm bestanden, und aus noch frühern Zeiten wissen wir, dass ganz *Athen* hölzerne Häuser hatte.«

Im Dorfe *Minarakui*, weiter aufwärts am Flusse Xanthus, in der Nähe des alten *Pinara*, bestand die Bevölkerung aus *Zigeunern*. Sie hatten noch nie einen Franken gesehen, und Alles, was Fellows besass und vornahm, erregte ihre lebhafteste Neugierde in noch höherem Grade, als es bei den Türken der Fall war. Besonders staunten sie über den Spiegel und die Brillen, welche Letztere sie selbst der Reihe nach probirten. Einige Männer, worunter ein Greis, begleiteten den Verf. überall auf seinen Forschungen in den Ruinen. Auch ein kleines hübsches Mädchen gesellte sich zu ihnen. Sie trug eine rothe Haube, von welcher Ketten blanker Münzen herabhingen, während die Haare in Zöpfen über den Rücken hinabfielen, ganz so, wie diess bei den Abbildungen der alten Aegyptier zu sehen ist. Schnüre von farbigen Glaskorallen bedeckten den Hals und die Brust. Dieses Kind war abgeschickt worden, dem Verf. ein Ei zu überreichen, wofür er ihr einen halben Piaster schenkte und somit alle Furcht vor dem Franken benahm. Bald kamen noch andere Eier, so dass seine Pflanzenschachtel damit angefüllt wurde und er sich an seines Demetrius frühere Bemerkungen erinnerte, dass Geschenke in diesem Lande sehr theure Dinge seien; denn der gewöhnliche Kaufpreis war ein Piaster für 20 oder 30 Stück.

Der Verf. gab seinen Führern zu verstehen, dass er den obern Theil der alten Stadt zu besteigen wünsche, aber sie widersetzten sich diesem

Vorhaben und er war genöthigt, ihnen in ihre Hütten zu folgen. Hier empfingen ihn die Weiber, welche einen Teppich aussen vor der Thüre ausbreiteten, und ein ländliches Mahl auftrugen. Die Hunde, welche sonst jeden Fremden anfallen, lagen ruhig seitwärts, als ob sie gleichfalls das Gastrecht anerkännten. Eine Kuh, wenig grösser als die Hunde, wurde gemolken und auf den zerbrochenen Säulen und Steinen ringsum sassen die Wirthinnen, näher am Teppich ihre Männer und fünf oder sechs Kinder, jedes eben so malerisch und antik-klassisch gekleidet, wie das vorhin erwähnte Mädchen. Dasselbe galt auch von den Frauen. Der Verf. fand überall die grösste Uebereinstimmung in der Tracht der heutigen Landesbewohner mit der auf den Kunstwerken des Alterthums. Die Frauen gingen unverschleiert und wurden nicht, wie in den türkischen Dörfern, vor den Fremden versteckt.

Von *Minarakui* begab sich der Verf. (auf der zweiten Reise) nach Südwesten über eine Kette waldiger Hügel, welche ihn in ein zweites nicht minder schönes Thal führten. Diese kleinen Seitenthäler des Xanthus-Thales sind ausgezeichnet fruchtbar und könnten sehr einträglich gemacht werden; auch sind sie wirklich besser angebaut als die meisten Gegenden dieses Landes. Die Felder dachen sich allmählich gegen die Tiefe des Thales ab, und werden zu beiden Seiten von den waldigen Hügeln eingefasst, welche von der *Kragus*-Kette auslaufen.

Wahrscheinlich ist das ganze Thal, wie die oben erwähnten Hügel, ehemals mit Unterholz bedeckt gewesen, durch welches bloss die noch jetzt bestehende Strasse geführt hat. Um das Land urbar zu machen, hat man das Unterholz ausgerodet und nur an jeder Seite des Weges, als Hecken für die Felder, einen Streifen vom Gehölz stehen lassen. Diese Streifen sind natürlich von sehr mannichfaltiger Art und gewährten jetzt in der schönen Jahreszeit einen herrlichen Anblick. Vorherrschend ist die Myrte und nächst dieser die kleine stachelige Eiche (*prickly oak*), mit welchen Granatäpfel-Bäume, Orangen, Oelbäume, Oleander und der zierliche Gummi-Storax vermischt sind, während Clematis, Weinreben und Asparagus Alles wild unter einander verschlingen. In den Feldern hat man, sowohl des Schattens als der Früchte wegen, einzelne Eichen, Johannisbrod- und Feigenbäume stehen lassen. Gerste war gegenwärtig die vornehmste Feldfrucht; ausserdem sah man noch die alten Maisstengel von der zweiten Aerndte des vorigen Jahres. Das Thal heisst *Yanabaleier* (*Yakabalyer*) nach dem gleichnamigen, einzigen Dorfe desselben. Von gleicher Beschaffenheit waren auch die übrigen vom Verf. besuchten Seitenthäler des Xanthus-Thales, ausgenommen das Thal *Kestep*, wo die *Knoppereiche* (*Quercus aegilops*) ganze Waldungen bildete. Diese sind hier sehr einträglich, da die in Smyrna unter dem Namen *Welanea* bekannten Knoppern einen wichtigen Han-

delsartikel bilden. Auch das Holz könnte wahrscheinlich mit grossem Gewinn auf den Markt gebracht werden.

In *Torturkar*, einem Dörfchen bei den Ruinen des alten *Sidyma*, weiter rechts vom Xanthus, näher am Meer, erfuhr der Verf., dass diese Gegend stark von reissenden Thieren heimgesucht werde. Die Bauern gehen hier, selbst innerhalb ihrer Felder, nie aus, ohne ihre Flinte mitzunehmen. Es sollen jährlich 4 bis 5 Löwen (*Aslan* von den Türken genannt) und eben so viel Leoparden (*Kaplan*) getödtet werden. Ein Bauer sagte, dass er dem Aga mehre Häute dieser Thiere, als Geschenke für den Pascha, überbracht und für jede nach Verhältniss 100 bis 200 Piaster erhalten habe. Die Löwen sollen übrigens, wenn sie nicht unversehens überfallen oder gereizt werden, dem Menschen kein Leides thun; auch den Heerden werde kein bedeutender Schaden zugefügt. Auch Wölfe, Hyänen und besonders viel Bären sind in dieser wilden und schwachbevölkerten Gebirgsgegend anzutreffen. Die besten Gebäude, welche *Fellows* hier sah, waren die Bienenhäuser. Sie bestehen aus einem Viereck von hohen steinernen Mauern, das nur oben offen ist. In diesem stehen die Bienenstöcke und man kann nur mittelst einer Leiter von oben hineinsteigen. Die Bären werden auf diese Weise verhindert, dem Honig nachzustellen. Die Bienenstöcke selbst bestehen aus einem ausgehöhlten Stück von

einem Tannenstamme. Nicht minder zahlreich sind hier Schlangen, häufiger aber in den tiefern Thälern. Eine kleine Insel, *Makry* gegenüber, am Fusse des Kragus-Gebirges, hat deshalb ganz verlassen werden müssen. Die Ruinen beim Dorfe *Macry-vecchia* (Alt-Makry) sollen die Reste einer alten Stadt, wahrscheinlich aus der spätern Römerzeit seyn, aus welcher die Einwohner durch die Schlangen vertrieben worden.

Eine bemerkenswerthe Gegend in Lycien, nahe am Fusse des Taurus, aber weit östlich von der eben beschriebenen; war die von *Almali*, wo der Verf. auf seiner zweiten Reise am 8. Mai eintraf. Dieser Bezirk ist den Europäern bis jezt ganz unbekannt geblieben und die Karten verliessen den Verf. ganz und gar. Bei *Avelan*, das er am Abend zuvor erreichte, fand er in einer Höhe von mehr als 3000 Fuss über dem Meere, einen grossen See, von 3 bis 4 Meilen Breite und 10 Meilen Länge, und eine drei Mal grössere Ebene, welche ganz baumlos, aber mit Getraide bedeckt war, das eben erst hervorsprosste. Am nordöstlichen Ende dieser Ebene steht *Almali*, die grösste Stadt Lyciens, beinahe auch die grösste von Klein-Asien. Sie hat 25000 Einwohner. Die von Süden kommende Strasse dahin ging an der nördlichen und nordwestlichen Seite des Sees, und längs dem Fusse der mit *Cedern* und grossen *Lebensbäumen* (*Thyja orientalis L.*) bewachsenen Gebirge vorüber. Das

Gesträuch bestand in wilden Rosen, Berberitzen und wilden Mandeln; aber Alles war um volle sechs Wochen gegen die Pflanzenwelt der südlichern Gegenden zurück. Auf dem See (von den Eingebornen *Avelan-Guluh* genannt) schwammen mehre stattliche Schwäne, verschiedene grosse Rothenten und eine Menge kleineres Wassergeflügel herum.

Die Ebene erschien dem Verf. als die grösste und bestangebaute Strecke Getraideland, welches er bis dahin gesehen hatte. Der See hat dem Anscheine nach keinen sichtbaren Abfluss; vielleicht verliert sich sein Wasser in unterirdischen Höhlen, an welchen das hiesige Kalkgebirge reich ist. Am Tage vorher hatte der Verf. einen ansehnlichen Fluss beobachtet, welcher sich mit grossem Geräusch in eine weite Felsenhöhle stürzte. Auch einige Flüsse in den Ebenen von *Phineka*, worunter wahrscheinlich der *Arykandus* bei *Limyra*, verschwinden plötzlich. — Einige Hundert Fuss oberhalb der Ebene von *Almali* ostwärts befindet sich eine andere ebenfalls viele Meilen weit ausgedehnte und mit Getraidefeldern bedeckte Ebene.

Trotz der ansehnlichen Grösse der Stadt *Almali* sieht man wenig Moscheen darin. Die Einwohner bestehen nämlich grösstentheils aus *Armeniern* und *Griechen*. Die Häuser sind zwar nur aus Lehm und Holz gebaut, aber in gutem Stande. Auch die Gärten sind mit Bretterwänden eingeschlossen, was der ganzen Stadt ein schlechtes Ansehen giebt. Die

Hauptmoschee erklärt jedoch der Verf. für die schönste, die er mit Ausnahme der von Konstantinopel gesehen habe. Die in Stein gehauenen Verzierungen des Minarets gehören unter die schönsten Arabesken. Die übrigen Moscheen haben nur hölzerne Minarets. Durch jede Strasse fliesst ein kleiner Bach und treibt auch wohl eine Mühle. Rings um die Stadt und weiter aufwärts in den Thalschluchten der steilen Berge sind treffliche Gärten von Weinstöcken und Fruchtbäumen; aber die Berge sind kahl und das Brennholz müssen sich die Einwohner aus den Cederwäldern der entferntern Gebirge verschaffen. Der Verf. erhielt für wenige Pence eine ganze Fuhre des herrlichsten Holzes dieser Art. Der Wohlgeruch, welchen der Rauch davon aus den Feueressen der Häuser verbreitete, war keine der geringsten Annehmlichkeiten, welche der Verf. bei seinem Abendspaziergang auf dem flachen Dache seines Chans genoss.

Die Einwohner von Ahmali sind ein sehr betriebsames Volk. Eines der vorzüglichsten Gewerbe ist die Gärberei, die aber nicht von so übeln Gerüchen begleitet ist, wie in England (und Teutschland). Die Gärberlohe liefern hier die oben erwähnten Knoppern (Eichelnbecher der *Quercus aegilops*), von welchen das türkische Leder seinen eigenthümlichen angenehmen Geruch erhält. Auch sah der Verf. ganze Kameelladungen von Wurzeln einer Gattung *Leimkraut* (*Silene L.*), welche zur

Bereitung von Confituren gebraucht werden, noch mehr aber als Surrogat für Seife dienen. Verschiedene Färbehölzer und dergleichen Wurzeln sind nebst einer ansehnlichen Menge von Hasenfellen wichtige Handelsartikel.

Die hiesigen Einwohner waren sehr wohl mit den dieser Gegend eigenthümlichen Flussschwinden, so wie auch mit den Ursachen derselben bekannt. An dergleichen Naturerscheinungen knüpfen sich, wie in vielen andern Ländern, manche abergläubische Volkssagen. Wie dem Verf. erzählt wurde, herrschte von 1832 auf 1833 ein sehr schneearmer Winter und auch der nächste Sommer war ungewöhnlich trocken. Die Folge davon war ein gänzliches Versiegen des oben erwähnten Flusses, so dass die Höhle, in welche er sich zu stürzen pflegt, mehr als einen Monat lang kein Wasser empfing. Der Pascha brachte durch ansehnliche Belohnungen fünf Männer dahin, dass sie mit Fackeln die Höhle untersuchten. Sie gingen drei Stunden darin auf einer Sandebene fort, fanden aber nichts Merkwürdiges. Das folgende Jahr, 1834, war eben so nass als das vorige dürr gewesen war; die ganze Ebene von *Almali* glich einem See und viele Lehmhäuser wurden weggeschwemmt. Die Wirkungen davon zeigten sich bald an den Flüssen in den Ebenen von *Phineka* und um *Limyra*. Der grosse See *Avelan-Guluh* hat jedoch zu allen Zeiten Wasser und nimmt nur selten um ein Geringes ab. Wenn

im Frühling das Thauwetter eintritt, ist ein grosser Theil der Umgebung von Almali bis Ende April ein wahrer Sumpf.

Der Verf. machte in *Almali*, so wie früher in *Castellorizzo* und andern Städten, wo die griechische Bevölkerung zahlreich war, die Bemerkung, dass der Stadtvorsteher an der Thüre des Chans oder des Privathauses, wo er wohnte, eine Wache aufstellen liess. *Fellows*, der sie für eine Ehrenwache hielt, lehnte häufig diese Aufmerksamkeit ab, erhielt aber stets zur Antwort, dass er und sein Eigenthum, so lange er hier verweilte, unter dem Schutze des Aga stehe und dass man nicht für die Ehrlichkeit aller einzelnen Einwohner bürgen könne. Dergleichen Schutzwachen erhielt er jedoch nirgends in solchen Städten, wo die Zahl der Griechen nur unbedeutend war.

Von *Almali* wandte sich *Fellows* nordwestlich, weiter aufwärts ins *Taurus*-Gebirge und zog dann in westlicher Richtung am südlichen Abhange desselben bis in das *Glaucus*-Thal und die Mündung dieses Flusses in die Bay von *Makry* fort. Das Dorf *Esky Hissa*, welches er zunächst erreichte, wurde ihm als reich an Ruinen geschildert. Er fand aber nichts als zwei oder drei Felsengräber und eine rohe Cyklopen-Mauer; vielleicht hat hier, meint er, *Podalia* gestanden. Immer weiter bergauf gehend, durch eine noch ins Winterkleid gehüllte Landschaft, wo nur einzelne Crocus und

Anemonen zu sehen waren, befand er sich bald auf einer Höhe, die mehr als 5000 Fuss über dem Meere lag, und erblickte von hier in Westen abermals eine Reihe angebauter Fluren, eigentliche Hochebenen, die fast gleiches Niveau mit den Gipfeln der Berge hatten, welche die östliche Gränze des *Xanthus-Thales* bilden. Noch weiter aufwärts, in Südwesten, erhob sich der staunenswürdige Schneeberg *Massicytus*, der höchste Berg in *Lycien*. Nach Nordwesten hin sah man die hohe Bergkette, welche die Quellen des *Xanthus* enthält und eine schneebedeckte Scheidemauer gegen das phrygische Hochland bildet. In der Ebene nach einem Ritte von achthalb Stunden angekommen, schlug *Fellows* hier sein Zelt auf und fand mittelst des Siedepunkts am Thermometer, dass er sich mehr als 4000 Fuss über dem Meere befinde. Ein tüchtiges Feuer, mit den Zweigen der *Thyja orientalis* (s. oben) unterhalten, welche hier über 40 Fuss hoch und 3 Fuss dick vorkommt, schützte die Reisenden vor der Kälte, die zur Nachtzeit sehr empfindlich war.

Alle Namen der Dörfer in dieser hohen Gegend endigen sich auf *Jülassy (Yeetlassy)*, welches einen kühlen Ort, einen Sommersitz bedeutet. Die meisten gehören zu einem gleichnamigen Dorfe in den Thälern. So hiess z. B. das Dorf, bei dem Fellows übernachtete, *Satala-Jülassy* und wurde von Leuten bewohnt, die im Winter in *Satalukui* leben. Auf der Weiterreise abwärts gegen *Makry* begegnete

der Verfasser den ganzen Tag über grossen Zügen von Menschen und Viehheerden, welche sich aus den Thälern in die *Jülassys* begaben. Das Patriarchalische in dem Aeussern so mancher Familien erinnerte ihn lebhaft an die Schilderungen des Hirtenlebens in der biblischen Geschichte. Jeden Zug eröffneten die Ziegenheerden, welche sich im Vorbeigehen an den frischen Blüthen der wilden Mandelbäume labten. Dann kam etwas langsamern Ganges das Hornvieh mit einigen Eseln untermischt, welche in Sattelkörben die jüngsten Kälber trugen, die den Müttern noch nicht folgen konnten; ferner die Schafe und Kameele, mit ihren Jungen. Zwei oder drei Kameele trugen ganze Ladungen von Pflügen, Zeltstangen, Kesseln, Pfannen u. dgl. nebst dem schönen Teppich und den Damast-Polstern, die selbst dem Zeltbewohner unentbehrliche Geräthschaften sind. Den Beschluss machte die Familie selbst. An der Spitze schritt ein alter Mann, das Haupt der aus mehren Generationen bestehenden Familie, meist auch in Begleitung seines Weibes, auf einen langen Stab gestützt, einher. Ihm folgte der älteste seiner Söhne ebenfalls mit seinem Weibe, Letztere mit einem Kinde im Arme, oft zu Pferde; nebenher mehre andere Pferde, alle nach Kräften bunt aufgeputzt. Die übrigen kleinen Kinder sassen mitten unter den Korn- und andern Säcken, welche den Eseln aufgepackt waren, jedes mit einer Lieblingskatze auf den Armen. Den Kindern zur Seite sah man

ihren ältesten Bruder, einen muntern kräftigen Burschen mit einer Flinte über den Schultern, einem Käfig mit einem Lockvogel in der Hand und einem Jagdhund hinter sich. Zuletzt kamen abermals Schaf- und Hornvieh-Heerden, nebst einer Anzahl Hirtenbuben, die den Nachtrab bildeten. *Fellows* glaubt, dass während er Mittag machte, wohl an zwanzig solche Familien an ihm vorüber zogen; keine hatte weniger als hundert Stück Vieh und viele noch mehr. Bei manchem Zuge befanden sich auch eine Anzahl Knechte und Mägde, mit grossen Vortüchern, worin sie junge Ziegen trugen. Andere trugen ein Kalb auf beiden Schultern, das vorn über der Brust mit den Füssen zusammengebunden war, ganz so, wie dergleichen auf den Opferscenen der alten Basreliefs in Xanthus zu sehen ist.

Dieses Hirtenvolk erreicht ein sehr hohes Alter. Fellows kam in den letzten Tagen mit wenigstens zwanzig Bauern zusammen, welche über hundert Jahre zählten und noch in voller Gesundheit und Lebenskraft waren. Wenn der älteste Sohn verheurathet ist, übergiebt ihm der Vater in der Regel seine Heerden und das ganze übrige Hauswesen, wird aber dafür nebst der Mutter bis an den Tod erhalten und gepflegt.

Von *Makry* aus machte der Verf. einen kurzen Ausflug nach der nahen Insel *Rhodus*, über die er jedoch wenig Bemerkenswerthes mittheilt. Die Stadt

ist innerhalb der Mauern stark bevölkert, aber die Franken wohnen grösstentheils in der Umgebung, wo sie Häuser mit hochummauerten Gärten besitzen. Die Mehrzahl der Stadtbewohner sind Griechen, ausserdem auch viel Juden, die ein eignes Viertel bewohnen, wo sie jede Nacht eingeschlossen werden. Der Verf. kam gerade hieher, als in *Damaskus* die bekannte Geschichte mit dem Christen vorgefallen war, den die Juden ermordet haben sollten. Auch in *Rhodus* wurden sie beschuldigt, einen griechischen Knaben zum Behuf abergläubischer Ceremonien getödtet zu haben, und es herrschte daher von Seite der Griechen eine grosse Erbitterung gegen sie. Um die Sache unpartheiisch zu untersuchen, waren je drei angesehene Griechen und Juden nach Konstantinopel beschieden.

Nach der Rückkehr aufs Festland trat *Fellows* sogleich die Weiterreise über den Taurus durch *Phrygien* und *Lydien* nach *Smyrna* an, wo er am 28. Mai (1840) wieder eintraf. Der Weg dahin führte grossentheils durch Gegenden, die er auf der ersten Reise schon besucht hatte und sein Tagebuch enthält für den Zweck unserer Uebersicht seiner Reise nichts Neues von Bedeutung.

Am Schlusse des Tagebuches der ersten Reise fasst *Fellows* die zerstreuten Beobachtungen über die Naturbeschaffenheit und das Klima der von ihm besuchten Gegenden in eine kurze Uebersicht zusammen, die wir hier noch mittheilen wollen.—

Wenn man auf der Karte eine Linie zieht, um das hohe Tafelland des Innern und die aus plutonischen und vulkanischen Gebirgsarten bestehende Landstrecke einzuschliessen, so wird sie genau die Gränzen des alten *Phrygiens* in Norden, Westen und Süden bezeichnen. Die Kälte dieses hohen Landes ist so streng, dass man nur Gewächse von der Art antrifft, wie sie die schottischen Hochlande hervorbringen, wo sie überdiess noch weniger vom Klima leiden als hier. Der Sommer kann nur von kurzer Dauer seyn, da das im April gesäete Getraide oft noch während der Aerndte von Schnee bedeckt wird. Steigt man von diesem Hochlande abwärts, so durchwandert man alle Abstufungen des Klimas, bis man die fruchtbaren Flussthäler und die warmen Küstenländer erreicht. Aber auch noch im Monat Mai tragen in *Sardis*, *Cassaba* und *Smyrna* die Frauen ihre mit Pelz gefütterten Jacken und die Kaufleute ihre Pelzmäntel. Im Sommer wird die Hitze schon Vormittags sehr heftig, aber gegen Mittag kommt ein Landwind aus dem kalten Gebirge und kühlt in Verbindung mit einem schattigen Gewölk und nicht selten eintretenden Regenschauern die Luft ab. Abends wird die Hitze wieder drückend. In der Nacht fällt häufiger Thau. Der strengen Winterkälte muss es zugeschrieben werden, dass weder Aloe noch Cactus noch irgend eine andere Saftpflanze hier zu finden ist. Selbst Orangen- und Citronenbäume werden nur mit Mühe in den

geschützten Thälern gezogen. Die Olive gedeiht in ähnlichen Lagen selten und bleibt auch, wenn sie geräth, weit hinter denen von Sicilien, Calabrien oder Griechenland zurück. Das Land wird mit Orangen und mehren andern Früchten in der Regel von *Kreta* aus versorgt. Für die Extreme der Jahreszeiten spricht auch die grosse Menge von Zugvögeln.

Die Landschaften von *Lydien* und *Mysien* gewähren einen mannichfaltigen und schönen Anblick; die Berge sind stark bewaldet und grösstentheils, mit herrlichen hochstämmigen Bäumen besetzt. Die Formen der Gebirge sind mehr schön als grossartig und erhaben. Ein besonderer Zug in diesen Landschaftsgemälden ist der grosse Contrast zwischen den Bergen und den weiten, flachen Thälern, welche Letztern unstreitig ehemals Seen gewesen sind. In *Bythinien* nimmt das Land einen kühnern Charakter an. Die schöne Gebirgskette des *Olympus* giebt ihm eine Aehnlichkeit mit der Schweiz; auch die Thäler sind fruchtbar und reich an üppigen Wäldern. Die flachgipfeligen Berge und die unermesslichen, oft sumpfigen und meist baumlosen Tafelländer *Phrygiens* gewähren einen mehr wilden und abschreckenden als malerischen Anblick. *Pisidien* mit der Tauruskette nimmt an dem Alpen-Charakter Bithyniens Theil, hat aber keine so schönen Waldungen. Die ungemeine Schönheit *Pamphyliens* beruht mehr auf dem Eindrucke, den es von weitem

angesehen als in der Nähe macht. Die Marmor-Gebirge, welche den fernen Horizont begränzen, strecken ihre zerrissenen silberweissen oder in Schnee gehüllten Gipfel hoch in den klaren Himmel empor, während ihr Fuss vom blauen Ozean bespült wird, den ihre weit ausgebreiteten Arme umschliessen. *Lycien* ist mehr gebirgig und gleicht, jedoch mit grossartigern Gebirgsformen und reiferer Vegetation, den Landschaften des *Parnassus*. Seine Thäler sind, besonders das vom *Xanthus* durchströmte, von ganz eigenthümlicher Schönheit. *Carien* hat eine Fülle von Landschaften der malerischsten Art. Die Küsten haben zahlreiche Vorsprünge mit Gebirgen bedeckt, die sich zum Theil ins Meer fortsetzen, wo sie als Felsinseln und Klippen auftauchen. Weniger schön ist der südöstliche Theil von Lydien und gleicht etwa Sicilien oder Calabrien; doch giebt es in der Nähe von Smyrna Thäler wie die bei Salerno oder Neapel. — Künstler, welche Klein-Asien besuchen wollen, dürfen sich eine reiche Aerndte versprechen.

II.

DIE INSEL ZANZIBAR UND DER SULTAN VON MASCAT*).

Die an der Ostküste Afrika's gelegene und unter der Herrschaft des Sultans von Mascat stehende Insel *Zanzibar* ist nur von einer kleinen Zahl neuerer Reisenden besucht und beschrieben worden. Von ältern Reisenden ist der berühmte Venetianer *Marco Polo* (1271 — 1295) der erste, der eine Erwähnung von ihr gemacht hat. Der Engländer *Salt* war auf seiner Reise nach Abyssinien und Aegypten (1802) verhindert, die Inseln *Manfia*, *Zanzibar* und *Pemba* persönlich zu besuchen, giebt aber Auszüge aus handschriftlichen Mittheilungen des *Lord Caledon*,

*) *Nouvelles Annales des Voyages etc.* 1843. September und Oktober. —

welche den Tagebüchern zweier englischen Schiffe und den Berichten arabischer Kaufleute, die mehrmals auf den erwähnten drei Inseln gewesen waren, entnommen worden. Auf diesen Nachrichten beruht wesentlich Alles, was die besten neuern Lehrbücher der Erdbeschreibung über diese Inseln enthalten.

In dem 1833 zu London erschienenen Berichte über die englische Aufnahme der Ostküste von Afrika, welche seit 1822 von den Schiffen *Barracuta* und *Leven* unter der Leitung der Capitäne *Owen* und *Cutfield* *) ausgeführt wurde, befindet sich folgende kurze Notiz über *Zanzibar*: »Diese Insel ist doppelt so gross als Pemba und gleicht dieser in allen Stücken, so wie sie auch Getraide und Zucker in Ueberfluss hervorbringt. Die Inseln und Riffe zwischen Zanzibar und dem Festlande bilden zahlreiche sichere und leicht zugängliche Häfen; doch ist der von Zanzibar nicht vollkommen gegen heftige Meeresbewegungen geschützt. Der Stadt gegenüber ist die Küste flach, aber mit Dörfern besetzt, welche von dichten Kokosgebüschen umgeben werden. Das Klima ist für Europäer höchst ungesund; aber nirgends sind die Lebensmittel so gut und so wohlfeil wie in Zanzibar.«

Die Regierung der *Vereinigten Staaten* von *Nord-Amerika* beschäftigt sich, wie bekannt, un-

*) S. die Jahrgänge 1824, S. XLII. und 1827, S. XX. unsers Taschenbuches.

abfässig mit Allem, was dem Handel und der Schifffahrt ihrer Republik förderlich seyn kann. Ein Herr *Roberts* aus Portsmouth in New-Hampshire, welcher in seiner Jugend mehre Länder östlich vom Vorgebirge der Guten Hoffnung besucht hatte, schloss theils aus eignen Beobachtungen, theils aus eingezogenen Erkundigungen, dass diese Gegenden des Erdbodens der Handelsthätigkeit seiner Landsleute ein weites Feld öffnen dürften, meinte aber zugleich, dass Reisen nach diesen Ländern sich zunächst nur auf einige wenige Punkte beschränken müssten und dass der Erfolg so lange unsicher seyn würde, als nicht zwischen der Union und mehren asiatischen Seemächten Freundschafts- und Handelsverträge, namentlich in Betreff der Zölle, die bisher oft ganz von den Launen eines Ministers abhingen, geschlossen wären. Herr *Roberts* setzte seine Ansichten dem Marine-Staatssecretär umständlicher auseinander, welcher sie dem Präsidenten mittheilte. Nach reiflicher Ueberlegung ward beschlossen, dass Hr. *Roberts*, als Special-Agent der Regierung, eine Reise nach dem Orient unternehmen, alle möglichen Erkundigungen einziehen und mit den asiatischen Herrschern, falls sie sich dazu geneigt fänden, Handels- und Schifffahrtsverträge schliessen sollte. Im April 1832 ging Roberts demnach auf dem Unionsschiffe Peacock (Pfau), vom Cap. *Geisinger* befehligt, unter Segel, und kam, nachdem er Brasilien, Buenos-Ayres, Java, Manila, Canton, Singapur, Siam,

Ceylon, Mascat und den Arabischen Busen besucht und zwei Verträge, den einen mit dem Sultan von *Mascat*, den andern mit dem Könige von *Siam* abgeschlossen hatte, im Mai 1834 zurück.

Nach der Ratification dieser Verträge wurde Roberts neuerdings beauftragt, dieselbe auszuwechseln, und er begab sich 1835 mit dem Peacock und der Goelette *Entreprise*, beide unter dem Oberbefehl des Commodore *Kennedy*, auf die Reise. Als Schiffsarzt begleitete ihn Dr. *Ruschenberger*, von welchem 1838 die Beschreibung seiner ganzen Reise erschien *).

Am 24. April 1835 ging die Expedition unter Segel. Am 1. September hatte man die Insel *Zanzibar* erreicht. Sie liegt ungefähr 23 Seemeilen von der Ostküste Afrikas, hat 45 Meilen Länge und 10 bis 12 Meilen Breite. Das östliche Ufer ist in einer Entfernung von $^1/_2$ M. mit Korallenriffen eingefasst, an welchen sich das Meer heftig bricht, aber innerhalb dieser Barriere ist das Wasser vollkommen ruhig. Die Insel ist niedrig, hat eine sanft gewellte Oberfläche, mit wunderschönem Grün und verschiedenen Bäumen bedeckt und von Kokosgebüschen umgeben. Die Stadt mit dem Hafen liegt an der westlichen Küste, wo der *Peacock* am 2. Sept. anlangte. »Gegen 4 Uhr Nachmittags« — erzählt Ruschenberger — »kam uns ein arabischer

*) Wir haben daraus bereits im Jahrgange 1839, S. 241 u. ff. ein Bruchstück: *Zur Kenntniss von Ceylon*, mitgetheilt.

Lootse entgegen; er sass in einer armseligen Pirogue mit zwei Negern, die bis auf eine Binde um die Hüften ganz nackt gingen; der Araber trug einen Turban. Er kletterte sehr geschickt auf unser Schiff, berührte sich die Brust und rief: »Ich Lootse!« dann zog er aus einer Falte seines Turbans eine Art Portefeuille mit Zeugnissen verschiedener englischer und amerikanischer Schiffscapitäns hervor, welche ihn, *Hassan Ben Saïd*, als einen geschickten Lootsen sowohl in als ausser dem Hafen anrühmten. Hierauf begab er sich nach dem Hinter-Castell, hockte sich auf dem Compass-Häuschen nieder und leitete, Tabak kauend, durch Zeichen, die er den Negern gab, den Gang des Schiffes. Wir erfuhren von ihm, dass der *Sultan* sich in *Mascat* befinde und jetzt kein anderes fremdes Schiff als eine englische Goelette im Hafen liege. Der Sultan hatte, als ihn Hr. *Roberts* 1833 verliess, geglaubt, dass er bei der Rückkunft des Peacock in *Zanzibar* seyn werde; da dieser aber länger auf sich warten liess, hatte der Sultan die Insel, während der Mousson noch günstig war, verlassen und uns freigestellt, ihm nach *Mascat* zu folgen«.

»Mit Sonnenuntergang liessen wir vor dem Palast des Sultans in *Metony* (oder *Mtony*), 3 Meilen von der Stadt Zanzibar, die Anker fallen. Vor uns sahen wir zwei arabische Fregatten, und die Masten mehrer Daus (Handelsschiffe). . . . Am nächsten Morgen kam *Hassan Ben Ibrahim*, ein

arabischer Schiffskapitän an Bord des *Peacock* und bald nach ihm ein Kahn mit Früchten, Geflügel und drei fetten Ziegen, deren eine 180 Pfund schwer war, Alles ein Geschenk Sr. Hoheit des jungen Prinzen *Saïd Carlid*, dessen Ober-Intendant der Capitän war, welcher auch die Geschäfte eines Agenten für den auswärtigen Handel versah, die ihm der Sultan 1832 übertragen hatte. Nachmittags kam er wieder und machte uns auch an den folgenden Tagen, so lange wir hier waren, je einen oder zwei Besuche, so dass wir alle Ursache hatten, mit seinen Aufmerksamkeiten für uns zufrieden zu seyn.«

»Er ist in *Mascat* geboren und etwa 45 Jahre alt. Seine Erziehung empfing er in *Bombay* und *Calcutta*, wo er Mathematik, Schifffahrtskunde und Englisch lernte, welches er wie ein Gebildeter, fast ohne fremden Accent, spricht. Er hat mehre Reisen nach Canton, Mauritius, dem Persischen Busen und der afrikanischen Küste gemacht. Seine Züge verrathen Freundlichkeit und Verstand, sein Benehmen ist leicht und wie seine ganze Haltung höchst anständig; seine Unterhaltung lebhaft und interessant. Er trug einen Turban von einem blau und weiss gegitterten Baumwollenzeug, welches mehrmals um den Kopf gewunden war und in zwei gleichlangen Zipfeln hinter dem einen Ohre herabhing. Das Oberkleid, *Dschama*, war von leichtem dunkelgrünen Tuch, ohne Kragen, mit weiten Aermeln, an der Brust mit Schnüren zugebunden, abwärts bis

etwas unter das Knie reichend. Unter diesem trug er einen zweiten Rock von rosenfarbener Seide, dessen Aermel Aufschläge von gelbem Atlas hatten. Wenn *Hassan* den Arm aufhob, konnte man das weisse Hemd sehen. Den Unterleib deckte eine Robe entweder von weissem Kattun oder von buntem Seidenstoff, aber stets um die Hüften durch einen Gürtel von Silber-Brocat befestigt, dessen Falten ein Schnupftuch und eine stählerne Tabaksdose, von russischer Arbeit, enthielten. Ueber diesem Gürtel befand sich das Wehrgehenk mit dem Säbel und dem reichgeschmückten Dolche (*Changher* oder *Dschambia*). Das untere Bein war nackt und an den Füssen trug er Sandalen. Diese bestanden in Sohlen von dickem ungefärbtem Leder, nach der Form des Fusses zugeschnitten, und waren durch einen langen Riemen über der Fussbiege und einen zweiten kleinern, zwischen der grossen und der benachbarten Zehe befestigt. Die Riemen waren mit Stickerei geziert und die Nägel an den Zehen, so wie auch an den Fingern, mit Henna-Saft röthlichgelb gefärbt. Wahrscheinlich ist diese Tracht der Araber seit Jahrhunderten eine und dieselbe. Ausserdem trug *Hassan* einen langen, seidenartig feinen, schwarzen und sorgfältig zugerichteten Bart. Als wir eines Tages von der Sitte der Bewohner von *Socotra* sprachen, die Haare gelb zu färben, sagte er, dass er alle vierzehn Tage einmal seinen Bart mittelst eines Aufgusses von Indigo-

Blättern blau färbe *). Er beschrieb uns das Verfahren und gab uns auch von dem dazu angewandten Pulver; aber mehre von unsern Offizieren gebrauchten es ohne Erfolg.

Nach dem Frühstück ging *Ruschenberger* mit dem Lieutenant *Green* ans Land nach *Methony* ... »Der Palast des Sultans« — schreibt er — »besteht eigentlich aus mehren viereckigen Gebäuden von Quadersteinen, mit zwei Stockwerken, Fenstern und einem flachen Dache. Beide sind durch ein rundes Thürmchen verbunden, welches auf hölzernen Pfeilern ruht und ein zugespitztes Dach hat. Der untere Theil steht nur einige Fuss über dem Boden. Doch geht man bloss um den Seewind zu geniessen und zur Zeit des Gebets hieher, weil ein Theil des Gebäudes nach *Mekka* gerichtet ist. Ueber der Vorderseite ist eine Flaggenstange aufgerichtet, auf welcher von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang die Flagge des Sultans weht. Hinter dem Palaste sind Nebengebäude für die Dienerschaft und ein kleiner Begräbnissplatz. Einige niedrige Hütten, mit Kokosblättern gedeckt und von Negersklaven bewohnt, sind die einzigen übrigen Gebäude des Orts *Methony*, welcher ringsum von Mangelbäumen und Kokospalmen lieblich eingeschlossen ist. Der Palast

*) Wie die *Perser* ihre Barthaare *schwarz* färben, ist nach *Buckingham* in meinem *Gemälde von Asien, II. Bd.* (*Schütte's Allgemeine Erdkunde*) VI. Bd. S. 25 u. f. beschrieben.

wird gegenwärtig von dem Prinzen *Said Carlid* bewohnt, welcher, obgleich erst sechzehn Jahr alt, Gouverneur der Insel ist. Er benahm sich übrigens bei der Audienz, die er den Amerikanern gab, sehr würdevoll und höflich. — Bis dahin hatten die Schiffe ihren Wasserbedarf nur mit grossen Beschwerden und vielem Zeitverlust einnehmen können; diesem Uebelstand sollte durch eine *Wasserleitung* abgeholfen werden, welche der Sultan bei dem Palaste errichten liess.

Der Hafen *Zanzibar* (oder, wie er auch in ältern Zeiten hiess, *Zendschibar* oder *Zanguebar*) wird durch vier kleine Inseln oder Korallenfelsen gebildet, welche mit einer dünnen Lage von Erde bedeckt sind, auf der einige Bäume wachsen. Die Meereswogen haben schon einen Theil dieser Eilande zerstört und die Zwischenkanäle sind von Korallenmassen und Sandbänken verstopft, die von verschiedenen Mollusken und Schalthieren bewohnt werden. Am gesuchtesten darunter sind die s. g. *Harfen*, die man im Innern des feinen Sandes findet, wodurch sie ihre schön polirte Oberfläche erhalten, indem andere Meerthiere verhindert werden, sich auf ihnen festzusetzen. Diess ist auch der Fall mit mehren andern Muscheln, die um ihrer vollkommenen Glätte und ihrer glänzenden Farben willen bewundert werden.

Das *Zollgebäude* ist eine Art Schuppen (*Hangar*) von geringer Höhe, worin die Waaren niedergelegt

werden und an welches ein anderes hölzernes Gebäude von 20 Fuss ins Gevierte stösst, das zur Aufbewahrung der von der festländischen Küste ankommenden und zum Verkauf bestimmten Sklaven dient. In diesem kleinen Raume waren damals 150 solcher Unglücklichen, Männer, Weiber und Kinder, eingesperrt. Jährlich werden 6 bis 7000 eingeführt. Die Abgabe davon beträgt ½ bis 4 Piaster (Dollar) auf den Kopf, je nach dem Hafen, aus dem sie gebracht werden. Der Verkauf geschieht jeden Abend mit Sonnenuntergang versteigerungsweise auf dem öffentlichen Platze. Es giebt Bewohner der Insel, welche an 2000 Sklaven besitzen, die im Durchschnitt 3 bis 10 Piaster werth sind. Sie arbeiten jede Woche fünf Tage für ihren Herrn und an den übrigen zweien bauen sie für sich auf einem Stück Land Maniok oder Cassava, welche nebst getrockneten Fischen ihre einzige Nahrung ausmachen.

Ruschenberger sah im Zollgebäude auch mehre hochgewachsene, wohlaussehende Männer von lichterer Gesichtsfarbe und zarterer Haut als die Araber. Es waren *Banianen* oder Hindu-Kaufleute. Sie sind bei den Mohammedanern was die Juden bei den Christen, ein bloss mit dem Handel beschäftigtes Volk, das von den Arabern verachtet und misshandelt wird. Ihre Nahrung besteht in Pflanzenspeisen, Milch und *Ghi* (zerlassener Butter). *Hassan-Ben-Ibrahim* sagte, es sei kein Beispiel bekannt,

dass ein Baniane je einen Mord begangen habe; wohl aber seien schon mehre Banianen von Arabern getödtet worden. Ihre Kleidung besteht in einem weissen Rock, der ohne Kragen den Hals umschliesst und um die Hüften durch einen Gürtel aufgeschürzt ist, so dass man die Schenkel und Beine sehen kann. Die Aermel sind lang und weit. Ein weisser oder rother Turban bedeckt den Hinterkopf sammt den in Zöpfe geflochtenen Haaren bis zum Wirbel und die Falten desselben endigen sich in einen kleinen Knoten, dessen Form die Sekte bezeichnet, zu welcher der Mann gehört. An den Füssen tragen sie spitzige Pantoffeln, deren Vorderende hoch empor steht. Man schätzt die Zahl der hiesigen Banianen auf 350. Sie sind die einzigen Kaufleute der Insel und wohnen in kleinen Boutiken, welche einen oder zwei Fuss über der Strasse liegen, und wo man sie auf dem Boden sitzend ihre Rechnungen führen sieht. Das erhöhte Knie dient ihnen als Schreibepult und ein Stück Rohr nebst einer schwarzen und dicken Flüssigkeit als Feder und Tinte. Ihre Familien lassen sie in *Indien*, wohin sie nach drei oder vier Jahren zurückkehren, um ein oder zwei Jahre daselbst zuzubringen und sich dann wieder nach Zanzibar zu begeben. — Als die Portugiesen zum ersten Male das Vorgebirge der Guten Hoffnung umschifften, befand sich der ganze ostindische Handel in den Händen der Banianen,

und diese standen wegen ihrer Redlichkeit im besten Ruf, den sie auch jetzt noch behaupten.

Hassan Ben Ibrahim, den die Amerikaner beim Zollhause trafen, führte sie in seine Wohnung. Die Thüre derselben ging in einen kleinen schmutzigen Hof, wo sich einige Esel, zwei oder drei Hunde und ein halbes Dutzend müssiger Sklaven befanden. Eine dunkle und roh gearbeitete Treppe führte aufwärts zu einem zweiten Hofe von 30 Fuss Länge und 20 Fuss Breite, dessen Boden mit hartem Kalk überzogen war. An dem einen Ende standen Gefässe mit Blumen, die aber sehr vernachlässigt waren; an der einen Seite waren zwei kleine von Sklaven bewohnte Kammern, an der andern ein langer getäfelter Saal, mit Stühlen und einem Tisch, über dem ein grosser Fächer (*Penka*) von Baumwollenstoff hing, der über ein längliches hölzernes Gestell gespannt war. Auf einem Schreibepult gegenüber stand eine Uhr, die augenscheinlich aus Neu-England gekommen war. An der Decke hingen ein Käfich mit jungen Tauben und eine gläserne Lampe. Die Wände waren mit englischen Kupferstichen, welche ländliche Scenen darstellten, verziert. Nachdem sich die Amerikaner gesetzt hatten, stellte man auf einen Tisch vor ihnen Liqueur und Wein, und ein beim jungen Fürsten als Leibarzt angestellter Herr *Ross*, der bei Hassan wohnte, bot ihnen Cigarren an.

Nach einer halbstündigen Unterhaltung ver-

liessen die Amerikaner das Haus und besuchten die vielfach verschlungenen, engen und schmutzigen Gassen der Stadt, wo sie Gegenstand der allgemeinen Neugierde wurden. Ein halbes Dutzend Araber folgte ihnen und war bereit, ihnen Auskünfte über Alles, was sie wünschten, zu geben. Vornehmlich schlossen sich zwei junge Bursche, *Mohammed Hammis* und *Abdallâh* an die Fremden an. Beide sahen sehr gescheidt aus und sprachen gut Englisch. Der Erste hatte die Sprache von seinem Vater, einem jetzt abwesenden Kaufmann, gelernt. *Abdallah* hatte auf einem Schiffe der englischen Expedition unter Cap. *Owen* gedient. Ihre Kleidung war orientalisch, rothe Röcke und Turbane; Abdallah trug überdiess unter dem linken Arme einen langen zweischneidigen Säbel.

Das Volk, dem man auf der Strasse begegnete, bestand theils aus mit Lanzen bewaffneten Negern, theils aus Arabern, welche Säbel, Dolche und runde Schilde von Rhinoceros-Haut trugen, theils aus unbewaffneten Banianen. Die Araber der untersten Volksklasse hatten nur wenig Kleidung auf dem Leibe, waren aber fast alle bewaffnet. Der Verf. versichert, dass er nirgends so viel gut gewachsene, kräftige und zufrieden aussehende Leute gefunden habe, als in den Strassen von *Zanzibar*. Die Farbe der Araber ist fast so schwarz wie die der Neger, aber die Letztern haben keine so glänzende Haut wie die Neger an der Westseite von Afrika. Ueber

mehren Hausthüren sah man Papierstreifen aufgeklebt, mit Sprüchen aus dem Koran in arabischer Schrift. Jedermann war in voller Arbeit. Vor einigen Häusern sassen auf Terrassen oder Vorplätzen Weber, welche Stoffe zu Turbanen verfertigten; andere Arbeiter machten aus rothem Copalharz verschiedene Ohrgehänge und Kügelchen für den *Tesbia* oder mohammedanischen Rosenkranz. Vor einer Thüre sass ein Weib mit gekreuzten durch grosse weisse Metallringe verzierten Beinen und eine Menge kleiner silberner Ringe in den Ohren, und machte Schnüre von Glas-Korallen. Unter einem Schuppen von Kokoszweigen arbeiteten Waffenschmiedte, je zwei und zwei mit einander, auf einer Erdvertiefung von sechs Fuss ins Gevierte sitzend. Die Stelle des Ofens vertrat ein Loch im Erdboden, dessen Feuer mit einem aus zwei Ziegenfellen gemachten Blasbalg unterhalten wurde; man musste ihn aber mit den Händen bewegen und die Luft mit dem Munde einblasen, was indess leichter und schneller von statten ging, als man hätte glauben sollen. — Auffallend waren die, von den Müttern auf dem Rücken oder auf den Armen getragenen kleinen Kinder durch die schwarzen Streifen, welche ihre Gesichter entstellten. Zwei auf der Stirn und einer auf der Nase wurden senkrecht von drei andern durchschnitten und die dadurch entstandenen Viereeke enthielten schwarze Flecke. Fast alle diese Kleinen waren mit Nabelbrüchen behaftet.

Die Stadt hat viele Brunnen, alle viereckig, aber nur wenige darunter von mehr als fünfzig Fuss Tiefe. Die Oeffnung ist in gleichem Niveau mit dem Boden und ohne Bedeckung. Rings herum war Alles voll Schmutz, auch das Wasser ganz trüb, was vielleicht auch die Folge des seit Monaten anhaltenden Regenmangels seyn mochte.

Es giebt mehre Begräbnissplätze um die Stadt, aber keiner hat eine Umzäunung. Die Gräber bestehen einfach aus niedrigem Mauerwerk von 4 bis 5 Fuss Länge und sind dicht mit Kalk überzogen, ohne Inschrift; bei einigen sind als Verzierung Porzellanscherben in den Kalk eingesetzt. Die Mohammedaner werden bloss in Leintücher gewickelt, die Christen aber in Särgen begraben.

Auch in eine Oelmühle wurden die Amerikaner geführt, welche vier Kameele in Bewegung setzten, denen die Augen verbunden waren, damit sie sich nicht an den Oelkuchen vergreifen möchten, auf welche sie sehr begierig sind. Das Oel wird aus Kokosnüssen und Sesamkörnern gewonnen.

Hierauf wurde ein Besuch bei einem arabischen Kaufmann, *Hamâra*, abgestattet; welcher leidlich Englisch sprach und viele Geschäfte mit Engländern und Amerikanern machte. Man kam zuerst in einen kleinen Hof, dessen eine Seite mit Pfeilern von Tekholz eingefasst war, und stieg dann auf einer steinernen Treppe zu einem Oberstockwerk empor. Durch eine mit einem Vorhang von grünem Wol-

lenzeug geschlossene Thüre gelangte man auf eine Hausflur von etwa 20 Fuss ins Gevierte, an deren linker Seite sich die Küche und das Gesindezimmer befanden, nebst einem andern Zimmer der Thüre gegenüber, welche zu den Gemächern der Familie führte. Das Empfangzimmer war etwa 10 Fuss breit und 25 oder 30 Fuss lang; die ganze Grösse liess sich nicht beurtheilen, weil das eine Ende von der Decke bis zum Boden mit einem Vorhang bedeckt war. An den Wänden hingen Säbel, Dolche, Shawls, Turbane und andere Sachen. Die unregelmässig aufgestellten Möbeln bestanden in drei grossen Koffern, einem Tisch, chinesischen Stühlen und einem Schreibepult. Dieses Zimmer stand nach Innen mit einem andern, blöss für die Frauen bestimten, in Verbindung. Letztere weren neugierig genug, um von Zeit zu Zeit verstohlen durch die halbgeöffnete Thüre zu gucken. *Hamira*, seine zwei Söhne und einige Gäste sassen mit untergeschlagenen Beinen um ein niedriges Gestell, auf dem das Mittagsessen aufgetragen war. Die Gäste hatten vor der Thürschwelle ihre Pantoffeln stehen lassen. Als die Amerikaner eintraten, stand *Hamira* auf, bewillkommte sie, wies ihnen Stühle an und befahl Kokosnüsse zu bringen, welche er und seine Freunde den Fremden darboten, eine Erfrischung, die diesen nach mehrstündiger Bewegung in der Sonnenhitze sehr gelegen kam. Nach abgeräumter Tafel begann ein Gespräch über verschiedene Gegenstände. Ueber

seine eignen Landsleute äusserte sich *Hamira* sehr ungünstig: »O!« sagte er, »der Araber ist schlecht, sehr schlecht! er wird Euch stets betrügen, wenn er kann!« Auf die Frage, wie viel Weiber er habe, antwortete er: »Mein Weib ist gestorben und ich habe jetzt nur eine Sklavinn. Wenn man mehr als eine Frau hat, so schlagen sie sich; leben sie in dem nämlichen Hause beisammen, so schlagen sie sich; leben sie in verschiedenen Häusern, so schlagen sie sich ebenfalls, und der Mann kann nicht glücklich seyn.« Auch der Kapitän *Hassan* äusserte sich später in gleicher Weise über diesen Gegenstand, und sagte, dass nur wenig Araber von der durch den Koran gestatteten Erlaubniss, *vier* Weiber zu haben, Gebrauch machten.

Hamira öffnete auch einen Koffer und nahm daraus alte Taschenuhren und andere Gegenstände, Kaschmirshawls und ein kleines zinnernes Kästchen mit Arzneiflaschen. Auch zeigte er eine Bibel und noch ein besonderes Neues Testament in Quart, in arabischer Sprache. »Ich habe darin gelesen,« sagte er, »es ist ein gutes Buch; aber der Koran gefällt mir besser.« — Hierauf liess er den Amerikanern Mangopflaumen und saure Orangen vorsetzen. Während sie diese verzehrten, empfing *Hamira* einen Brief, der durch die Art, wie er zusammengelegt war, ihre Aufmerksamkeit erregte. Das ganze Blatt war seiner ganzen Länge nach so gefaltet, dass die Breite nicht mehr als einen Zoll

betrug; in der Mitte war es wieder zusammengebogen und an beiden Enden durch einen Streifen Papier verbunden und mit Leim gesiegelt. Diese Art, die Briefe zusammen zu legen, ist fast ausschliesslich den *Banianen* eigen.

Wieder in den Hof herabgekommen, begaben sich die Amerikaner in ein kleines Zimmer, eine *Schule*, wo ein halbes Dutzend türkisch gekleideter Knaben sassen und mit näselndem eintönigen widrigen Geschrei ihre Lectionen hersagten; vor ihnen sass ebenfalls auf der Erde und die Arme um die Knie geschlungen, ein alter Pädagog. Jeder Schüler hatte ein Täfelchen von 18 Zoll Länge und 8 Zoll Breite, auf dem er mit einem spitzigen Stäbchen schreiben lernte. Die einzigen Bücher waren zwei grosse in rothem Sammt eingebundene Exemplare des Korans, welche auf zwei Fuss hohen Pulten lagen. Die Knaben lasen einzelne Verse daraus und wiederholten sie dann auswendig. Am Schluss dieser Uebung wurde das Buch sorgfältig in ein Tuch gewickelt und in ein anderes Zimmer getragen. Der Lehrer gestattete den Fremden nicht, es anzurühren; die Mohammedaner haben eine so grosse Verehrung für den Koran, dass sie selbst dieses heilige Buch nicht eher anfassen, als bis sie sich die Hände gewaschen haben.

Später begaben sich die Amerikaner nach dem Landungsplatze. Hier war beim alten Schlosse eine Menge Volks versammelt, welches die Eröffnung

der Gesichtssitzung erwartete. Diese findet im Freien vor der Thüre des Schlosses jeden Nachmittag nach dem Gebete, Statt. Das Gericht bestand aus dem Gouverneur und drei Beisitzern, Greisen mit langen weissen Bärten, in schmutzigen Roben, aber jeder einen Säbel unter dem Arme haltend. Die versammelte Menge bestand aus Gruppen von Banianen, nackten, mit Lanzen bewaffneten Negern und stolz um sich blickenden Arabern.

Ruschenberger bemerkt über Zanzibar im Allgemeinen Folgendes: Die Stadt liegt unter 6° 10′ südl. Breite und 36° 49′ östlicher Länge (von Paris), und wird auch oft *Hamus*, *Moafilé*, *Buur*, genannt, welche Namen jedoch mehr einzelne Viertel der Stadt bezeichnen. Die Pflanzenwelt der Insel besteht ausser verschiedenen Sorten von Bau- und Werkholz in Kokos-, Mangopflaumen- und Brodbäumen (*Artocarpus integrifolia*), Würznelken-, Muskaten- und Pisangbäumen, Maniok, Tabak, Reiss und vielen anderen tropischen Gewächsen. Von Thieren sind der *Zebu* oder Buckelochs, die Ziege, das Schaf, der Leopard, das Perlhuhn, das Haushuhn, ferner eine Menge der schönsten Vögel, so wie Skorpione, Eidechsen und verschiedene Schlangen, worunter die Boa, zu erwähnen. Das Meer ist reich an merkwürdigen Fischen und Schalthieren.

Das *Klima* ist heiss und für Europäer und Amerikaner, ja selbst für die Araber, welche aus der Fremde hieher kommen, sehr ungesund. Die

Oberfläche der Insel ist im Allgemeinen wellenförmig gestaltet, wird aber ausserdem von drei Hügelketten durchzogen, deren höchste sich bis 500 Fuss über das Meer erhebt. In den tiefen Thalgründen bilden sich, besonders am Ende der Regenzeit, Sümpfe und andere nasse Strecken, deren Ausdünstungen in den angränzenden Gegenden Durchfälle, Ruhren und bösartige Wechselfieber verursachen, besonders zu den Zeiten, wo die Mussons umsetzen, nämlich von März bis Mai und von Oktober bis Dezember. Die meisten Matrosen der amerikanischen Schiffe, welche zum Wassereinnehmen bestimmt waren, wurden nach ihrer Rückkehr an Bord von der Cholerina befallen und einer davon, welcher eine Nacht am Lande zubrachte, bekam ein heftiges Fieber. Ueberhaupt ist nach allen älteren und neueren Berichten *Zanzibar* eben so ungesund wie die ganze übrige portugiesisch-afrikanisische Küste.

Die *Volksmenge* der Insel beträgt gegenwärtig 150000 Seelen, von welchen etwa ein Zehntel in der Stadt wohnt und aus *Somalis*, *Arabern*, *Hindus* (Banianen), *freien Negern* und *Negersklaven* besteht. Letztere bilden zwei Drittel der ganzen Bevölkerung der Insel; freie Neger mag es gegen 17000 geben. Als die Insel den Portugiesen entrissen wurde, erhielten sie ihre Freiheit durch die Flucht; doch wurden sie eine gewisse Zeit hindurch zu einem persönlichen Dienste des Sultans gezwungen, von dem sie jetzt gegen eine jährliche Abgabe

von zwei Piaster für den Kopf befreit sind. Die *Somalis* (eigentlich *Susaichlies*) sind Afrikaner, welche schlecht Arabisch sprechen. *Hassan* sagte, dass er bei wichtigen Geschäften mit ihnen stets einen Dolmetsch zu Hilfe nehmen müsse.

Vasco de Gama besuchte auf seiner Rückfahrt von Calicut die Insel Zanzibar im Februar 1499. Die Insel war damals von Arabern oder Mauren bewohnt, die er zwar als ein nicht eben mächtiges Volk beschreibt, welches aber einen vortheilhaften Handel in Guzerate-Leinwand mit *Mombasa* und in Gold mit *Sofala* trieb. Auch heut zu Tage ist der Handel von Zanzibar sehr lebhaft und noch im Zunehmen begriffen, so dass es mit der Zeit ein Hauptstapelplatz für die ostafrikanische Küste zu werden verspricht. Schon jetzt machen die Amerikaner aus *Salem*, in Massachusetts, den grössten Theil der hiesigen Geschäfte. Ihre Schiffe laden Kopalharz, Elfenbein und Häute gegen amerikanische Baumwollenzeuge und Piaster (Dollars). Die Zeuge werden nicht nur hier, sondern auch in einem grossen Theile des Orients, so wie an der Westküste von Amerika, den *englischen* vorgezogen. »Vergebens« — sagt *Ruschenberger* — »suchen die Engländer unsere Fabriken dadurch zu verdrängen, dass sie ihren Kattunen amerikanische Zeichen aufdrücken; die Abnehmer sagen, dass unsere Waare fester und dauerhafter ist und Niemand will, aus Furcht betrogen zu werden, mehr von den Eng-

ländern kaufen.« Auch *Alex. Burnes* sagt in seiner trefflichen Reise nach Bochara, dass die furchtbarsten Nebenbuhler der Engländer im *ostindischen* Handel die Amerikaner seien.

Vom 16. Sept. 1832 bis 26. Mai 1834 waren 41 fremde Schiffe, zusammen von 7559 Tonnen, in dem Hafen von Zanzibar eingelaufen, worunter 32 amerikanische, 7 englische, 1 französisches und 1 spanisches. Ausserdem besuchen den Hafen eine beträchtliche Menge arabischer Handels-Fahrzeuge (*Daus*). Diese sind noch eben so beschaffen, wie sie die Portugiesen vor mehr als dreihundert Jahren beschrieben haben. Sie halten 3- bis 400 Tonnen, und haben einen einzigen Mast mit einem viereckigen, aus groben Materialien verfertigten Segel. Am Hintertheile ist statt der Kajüte eine offene Hütte; das Steuerruder ist sehr gross und oft nur mit Stricken von Kokosfasern, aus welchen überhaupt alles Tauwerk besteht, befestigt. Man begegnet diesen Schiffen überall im Indischen Ocean und wahrscheinlich sind sie schon zu den Zeiten der Römer und später der Venetianer, welche Italien und Europa auf dem Wege über das Rothe Meer mit den Erzeugnissen des Orientes versorgten, nicht anders beschaffen gewesen.

Auch ins Innere der Insel wurde von den Amerikanern ein Ausflug gemacht. *Hassan-Ben-Ibrahim* versah sie dazu mit drei Pferden und der nöthigen Anzahl von Eseln. Jedem Reiter war ein Sklave

angewiesen, der das Thier nöthigenfalls zu peitschen hatte. Voraus ritt als Wegweiser und Reisemarschall der Befehlshaber des Schlosses zu *Methony*, ein abyssinischer Eunuch, von hohem Wuchse, ganz in Scharlach gekleidet. Die erste halbe Meile ging es längs dem Ufer hin, dann 2 oder 3 Meilen durch Kokosgebüsche bald bergauf bald bergab. Ueberall sah man wohlangebaute Felder, auch hie und da eine Hütte im Schatten eines mit Früchten beladenen Mangobaumes. Der Weg war gerade breit genug für zwei Reiter neben einander, aber die Thiere waren so hitzig, dass eines dem andern voraus eilte und der Zug eine lange Reihe bildete. Weiterhin führte die Strasse durch lange Alleen von Würznelken und man befand sich jetzt auf der grossen Pflanzung *Tayeff*, ehemals *Isimbané* genannt, welche dem Sultan (von Mascat) gehört. Hier erwartete die Wanderer im Wohngebäude der vorausgeeilte abyssinische Capitän. Sie stiegen am äussern Thore ab, gingen dann durch einen grossen Hof und traten über eine hölzerne Treppe hinauf ins Haus. Dieses besteht aus einem einzigen Stockwerk von etwa 50 Fuss ins Gevierte. Die Vorderseite nimmt eine Gallerie (Veranda) mit pyramidenförmigem Dach ein und unter derselben war eine Art Porticus. Die Thüre führte in einen Saal, der längs dem ganzen Gebäude hinlief und durch mehre grosse Fenster erhellt wurde. Von den Dachsparren hingen krystallne Kronleuchter herab und 8 Zoll tiefe

Nischen waren mit Gestellen versehen, auf welchen Gefässe von Glas und französischem Porcellan standen. Die Mitte nahm ein länglicher Tisch von Acajou-Holz ein, dessen Fuss die antike Form eines Greifes hatte. Die übrigen Möbeln bestanden in chinesischen Stühlen. Ein Theil des Fussbodens war mit viereckigen Marmorplatten belegt, der übrige bloss mit Gyps überzogen.

Kokosnüsse wurden zur Erfrischung gereicht, unter andern auch der von seiner Hülle befreite Stengel dieser Früchte, welcher wie eine rohe Süsskastanie schmeckte. Hierauf ging man aus, die Pflanzungen zu besichtigen. Das Haus steht in der Mitte eines Hofes von 120 Fuss ins Gevierte, der mit 7 Fuss hohen steinernen Mauern umgeben ist, und ausserdem noch die Gebäude für die Sklaven und beim Herrnhause einen kleinen Garten umschliesst. So weit das Auge über eine sanfthügelige Fläche hinblicken konnte, sah man nichts als Nelkenbäume von 5 bis 20 Fuss Höhe. Man zählt zusammen an 4000; jeder Stock giebt jährlich im Durchschnitt 6 Pfund Nelken. Sie werden sorgfältig mit der Hand gepflückt und dann im Schatten getrocknet. Eine Menge auf Leitern stehender Sklaven waren mit Pflücken beschäftigt, während andere die welken Blätter ablasen. Ueberall herrschte Thätigkeit, Ordnung und Reinlichkeit.

Die Würznelken sind nach *Zanzibar* 1818 von der Insel *Mauritius* eingeführt worden, wohin sie

bekanntlich der französische Gouverneur *Poivre* im Jahre 1770 aus Ostindien verpflanzt hat*). Sie gedeihen so trefflich in Zanzibar, dass man jetzt fast überall welche anbaut, und selbst Kokospalmen zu diesem Behufe ausrottet. Da der Nelkenbaum erst nach fünf Jahren Ertrag giebt, so kann man seit der kurzen Zeit, als er einheimisch geworden, noch keine richtige Schätzung von dem allgemeinen Ertrage der Insel machen.

Ein Regenguss nöthigte die Gäste, schnell ins Haus zurückzukehren, was dem mit den Vorbereitungen zur Mahlzeit noch nicht fertigen Abyssinier etwas ungelegen kam. Er war eben beschäftigt, mit seinen grossen schwarzen Händen eine gedämpfte Ziege zu zerstücken; ringsum sah man ganze Haufen von kaltem Geflügel. In einigen Minuten war die Tafel mit Fleisch, Confituren und Sorgho-Kuchen bedeckt. Capitän *Hassan* machte die Honneurs mit dem grössten Anstand. Zum Getränke diente Sorbet und Kokosmilch. Nach dem Essen wurde geraucht und geschwatzt. Das Gespräch kam auch auf die Phrenologie, und *Hassan* bot seinen Kopf neugierig zur Untersuchung dar. Einige Minuten später fand ihn Ruschenberger allein auf dem Hofe, wo er den Turban abgenommen hatte und sich den Schädel befühlte. Mit eintretender Nacht kehrten die Amerikaner nach Methony zurück.

*) S. den XIX. Jahrgang dieses Taschenbuches (1841), S. 96.

Am 8. Septbr. verliess der *Peacock*, vollständig verproviantirt die Insel *Zanzibar*. *Hassan-Ben-Ibrahim* schlug jede Bezahlung für die gelieferten Vorräthe standhaft aus, indem er sagte, es sei Alles auf Befehl des Sultans von Mascat geschehen. Die *Entreprise* kam nach einer Ueberfahrt von 63 Tagen erst am 14. Sept. nach Zanzibar und verliess die Insel am 20. Sie wurde mit derselben Aufmerksamkeit behandelt wie der Peacock und ihre Offiziere lobten einstimmig das Benehmen des Cap. *Hassan*.

Wir übergehen die Ereignisse auf der Fahrt nach *Mascat*, auf welcher der *Peacock* eine Zeitlang auf einem Korallenriff an der kleinen, unwirthbaren Insel *Maseira* sitzen blieb. Diese liegt 10 Meilen von der Küste Arabiens, unter 20° 20′ nördl. Br. und 58° 52′ östl. L. (von Paris), hat 35 M. Länge und 10 bis 12 M. Breite, besteht aus einer Felsenmasse von 500 bis 600 Fuss Meereshöhe und zeigt nicht die mindeste Spur von Pflanzenwuchs. Cap. *Owen* hat sie um mehre Meilen zu weit nach Westen niedergelegt.

Der erste Gegenstand, welcher den Amerikanern bei der Annäherung an *Mascat* in die Augen fiel, war ein festes Kastell, welches mit seinen Thürmen von einer Anhöhe herabblickte. Der Hafen ist klein und von 100 bis 300 Fuss hohen Granitfelsen umgeben, welche sich in kleinen Ketten ins Meer hinaus verlängern und auf ihren kegelförmigen Kuppen

kleine Kastelle tragen, die den Hafen und die in einem Winkel fast versteckt liegende Stadt beherrschen. Der Palast des Sultans, ein höchst einfaches Gebäude von drei Stockwerken, und das Zollhaus sind die einzigen vom Hafen aus sichtbaren Gebäude. Die dunkle, völlig kahle Oberfläche der Felsen wirft die Sonnenstrahlen so heftig zurück, dass *Muscat* unter die heissesten Orte des Erdbodens gehört *). Das Thermometer zeigt im Jänner und Februar gewöhnlich 50° F. (8° bis 9° R.), im Juli und August über 90° bis 100° (25° bis 33°). »Als wir uns« — sagt Ruschenberger — »bei 91° (26⅔°) über die Hitze beklagten, fanden die Araber die Temperatur kühl und die meisten trugen tuchene Oberkleider.«

Der (eigentliche) Hafen wird durch eine kleine Granitinsel von 200 Fuss Höhe gebildet, welche nur kleinen Fahrzeugen freien Durchgang gestattet. Der *Peacock* ging ausserhalb dieser Oeffnung vor Anker, um des Seewindes besser geniessen zu können. Im Hafen lagen mehre arabische Kriegschiffe und viele Daus oder Handelsschiffe, welche lebhaften Verkehr mit den Häfen des Persischen Busens und des Indischen Oceans unterhalten. Der erste Anblick dieses Hafens ist höchst malerisch. Die

*) Zu vergleichen S. 32 u. ff. des XV. Jahrg. (1837), wo wir auch eine Ansicht des Einganges in den Hafen von Muscat mitgetheilt haben.

zahlreichen Forts erinnern an die Großthaten der Portugiesen in Indien, unter *Albuquerque* und seinen unmittelbaren Nachfolgern, und die Menge Piroguen, welche zwischen dem Ufer und den Schiffen hin und her fahren, zeigen, dass *Mascát* noch heutiges Tages ein blühender Handelsplatz ist. Gegen Abend kehren die Fischerboote heim. Einer sitzt hinten und rudert, der Andere steht vorn und hält den aufgewickelten Schleier seines Turbans vor sich ausgebreitet, damit er als Segel diene.

Kaum hatte der *Peacock* die Anker fallen lassen, als das Verdeck von Arabern wimmelte, welche theils aus Neugierde, theils um verschiedene Waaren zu verkaufen, die meisten aber in der Absicht kamen, der Besatzung Glück zu wünschen, dass sie bei der Insel *Mazeïra*, wo so viele Fahrzeuge jährlich verunglücken, dem Schiffbruche entgangen war. Dieser Fall mit dem Peacock, wurde versichert, sei der einzige bis jetzt bekannte. Am folgenden Tage um 4 Uhr Nachmittags begleiteten alle Offiziere, die der Dienst nicht zurück hielt, den Commodor *Kennedy* und Hrn. *Roberts* zur Audienz beim Sultan. Der Landungsplatz war mit einer Menge Araber bedeckt, zwanzig kerngesunde amerikanische Offiziere zu sehen, deren frische Gesichtsfarbe und Wohlbeleibheit sehr gegen den dunkeln Teint und die magern Gestalten der Eingebornen abstach. Man begab sich zuerst zum Capitän *Seïd Ben-Calfan*, dem englischen Dolmetsch des Sultans,

und hierauf durch enge mit Menschen angefüllte Strassen und den Basar nach dem Palast. Hier machte eine Leibwache von etwa 20 gut gekleideten Soldaten, die längs einem kleinen Vorhofe aufgestellt waren, dem Commodore die militärischen Ehrenbezeigungen. Der *Wali* oder Stadt-Commandant, führte die Ankommenden in den Diwan-Saal, wo der Sultan in Begleitung seiner zwei jüngern Söhne ihnen entgegen kam. So wie der Cap. *Calfan* jeden Einzelnen vorstellte, gab ihm der Sultan die Hand und bedeutete ihm pantomimisch sich zu setzen, was jedoch nicht eher geschah, als bis Se. Hoheit selbst am obern Ende des Saales Platz genommen hatte. Cap. *Calfan* blieb auf der linken Seite des Sultans die ganze Zeit hindurch stehen. Die Prinzen und die übrigen Araber liessen ihre Sandalen vor der Thüre, ehe sie sich setzten.

Der aufs Meer hinausgehende Diwan ist 30 Fuss lang, 15 Fuss breit und mit schönen persischen Teppichen geziert, so wie mit Rohrsesseln versehen. Es ist der gewöhnliche Audienz-, Gerichts- und Staatsrathssaal. Der Sultan trug einen hohen Turban mit feiner weiss und blau gegitterten Leinwand, einen Mantel von schwarzem Tuch mit grossen weiten Aermeln, der um den Leib durch eine dünne Schnur von weisser und rother Seide zusammengehalten wurde. Unter dem Mantel sah man eine weisse Tunika mit einem Gürtel von derselben Farbe. In der Hand hielt der Sultan einen langen Säbel mit

goldnem Griff, in einer schwarzen Scheide; ein grosser Rubin in Silber gefasst glänzte am kleinen Finger der linken Hand. Die Beine und Füsse waren unbekleidet. Der Sultan ist ein schöner Mann von etwa 50 Jahren und zeigte sich in seinem ganzen Benehmen sehr gebildet und anmuthig.

Die Unterhaltung kam zunächst auf den Unfall des *Peacock* bei der Insel *Maseïra*, in Betreff dessen der Sultan sich erbot, die Kanonen und Anker, welche dabei verloren gegangen, zu ersetzen. Er that viele Fragen über den politischen Zustand Frankreichs und bemerkte namentlich, dass die Franzosen nie wieder einen solchen König erhalten würden, wie Napoleon gewesen. Auch theilte er den Amerikanern mit, dass sein dritter Sohn sich am nächsten Freitag vermählen werde, was unter den Arabern gewöhnlich in dem Alter von 12 bis 15 Jahren zu geschehen pflege, und diess sei auch recht, denn heurathen müsse man, so lange man noch jung sei. Während der Audienz, die eine Viertelstunde dauerte, wurde Kaffeh in kleinen Tassen von chinesischem Porzellan und nach demselben Sorbets in schönen Bechern von Krystallglas servirt. Beim Abschied erklärte der Sultan nochmals, er werde sich glücklich schätzen, wenn er den Reisenden und überhaupt jedem seine Staaten besuchenden Bürger der Vereinigten Staaten nützliche Dienste leisten könnte.

Ehe die Offiziere der Expedition auf ihre Schiffe

zurückkehrten, besuchten sie den Stall des Sultans, wo sich 29 Pferde befanden, jedes 1000 bis 2000 Dollars an Werth; es waren aber nur zwei von ausgezeichneter Schönheit darunter. Diese auf einen kleinen Raum am Ufer zusammengedrängten Stallungen stehen zwischen hohen Felsen, unter den Kanonen eines Kastells, worin die Schätze des Sultans aufbewahrt werden.

Die Stadt *Muscat* wird, ausserdem, dass sie mitten unter Felsen erbaut ist, nach allen Seiten von einer dicken Mauer, aber ohne Graben, eingeschlossen. Die Einwohner, wenigstens 20000, bestehen aus Arabern, Banianen und einigen persischen Kaufleuten; Christen und Europäer sind keine hier wohnhaft. Die Stadt ist jetzt die Hauptstadt der arabischen Landschaft *Oman* (auch *Aman* genannt). Sie ist regelmässig angelegt, aber die Privathäuser sind, mit wenigen Ausnahmen, schlecht. Die engen Strassen sind stets mit Menschen angefüllt. Der den grössten Theil des Flächenraums einnehmende Basar besteht aus geschlossenen engen und schmutzigen Gässchen, über welchen Matten zum Schutz gegen Sonne und Regen ausgespannt sind. Es gab eben damals eine Menge Beduinen in Mascat, welche mit ihren Flinten über den Schultern herumschlenderten, und ihre schwarzen Augen auf Alles richteten, was ihrer Aufmerksamkeit würdig schien. Wenn diese Söhne der Wüste einen Banianen im Basar anredeten, glaubte man einen Herrn zu sehen,

der seinen Sklaven vor sich hat. Ueberall sah man blinde Bettler auf der Erde sitzen, die eine Hand auf der Brust liegend, die andere laut flehend nach Almosen ausstreckend; aber trotz den Vorschriften des Koráns erhielten sie wenig. Von Zeit zu Zeit erschienen auch Frauen auf den Strassen, aber stets dicht verschleiert und gemeiniglich in eine leichte seidene Robe von gelber Farbe gehüllt; unten ragen Pantalons bis auf die Knöchel herab, welche mit grossen Ringen von Silber oder anderm Metall geschmückt sind. »Sie verbringen ihre Zeit« — sagte ein Araber — »mit der Toilette und im Bade. Das Geld, was sie uns kosten, ist nicht gering. Jede will wenigstens vier Kaschmirshawls, einen rothen, grünen, blauen und weissen, haben, ausserdem einen goldnen Ring mit einem Rubin oder Diamanten für jede Fussache und jeden Finger. Es giebt wenige, die nicht bei manchen Gelegenheiten für 2- bis 7000 Dollars Juwelen an sich tragen. Und dann ihre eifersüchtigen Zänkereien: die nehmen kein Ende!«

Ausserhalb der Stadtmauern lebt eine zahlreiche Volksmasse in Hütten von Rohr und Flechtwerk; es sind darunter sogar Kaffehhäuser, die man mit grossen Käfichen vergleichen könnte. Die Wände bestehen aus Rohrstäben oder auch aus gespaltenen Bambusstämmen, welche kreuzweis über einander gelegt und durch Bänder befestigt sind. Dattelblätter bilden das Dach. Die Gäste sitzen auf hölzernen Bänken und der Wirth hat seinen Platz hinter

einem steinernen Schenktisch. In derselben Vorstadt findet man auch einige kleine Gärten, die aber nur mit unendlicher Mühe und durch stetes Begiessen aus Brunnen in gedeihlichem Stande erhalten werden können. Die Brunnen sind ursprünglich von einzelnen Privatleuten errichtet und durch letztwillige Anordnungen dem Publikum geschenkt worden. Der Sultan versieht jeden Brunnen mit einem Sklaven und einem Ochsen; wer davon Gebrauch machen will, bezahlt eine kleine Münze als Abgabe. Das Wasser für die Schiffe wird in Schläuchen auf Booten hingebracht und dann in die Fässer ausgeleert.

Längs der Küste giebt es in geringer Entfernung nördlich und westlich von Mascat, nahe bei einander, die Städte *Kalbu, Donha, Rayam, Mutrah, Klein-Mutrah, Arbotsch* und *Schutaïf*. Die grösste darunter, mit 18000 Einwohnern, ist *Mutrah*, 2 Meilen von Mascat, in einer kahlen Sandebene an einer tief ins Land gehenden Meeresbucht. *Ruschenberger* besuchte sie in Begleitung einiger Offiziere und wurde vom Wegweiser *Mohammed* zuerst auf den Basar geführt. Hier wägten Banianen eine Art kleiner getrockneter Fische von 2 Zoll Länge ab und verpackten sie in grosse Ballen. Die Gewässer von Oman wimmeln von diesen Fischen. Sie erschienen bisweilen in so dichten und geschlossenen Massen um die amerikanischen Schiffe, dass das Ankertau völlig von ihnen bedeckt wurde. Ander-

wärts bereiteten Banianen in grossen Becken *Halwah*, ein Lieblingsgericht der Eingebornen, welches aus Zucker, Mandeln und zerlassener Butter besteht, welche anhaltend mit Stäbchen durch einander gemischt werden. Die Amerikaner fanden es keineswegs leckerhaft. Die auf dem Basar zum Verkauf ausgestellten Gegenstände bestanden, wie zu Mascat, in Glaswaaren, Armbändern, Baumwollenzeugen, Sennesblättern, Rosenknospen, Sandalen und andern Waaren zum täglichen Gebrauch. In mehren Kaufläden enthielt ein in dem Mauerwerk befestigter grosser Kasten den ganzen Waarenvorrath des Besitzers.

Vom Basar begaben sich die Fremden in einen zur Stadt Mutrah gehörigen, aber mit Mauern besonders eingeschlossenen Bezirk, welcher von *Betatschen*, die aus Sindhi hieher gekommen, bewohnt wird. Sie sind, 2000 an der Zahl, Mohammedaner, haben aber keine Gemeinschaft mit den Arabern und werden von diesen eben so wie die Banianen verachtet. Es sind betriebsame und geschickte Handwerker, übrigens ohne eignes Oberhaupt und dem Wali von Mutrah untergeben. Das einzige Thor ihrer Stadt geht nach dem Meere, auf eine unfruchtbare Fläche, zwischen kahlen Felsen. Die Hütten sind aus Palmblättern errichtet, nicht über 10 Fuss hoch mit einem runden oder kegelförmigen Dach und einem kleinen Hofe. Eine kleine Moschee von Stein gebaut hat zwei Minarets; dabei liegt der

Begräbnissplatz. — Die Sonne fiel glühend heiss auf den weissen Boden. Ausser ein paar Knaben, die für einige Kameele des Sultans Wasser holten, war Niemand zu sehen, und die ringsum herrschende Stille wurde nur durch das schwache Geräusch eines Weberschiffchens in einer nahen Hütte unterbrochen. Der Mann sass in einem in den Erdboden gegrabenen Loche, welches gerade so tief war, dass er seine Arbeit bequem verrichten konnte. Die Kette lag, anstatt an einem Rahmen oder einer Rolle aufgespannt zu seyn, vor ihm flach auf der Erde und wurde bloss durch einige Steine festgehalten. *Mohammed* führte seine Fremden, um sie mit einem Glas Wasser zu erfrischen, in eine andere Hütte, welche sehr reinlich gehalten und mit Matten belegt war. Eine bejahrte Frau, in eine seidene Robe gekleidet und auf der Erde sitzend ihren Kaliun rauchend, bot ihnen höflich Sitze auf einer andern Matte an, welche über dem Boden an einem Gestell befestigt war und eine Art Sofa bildete. Hierauf brachte sie den Gästen ein Porzellangefäss mit Wasser. Gleich nachher trat eine junge Frau ein, die ihre Sandalen an der Thüre liess. Als sie ihren schwarzen Schleier abnahm, wurde ein goldner Ring im Nasenknorpel sichtbar, von dem ein Juwel bis auf die Unterlippe herabhing. Ohne diese entstellende Zierrath und die mit Antimonium gefärbten Augenlider würde diese

Frau; trotz ihres braunen Teints, für hübsch gegolten haben.

Mutrah umschliesst noch einen andern mit Mauern umgebenen, von *Lavatias* bewohnten Bezirk, welche selbst den Arabern keinen Zutritt bei sich gestatten, weil ihre Weiber und Töchter unverschleiert gehen. Man schätzt diesen Volksstamm auf 1000 Seelen.

Unter den verschiedenen Waaren, die man täglich an Bord des *Peacock* brachte, waren auch *Changhers* (Dolche) und Säbel, letztere zum Theil von persischer Fabrik, die meisten aber aus England, wo sie eigens für den hiesigen Platz gearbeitet werden. Auch eine beträchtliche Quantität *Atar* (Rosenwasser) und Jasmin-Essenz wurden zum Verkauf gebracht. Es sind diess aber keine arabischen Erzeugnisse, sondern sie kommen von Konstantinopel über das Rothe Meer, Klein-Asien oder Persien und den Euphrat, und gehen auch bis nach Indien.

Am 2. Oktober wurden die Offiziere des Peacock zu einem Mittagsmahle beim Sultan eingeladen. Der Wali und der Capitän *Calfan* holten sie in drei Canots ab, deren jedes mit einem Dutzend Lascars von der Küste Malabar besetzt war. Die Amerikaner betraten zunächst einen noch nicht völlig ausgebauten Flügel des Palastes und kamen dann in einen kleinen Hof, wo, eine Merkwürdigkeit in dieser von der Sonne verbrannten Stadt, ein blühender Citronenbaum nämlich, ihre Blicke

auf sich zog. Eine hölzerne Treppe brachte sie auf eine Flur im dritten Stock, wo der Sultan und seine zwei Söhne ihnen entgegen kamen und die Hand reichten. Aus einer Art Vorzimmer mit einer Menge weissgekleideter Domestiken, welche Dolche in ihren seidenen Gürteln trugen und sich ehrerbietig zu beiden Seiten aufstellten, begaben sich die Gäste in den Speisesaal. Hier waren die Nischen längs den Wänden mit Gestellen verziert, welche geschliffne Krystallgläser und französisches Porzellan trugen. Am obersten Ende des Saales hingen zwei Kupferstiche, welche Gefechte amerikanischer Kriegsschiffe mit englischen darstellten. Auch mehre andere Kupferstiche und kostbare Spiegel waren zu sehen. Den Fussboden bedeckten persische Teppiche.

Das bereits aufgetragene Essen nahm drei Tische von ungleicher Grösse und Höhe ein, die natürlich nicht gut an einander passten. Die Tischtücher bestanden in Shawls von Kameelhaaren. Sobald man Platz genommen hatte, sagte der Sultan, er pflege bei dergleichen Gelegenheiten nicht in Gesellschaft der Gäste zu speisen; wenn jedoch die Herren es wünschten, so wolle er sich ihrem Gebrauche fügen. Hr. *Roberts* antwortete im Namen derselben, es zieme sich keinesweges für sie, den Sitten und Gebräuchen ihrer Freunde, der Araber, Zwang anzuthun, und man würde auch in Abwesenheit Sr. Hoheit nicht unterlassen, an Sie zu denken. Hierauf grüsste der Sultan und begab sich

hinweg. Die Mahlzeit bestand in kalter Küche, aber in so reichem Masse, dass, wie sich *Ruschenberger* ausdrückt, »200 Engländer, die doch die »grössten Esser der Welt sind,« sich hätten sättigen können. Folgendes war der Küchenzettel: zwei gebratene und mit Datteln, Pflaumen und Acajou-Nüssen gefüllte Hammel; gesottene und auf dieselbe Art zubereitete Hühner; mehre Stücke Rindsbraten; verschiedene Arten von Confituren, Reiss mit Zucker und Turmerick (Gelbwurz), rautenförmige, zolldicke Kuchen von Reiss und Milch, theils weiss, theils gelb; andere ähnliche Kuchen, aber rund wie ein Teller. Mangopflaumen von der Insel *Bahreïn* (im Persischen Busen); Weintrauben, Corossols (*Anona squamosa*) und andere Früchte. Dagegen bestand das Getränk nur in verschiedenen Sorbets, Limonade und frischer Milch. Alle Gerichte waren übrigens so durch einander gemengt, dass es nicht ganz leicht war, eines vom andern zu unterscheiden.

Der *Wali* und der Capitän *Calfan* unterstützten die Domestiken in der Bedienung und Alle wetteiferten in Aufmerksamkeit gegen die Gäste. Nach der Mahlzeit wurde Kaffeh gebracht und Porzellantassen, die zu drei und drei auf krystallgläsernen Präsentirtellern standen. Der Capitän und ein Sklav baten um die Tascheutücher der Gäste und benetzten sie mit Rosenwasser. Hierauf kam der Sultan wieder, und da er sah, dass die amerikanischen Herren der Tafel nur mässig zugespro-

chen hatten, so befahl er, das Uebriggebliebene auf das Schiff zu schicken. Die Gäste empfahlen sich jetzt und wurden vom Wali und dem Capitän bis zu den Canots zurückbegleitet.

Einige Tage nachher stattete der Sultan mit seinen Söhnen und dem Capitän einen Besuch auf dem *Peacock* ab, wo er mit 21 Kanonenschüssen und den Matrosen auf den Raaen empfangen wurde. Dieselbe Ehrenbezeigung widerfuhr ihm beim Weggehen nach einer halben Stunde.

Die Staaten des Sultans sind zwar von beträchtlicher Ausdehnung, haben aber keine festbestimmten Gränzen. Er betrachtet als zu seinem Gebiet gehörig 1) an der Ostseite von *Afrika* das ganze Littorale und die benachbarten Inseln, vom *Cap Delgado* (10° südl. Br.) bis zum *Cap Guardafui* (11° 50′ nördl. Br.); in diesem Bezirke befinden sich die Häfen *Mongho* oder *Mongalo*, *Lyndy*, *Mombasa*, *Quiloa*, *Melinda*, *Lamo*, *Patta*, *Orava*, *Mokdescha* oder *Magadoscha* (*Magadoxa* der Portugiesen) und die Inseln *Mofiad*, *Zanzibar*, *Pemba* und *Socotra*; 2) im südlichen und östlichen *Arabien* den Küstenstrich von *Aden* bis zum *Ras el Had*, und von da bis *Bassora*, unter 29° 30′ nördl. Br., die ganze Küste und die Inseln des *Persischen Busens*, mit Inbegriff der *Bahreïn-Gruppe* und der *Perlenfischerei*. Diese östliche Strecke ist zwar nicht unmittelbar mit Truppen besetzt, wird aber als tributpflichtig

betrachtet. Ueberdiess hat der Sultan die *persischen Schwefelgruben* und mehre Ländereien bei *Gomron* (oder *Bender-Abassy*) gepachtet. Es fehlt an Daten die Einkünfte aus allen diesen Besitzungen, so wie den Werth des Handelsverkehrs zu bestimmen. Der ehemals so bedeutende Ertrag der Perlenfischerei an den *Bahreïn-Inseln* beläuft sich gegenwärtig kaum noch auf 300000 Pfund Sterling.

Die *Ausfuhren* von Mascat bestehen in Waizen, Datteln, Pferden, Rosinen, gesalzenen und getrockneten Fischen, Mocha-Kaffeh und Droguerien. Man findet hier im Allgemeinen die Erzeugnisse des östlichen Afrika, des Rothen Meeres, der südöstlichen Küste von Arabien, so wie der benachbarten und durch den Persischen Busen zugänglichen Länder. *Eingeführt* werden Reiss, Linnen- und Baumwollen-Waaren, Eisen, Blei, Zucker und Specereien. Alle Schiffe, welche aus dem Persischen Busen kommen, legen in *Mascat* an, welches vermöge seiner Lage der Schlüssel zu diesem Theile des Indischen Ozeans und der Stapelplatz für die Märkte von Bassora und Persien ist. Die hiesigen Kaufleute verkehren daher mit dem Rothen Meere, der Ostküste von Afrika, dem Persischen Busen, der Insel Mauritius, mehren ostindischen Plätzen und China. Genaueres über diesen Handel konnte jedoch Ruschenberger nicht erfahren. Mascat hat eine *See-Assekuranz-Gesellschaft*, deren Mitglieder sämmtlich Banianen sind, und »obgleich der

Koran« — sagte ihm ein arabischer Kaufmann — »den Muselmännern empfiehlt, nur auf Gott ihr Vertrauen zu setzen, so lassen doch die mohammedanischen Kaufleute ihre Schiffe und Waaren versichern, bevor sie dieselben den Gefahren des Meeres preisgeben.« — In Bezug auf den zwischen dem *Sultan* und den *Vereinigten Staaten* geschlossenen Handelsvertrag sind die Besitzungen an der Ostküste Afrikas von vorzüglicher Wichtigkeit, da die amerikanischen Waaren von hier nach dem Rothen Meere und dem Persischen Busen bis ins Innere von Asien vertrieben werden.

Sehr mit Unrecht wird von Reisebeschreibern und in geographischen Lehrbüchern dem Sultan von Mascat gewöhnlich der Titel *Imam* gegeben, welchen die mohammedanischen Priester führen. Auf einen Fürsten oder Herrscher angewandt, bedeutet er *Oberpriester*. Das Volk äusserte allerdings kurz vorher, ehe der jetzige Sultan zur Herrschaft gelangte, der Wunsch, ihn zum *Imam* zu ernennen. Aber er war zu klug, diesem Verlangen zu willfahren, denn er wäre dadurch der Landessitte gemäss genöthigt worden, ein der Frömmigkeit und Armuth gewidmetes Leben zu führen, ohne seine grossen Reichthümer geniessen zu können. Dieses erfuhr Ruschenberger eines Abends vom Capitän *Calfan*.

Saïd Seïd, der gegenwärtige Sultan von Mascat, ist einer der ausgezeichnetsten Fürsten Asiens. Wäh-

rend seiner langen Minderjährigkeit führte die Regierung ein Imam, sein Oheim, welcher nicht geneigt war, sie seinem Neffen, als dieser 1807 volljährig werden sollte, zu übergeben, sondern ihn in ein Fort bei *Rostak* einsperrte. *Seïd*, welcher durch seine Freunde das noch schlimmere Vorhaben des Regenten, ihn zu ermorden, erfuhr, beschloss diesem zuvorzukommen und verlangte eines Abends, zu ihm geführt zu werden. Sobald er vor ihm stand, stiess er mit dem Dolche nach ihm. Obschon verwundet, kletterte der Regent über eine Mauer und entfloh zu Pferde. *Seïds* Freunde stellten diesem vor, dass das nur eine halbe Massregel gewesen und dass er nicht sicher auf dem Throne sei, wenn sein Onkel am Leben bliebe. Sogleich verfolgte er ihn zu Pferde und als er ihn unter einem Baume in Blut schwimmend fand, durchbohrte er ihn mit einer Lanze, die er im Boden stecken liess, eilte nach einem befestigten Gebäude in der Nachbarschaft, machte dort Lärm und befahl, dass man seinem Oheim zu Hilfe eile, der in der Nähe sterbend auf dem Boden liege. Natürlich fand man den Imam todt. *Seïd* begab sich darauf nach *Mascat*, wo der Tod des Oheims noch nicht bekannt war, versammelte hier alle Befehlshaber der einzelnen Festungen und gebot ihnen bei Lebensstrafe, ihre Stellen sogleich an die Männer zu übergeben, welche er dazu ernennen würde. Diese Männer waren alle von seinem Stamme und er hat seitdem dieselbe Politik in Besetzung

der übrigen Beamtenstellen befolgt. Der Tribut, den er sonst an *Saluud Abdallah*, das Oberhaupt der Wechabis, entrichten musste, hörte auf, als dieser 1816 von *Ibrahim Pascha* besiegt, nach Konstantinopel gebracht und dort enthauptet wurde.

Der Sultan vereinigt mit der Tapferkeit des Kriegers die Frömmigkeit des Muselmans. Er hatte damals vor Kurzem die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht. Als die brittisch-ostindische Regierung beschäftigt war, den Seeräubereien des arabischen Stammes der Dschossemis im Persischen Busen ein Ende zu machen, handelte er in Gemeinschaft mit ihnen. Man kann ihn den heutigen *Harun el Raschid* nennen; er ist eben so prachtliebend als tapfer. Vor mehren Jahren schickte er ein Linienschiff, den *Liverpool*, nach *Bombay* und machte es der Ostindischen Compagnie zum Geschenk. Als diese es ausschlug, schickte er es mit einer sehr verbindlichen Botschaft an den König von England. *Wilhelm IV.* nahm es an, machte dem Sultan ein angemessenes Gegengeschenk und nannte das Schiff ihm zu Ehren den *Imam*. — Die Seemacht des Sultans besteht in 75 Fahrzeugen, die an der malabarischen Küste gebaut worden, jedes zu 4 bis 56 Kanonen. Die Flagge ist dunkelroth. Die vornehmsten Offiziere haben ihre nautische Bildung in *Bombay* und *Calcutta* erhalten und es herrscht auf allen Schiffen die strengste Mannszucht.

Der Sultan hat zwei Frauen; die, welche er zuletzt geheurathet, ist eine Tochter des Schah von

Persien. Ausserdem hat er nicht weniger als zwanzig Nebenweiber, theils Circassierinnen, theils Georgierinnen und Abyssinierinnen. Die Zahl seiner Söhne ist sieben; die der Töchter kennt man nicht; da sie keine Wichtigkeit für die Araber haben, so bekümmert man sich nicht darum.

Der Sultan bringt einen grossen Theil seiner Zeit mit Staatsgeschäften und Gerichtsverhandlungen peinlicher Fälle zu. Jeder das Eigenthum betreffende Rechtsstreit wird durch vier Richter entschieden. Advokaten sind hier unbekannt. Die Partheien bringen ihre Klagen und Vertheidigungen persönlich vor und berathen sich darüber bloss mit Freunden. Diebstähle sind selten, dagegen persönliche Zwiste sehr häufig und werden oft gleich auf der Stelle mit Dolch oder Säbel abgemacht. Mord ist ein todeswürdiges Verbrechen, wenn die Verwandten des Getödteten sich nicht durch eine Geldsumme abfinden lassen, die gewöhnlich in tausend Dollars besteht. Der Zweikampf ist unbekannt. Cap. *Calfan* drückte sein Erstaunen darüber aus, dass ein so unsinniger Gebrauch bei verständigen Völkern herrschen könne. »Wenn dich Jemand beleidigt,« — sagte er — »so tödte ihn auf der Stelle, aber gieb ihm keine Gelegenheit, dich zu tödten.«

Die *Erziehung* wird im Allgemeinen vernachlässigt. Lesen, Schreiben und Stellen aus dem Koran hersagen, ist Alles, was die Jugend lernt. Die

Reichen schicken ihre Kinder zur höhern Ausbildung nach *Bombay*, *Calcutta* und auch wohl nach *Persien*. Namentlich machen die Aerzte ihre Studien in Persien, haben aber, besonders die Wundärzte, bei den Arabern kein Zutrauen. Die persische Sprache ist die Hofsprache und die der höhern Klassen. Einige Araber, die in Indien erzogen worden, verstehen auch Englisch. Ruschenberger fand in dem Hause eines solchen die Romane von *Walter Scott* und *Cooper*. Leider hat Mascat noch keine Buchdruckerei, die doch hier, unter der Herrschaft eines so aufgeklärten Sultans wie *Saïd Seïd*, unendlich viel Gutes stiften könnte.

Das im Umlaufe befindliche Geld besteht meist in Kupfermünzen. Vom *Schaka* gehen 72 bis 80 auf einen Dollar oder spanischen Piaster, und vom *Dschazzi* 20 auf einen *Mahudi*. Letztere ist eine Silbermünze und der eilfte Theil eines Dollars. Ausserdem sind spanische, persische und die meisten andern orientalischen Münzen im Umlauf.

Am 10. Oktober Morgens nahmen die Amerikaner vom Sultan Abschied, indem sie ihm zugleich, wie es nach Abschluss eines Vertrags Sitte ist, verschiedene Geschenke überreichten. Dasselbe geschah beim *Wali* und dem Capitän *Calfan*. — Der zwischen den Vereinigten Staaten und dem Sultan von Mascat geschlossene Freundschafts- und Handelstractat ist mit dem 30. Juni 1834, dem Tage der Ratification durch den Präsidenten, in Wirk-

samkeit getreten und gewährt den Bewohnern beider Länder die Freiheit wechselseitigen Handels und Aufenthalts. Die Zölle sind dieselben, welche die begünstigtsten Nationen geniessen. Am 1. Dezember (1835) erhielt der Commodore *Kennedy*, während er sich in *Bombay* befand, ein Schreiben vom Cap. *Calfan*, worin ihm dieser meldete, dass durch die Bemühungen des Sultans von den Gegenständen, die der *Peacock* bei der Insel *Mazeira* verloren, 11 Kanonen gerettet seien und ihm nach Bombay überschickt werden würden, was auch bald darauf geschah.

III.

DIEFFENBACHS REISEN IN NEU-SEELAND*).

Eine zu London unter dem Titel »Neu-Seeland-Compagnie« gebildete Actien-Gesellschaft erhielt im Jahre 1837 von der Regierung einen Freibrief zur Colonisirung von Neu-Seeland und kaufte im Jahre 1839 von den Häuptlingen der Eingebornen alles Land an der Bay *Port Nicholson*, an der Cooks-Strasse, bis 40 engl. Meilen aufwärts von dem schiffbaren Flusse *Erätonga*, der sich in diese Bay

*) *Travels in New Zealand*; with Contributions to the Geographie, Geologie, Botany and Natural History of that Country. By *Ernest Dieffenbach, M. D.*, late Naturalist to the New Zealand Company. 2 Voll. (Mit 5 Ansichten, aber leider ohne Karte). London, 1843.

ergiesst, zusammen an 20 Millionen Acres (etwa 1400 geogr. Gev. Meilen). Zur Untersuchung des Landes ging im Auftrage der Gesellschaft der Verfasser des vorliegenden Reisewerkes nach Neu-Seeland und verbrachte daselbst die Jahre 1839 bis 1841 mit Wanderungen und Forschungen in verschiedenen Theilen der nördlichen Insel. Wir haben im XVI. Jahrgange (1838), S. 92 u. ff. eine *allgemeine Beschreibung* der nördlichen Insel (der einzigen, die genauer bekannt ist und auf welcher sich Europäer niedergelassen haben) nach dem Berichte des englischen Missionärs *William Yate* mitgetheilt, aber was dieser aus *eigner Ansicht* kannte, beschränkte sich meist auf die nördlichen Gegenden, um die Insel-Bay *(Bay of Islands)*, wo die Missionen *Waimate* etc. liegen. *Dr. Dieffenbach* dagegen hat grösstentheils noch unbetretene Gegenden besucht und war namentlich der Erste, welcher den Berg *Egmont* bestieg, und viele Plätze in den nördlichen Theilen der Insel, so wie die malerischen und interessanten Seen nebst den heissen Quellen im Innern des Landes durch eigne Forschungen kennen lernte.

Wir übergehen die allgemeinen Bemerkungen, mit welchen der Verf. seine Reisebeschreibung eröffnet und welche hauptsächlich die Wichtigkeit einer brittischen Niederlassung auf Neu-Seeland zu zeigen, und die Insel als die für europäische Auswanderer am besten geeignete darzustellen bestimmt

sind, und empfangen ihn sogleich bei seiner Landung im *Königinn-Charlotten-Sund,* an der Cooks-Strasse, wo der *Tory*, das Schiff der Neu-Seeland-Gesellschaft, auf dem er die Ueberfahrt von England in 96 Tagen gemacht hatte, am 18. August (1839) also noch im Winter der südlichen Halbkugel, vor Anker ging.

Das Land am Charlotten-Sunde ist sehr gebirgig und dicht bewaldet. Ausläufer der Haupt-Gebirgskette nehmen ihre Richtung nach dem Meere und umschliessen amphitheatralisch kleine Buchten (*Cove's*) mit steilen Hügeln. Diese Buchten enthalten selten mehr als eine halbe Geviertmeile flachen Landes, aus leichter Erde mit Kies und Sand gemischt, bestehend. Hier sieht man gewöhnlich zur Zeit des Fischfanges einige Hütten von Eingebornen, welche hier auch den besten Boden für den Anbau der *Kumera* oder Süsskartoffel finden. Andere Feldfrüchte bauen sie lieber auf den Abhängen und in den Schluchten der Berge, wo sie die Waldung ausroden und dadurch einen frischen Boden erhalten. Die Felsarten sind theils gelblicher Thonschiefer, theils eine weiche Wacke, welche an manchen Stellen von Basaltmassen und Kieselschiefer durchbrochen werden. Die Oberfläche der Felsen hat wenig durch Verwitterung gelitten, ist aber mit einer mässigen, nur in der Nähe der vielen Bäche und in den Schluchten beträchtlich mächtigern Schicht Pflanzenmulm be-

deckt, welche, namentlich an der *Schiffbucht (Ship-Cove)*, wo der Tory lag, eine üppige Fülle von *Veronica, Myrten, Solanum, Karaka-Bäumen (Corynocarpus), Tutu (Coriaria)* und Flachs *(Phormium tenax)* hervorbringt. Höher hinauf sind die Abhänge der Berge mit Waldbäumen bekleidet, worunter der *Rimu (Dacrydium cupressinum), Totara (Podocarpus totara)*, und *Mai (Dacrydium mai)*, sämmtlich Nadelhölzer, am häufigsten vorkommen und die grösste Dicke erreichen. Dazwischen finden sich *Tawai (Leiospermum racemosum)* und *Hinau (Elaeocarpus hinau)* zerstreut. In den tiefern Lagen werden diese Waldstrecken fast undurchdringlich gemacht durch *Smilax*-Arten, welche eine grosse Länge erreichen und deren Beeren das Lieblingsfutter der schönen, mit allen Farben des Regenbogens glänzenden *neuseeländischen Taube (Columba spadicea)* sind. Hohe baumartige *Farnkräuter (Cyathea medullaris* und *dealbata)* gehören mit der *Kohlpalme (Areca sapida)* unter die schönsten Erzeugnisse der hiesigen Pflanzenwelt. Ganz unglaublich ist die Zahl der kleinern Farnkraut-Arten, von welchen man zu jeder Jahreszeit einige blühend findet. Stellenweise sieht man von Sturm oder vor Alter umgestürzte Bäume, welche in Folge der grossen Feuchtigkeit innerlich schnell faulen, obschon sie die äussere Gestalt noch lange behalten. Auf den Höhen der Berge giebt es nur wenig Holz; die Vegetation besteht hier vornehmlich in *Manuka*,

(Leptospermum scoparium), *Kahikatea* *(L. ericoides)*, dem *Essbaren Farnkraut (Pteris esculenta)*, *Euphorbium glaucum* und *Epacris paruiflora*. Der Kahikatoa hat zuweilen einen fussdicken Stamm und liefert das festeste und dauerhafteste Holz in Neu-Seeland, aus welchem auch die Eingebornen ihre Ackergeräthschaften verfertigen. Der Manuka vertritt die Stelle des Theestrauches, indem seine Blätter ein balsamisches und angenehmes Getränk geben. Auch der Flachs *(Phormium tenax)* wächst auf den Bergen, wie überhaupt allenthalben, an trocknen sowohl als sumpfigen Stellen und selbst am Meeresstrande, wo er doch der Benetzung vom salzigen Meerwasser ausgesetzt ist. Die auf den Berggipfeln vorkommenden Bäume sind verbuttet und die Waldung ist hier zugänglicher, da die Schlingpflanzen selten über 800 Fuss Meereshöhe gedeihen.

. . . Der Verf. erstieg die zwei höchsten Berge im Hintergrunde der Schiffsbucht *(Ship Cove)*, welche vom Ankerplatze nordwestlich und südwestlich lagen. Letzterer wurde durch trigonometrische Messung 900 (engl.) Fuss hoch gefunden; die Höhe des Ersteren war dem Siedepunkte des Wassers (208° F. bei 40° F. Temp.) zufolge 2093 Fuss. Andere benachbarte Berge schienen nicht über 1200 F. zu haben. Der Eingeborne, welcher den Verf. begleitete, kannte die Namen aller Gewächse und Vögel, und erzählte unterwegs in gebrochenem Englisch Allerlei von furchtbaren Thieren oder auch Göttern, welche man auf dem

Gipfel der Berge finden würde, und die den armen *Maori* (Eingebornen) unfehlbar fressen, dem *Pakea* (Fremden) aber kein Leid zufügen würden. Er schien aber mit diesen Erzählungen den Verf. nur vom Weitergehen abhalten zu wollen. In den niedern Bezirken gab es eine Menge Vögel, namentlich Papageien (*Kaka, Nestor meridionalis*), Tauben (*Kukupa, Columba Spadicea*) und *Kokako* (*Glaucopis cinerea*), so wie den niedlichen Fliegenfänger mit dem Fächerschwanze (*Pirwakawaka, Muscicapa flabellifera*) und einen geselligen Vogel von gelber Farbe (*Popokatea, Orthonyx heterolytus*), der in seiner Lebensweise viel Aehnliches mit dem Finken hat. Diese Vögel waren übrigens die einzigen Geschöpfe des Thierreichs; nicht ein einziges Insekt (?) war zu sehen. Die kleinern Vögel waren sehr zutraulich und kamen so nahe, dass man fast die meisten hätte mit den Händen fangen können. Noch unbelebter waren die Gipfel der Berge, wo nur der weissbrüstige *Pivoitoi* (*Motacilla longipes*) auf den Zweigen nach kleinen zweiflügeligen Insekten umherhüpfte. Hier fand man Schnee und das Thermometer zeigte + 41° (F.).

Andere Ausflüge machte *Dieffenbach* nach der Insel *Motuara* und nach *Anaki* oder der Menschenfresser-Bucht (*Cannibals Cove*). Die Insel Motuara hat viel trefflichen Boden mit Pflanzungen der Eingebornen. Trotz dem noch anhaltenden Winter stand schon viel Gesträuch in der Blüthe; namentlich schmückten die Bäume ganze Gewinde von den

weissen Blüthen einer Schlingpflanze (*Clematis albida*), die auch auf Van Diemens-Land heimisch ist. Der Verf. galubt, dass sie nach unsern Gegenden verpflanzt werden könnte und eine Zierde unserer Parks seyn würde. Eingeborne halten sich hier nur zeitweilig auf. Ansässig dagegen ist ein kleiner Stamm auf *Anaho*, dessen Häuptling *Nga-reiva* nebst seinem Weibe und Sohne, eine Zeit lang tägliche Gäste an Bord des Tory waren. Als der Verf. hier landete, kamen alle Bewohner aus ihren Hütten und empfingen ihn und seine Begleiter mit freundlichem Handschütteln. Unter den Häusern befand sich ein grösseres, welches für einen Engländer gebaut war, der zu Ende der Walfischfang-Zeit unter ihnen zu wohnen pflegte. Sein Haus war zugleich der Versammlungsort für den ganzen Stamm, welcher durch einen Eingebornen zum Christenthume bekehrt war, der sich bei den Missionären an der *Insel-Bay* aufgehalten hatte und lesen und schreiben konnte. Auch in Anaho hatten sich bereits Einige diese Fertigkeiten zu eigen gemacht. Diese Leute waren überhaupt in guten Umständen und hatten eine Fülle von Lebensmitteln, so dass die Besatzung des Tory sich zu wohlfeilen Preisen mit Kartoffeln und Schweinen versehen konnte. Von den benachbarten Walfisch-Stationen hatten sie europäische Kleidungsstücke für ihre Vorräthe eingetauscht. *Dieffenbach* war erstaunt, in diesem nach den Begriffen so vieler

Reisenden wilden, verrätherischen und grausamen Volke, offene, zutrauliche und gastfreie Menschen zu finden, welche ihm auf seinen häufigen Ausflügen die grössten Dienste leisteten. Einige Familien hatten sich bald nach der Ankunft des Tory in der Schiffsbucht dem Ankerplatze gegenüber niedergelassen; die Weiber wuschen für die Mannschaft und die Männer halfen bei der Ausbesserung des Schiffes. Das gute Vernehmen wurde bloss auf eine kurze Zeit durch einen zänkischen Kerl, *Hundsfell* (*Dogskin*) genannt, unterbrochen. Die Schiffsbucht gehörte als Eigenthum einem gewissen *E Hiko* (Schweif), dem Sohne des verstorbenen Häuptlings und Kriegers *Tupahi*, eines in England, welches er besucht hatte, wohlbekannten Eingebornen. *E Hiko* hatte an der Schiffsbucht ein Kind begraben und diese Stelle war daher *tapu* (heilig). *Dogskin*, der sich für einen Bevollmächtigten des *E Hiko* ausgab, verlangte daher trotzig von den Engländern ein *Utu* (eine Geldentschädigung), liess aber mit sich handeln und begnügte sich mit einem Geschenke von Tabak, wofür er die Erlaubniss gab, so viel Holz und Wasser zu nehmen, als man brauchte.

Ausser den Eingebornen von *Anaho* wurden die Engländer auch öfters von Leuten aus benachbarten Gegenden besucht. Von diesen hörte man unter Andern, dass es eine Durchfahrt aus der *Königin-Charlotten-Bay* nach der *Wolkigen Bay* (*Cloudy-Bay*) gebe und dass in dersel-

ben eine Wallfisch-Station errichtet sei, wo mehre Engländer sich aufhalten. Capitän *Cook*, schon vermuthete das Vorhandenseyn einer solchen Durchfahrt, hat aber den südlichen Eingang derselben auf seiner Karte von der nach ihm benannten Strasse nicht verzeichnet. Ein anderer Gast am Bord des Tory war *Te Wetu* (der Stern), der Häuptling von *Rangitoto* (Abendroth), oder *D'Urvilles Insel*, ein Seeländer der alten Schule, der sehr bestrebt war, sich angenehm zu machen. Er fand grossen Geschmack an den Freuden der englischen Tafel und verweilte mehre Tage auf dem Schiffe, wo er sich schnell in die europäische Etiquette schicken lernte und stets guter Laune war. Ueberhaupt bemerkte *Dieffenbach*, dass Fröhlichkeit und Sehart immer ein Echo in der Brust der Neu-Seeländer finden und die besten Mittel seien, ihre Zuneigung zu gewinnen. — Die geographische *Breite* des Ankerplatzes wurde zu 41° 5′ 45″ südlich, die *Länge* zu 174° 20′ 15″ östlich (von Greenwich) und die *magnetische Abweichung* zu 14° 20′ östlich gefunden.

Es wurde Anstalt gemacht, die erwähnte Durchfahrt zu erforschen und sogleich ein Bote nach der Wallfisch-Station *Te-awaiti* abgeschickt, welcher bald mit zwei Engländern zurückkehrte. Einer derselben führte den Tory als Lootse. Die Durchfahrt erhielt den Namen *Tory-Canal* (*Tory Channel*), da es sich ergab, dass der Tory das erste Schiff war, welches ihn genau erforschte, obgleich schon

früher englische Walfischfänger, ohne viel davon zu wissen, in denselben eingelaufen waren. Als *Dieffenbach* bei *Te-arva-itl* landete, fand er Alles in voller Thätigkeit; überall sah er Reste der getödteten Walfische, ungeheure Schädel, Wirbelsäulen, Schulterblätter, Finnen etc.; in grossen Kesseln kochten viereckige fussgrosse Stücke Speck, mit deren Ueberbleibseln, nachdem der Thran ausgesotten war, das Feuer unterhalten wurde. Im Trockenhause war ein Eingeborner von *Australien* (Neu-Holland) angestellt, dessen Geschick und Fleiss der Aufseher sehr rühmte. Das Dorf besteht aus hölzernen Häusern, meistens aber nur mit Schlingpflanzen und Schilf gedeckt, ein Stockwerk mit 2 oder 3 Zimmern und einen geräumigen Rauchfang enthaltend. Der Fussboden ist von geschlagenem Lehm. Alle diese Häuser sind von Eingebornen gebaut und nicht schlechter als in manchen europäischen Dörfern. Es sind etwa 40 Engländer hier, die sämmtlich eingeborne Weiber haben. Die Kinder, 21 an der Zahl, sahen nicht übel aus und zeigten wenig Spuren einer Mischlingsrasse. Die Haut war weniger dunkel als bei den Bewohnern des südlichen Frankreichs. Von der Mutter haben sie in der Regel das hübsche Auge und das glänzende schwarze Haar, doch giebt es auch blonde und blauäugige. Wenn man in ein Haus kam, fand man die Mutter mit den Kindern gemeiniglich um das Feuer sitzend und Tabak rauchend. Alle em-

pflogen die Fremden mit *Tewi-ra kokoe paka* (Willkommen Fremder!). Diese Weiber verrichten alle häuslichen Arbeiten und übertreffen die Männer an Nüchternheit und ruhigem Betragen.

Es bestehen eigentlich drei Walfischereien in *Te-awa-iti* und in der nahegelegenen, von ihrem Eigenthümer so benannten *Jacksons-Bay*. Diese Etablissements haben eine Anzahl mit Weissen und Eingebornen bemannter Boote in Dienst. Zuweilen finden sich auch andere Bewohner der Bucht mit eignen Booten ein und verkaufen ihren Thran an die Europäer. Die Mannschaft der Boote empfängt eine gewisse Bezahlung entweder für jeden gefangenen Walfisch oder für jede Tonne Thran; ihr Hauptgewinn besteht aber darin, dass sie ihre ärmeren Theilnehmer am Geschäft in Lebensbedürfnissen und Luxusartikeln, namentlich Tabak und geistigen Getränken bezahlt, welche diese zu übertrieben hohen Preisen anzunehmen gezwungen sind. Gleichwohl ist der Gewinn daran nicht so gar gross, denn man hat es mit einem rücksichtslosen Gesindel zu thun, weggelaufenen Matrosen und Sträflingen aus Neu-Südwales, welche sich kein Gewissen daraus machen, oft in der besten Arbeit auf und davon zu gehen. Die gegenseitige Eifersucht der verschiedenen Unternehmer, das System, einander die Arbeiter durch jedes Mittel abspänstig zu machen, der Charakter der Bevölkerung selbst und der allgemeine Genuss verfälschter oder verdorbener geistiger Ge-

tränke — alles dieses hat einen gesellschaftlichen Zustand hervorgerufen, bei dem man sich in Verbindung mit der herrschenden Gesetzlosigkeit, wundern muss, dass Verbrechen gegen Eigenthum und Personen nicht häufiger sind als sie wirklich vorkommen. Was den Verf. angenehm überraschte, war die Bemerkung, dass der Charakter der Eingebornen durch diesen Zustand der Dinge wenig berührt worden war. Es kam ihm kein einziger Fall von Trunkenheit vor, obschon sie stets mit den Europäern in den Booten zusammenleben. — Im Sommer sind die Walfischfänger über den ganzen Sund zerstreut; einige treiben zuweilen etwas Handel mit Kartoffeln und Schweinen, die sie an die vorbeifahrenden Schiffe absetzen, die meisten aber sind müssig. Doch giebt es auch Einzelne, welche sich mit der Bearbeitung kleiner Felder beschäftigen und in verhältnissmässigem Wohlstand leben, da alle europäischen Küchengewächse trefflich gedeihen. Auch das Geflügel nimmt von Jahr zu Jahr zu. Ziegen kommen besser fort als Hornvieh, dessen Verbreitung der fast gänzliche Mangel an Weideland und Gras hinderlich ist.

Die Zahl der auf den acht Hauptstationen von Neu-Seeland (*Te-awa-iti*, *Cloudy-Bay*, *Parurua*, *Banks Halbinsel*, *Eingangs-Insel*, *Evans-Insel*, *Taranaki* und *Tafel-Cap*) jährlich gefangenen Walfische ist im Durchschnitt 120. Jeder Walfisch giebt 6 Tonnen Thran, welcher, bevor die Nieder-

lassungen der Neu-Seeland-Compagnie errichtet wurden, an Ort und Stelle an kleine Schiffe verkauft oder nach *Sydney* (Neu-Südwales) geschickt wurde, wenn nämlich der Fang für Rechnung dortiger Kaufleute geschah. Die an der Spitze der Stationen in Neu-Seeland standen, erhielten für die Tonne 10 Pf. St., was aber nur der Nominal-Preis war; denn die wirkliche Bezahlung erfolgte in theuern und schlechten Kleidungstoffen, Fischergeräthschaften und hauptsächlich in verfälschten Getränken. Derselbe Thran wird in *London* mit 27 Pfd. St. die Tonne bezahlt. Der Geldwerth alles Thrans von diesen Stationen ist also höchstens 20000 Pf., wozu etwa noch 3000 Pf. für Fischbein kommen, welches den Fischern mit 78 Pf. die Tonne bezahlt und in London für 122 bis 130 Pf. verkauft wird. Ein grosser Fisch giebt etwa 5 Centner Fischbein.

Die Art, wie der Fang bei Neu-Seeland betrieben wird, ist der Walfischerei im Allgemeinen sehr nachtheilig und die Zahl der Thiere nimmt von Jahr zu Jahr ab. Das Weibchen (die »Kuh«) kommt nur dann an die Küsten, wann es gebären und das Junge (»Kalb«) aufziehen will. Später im Jahre, wenn das Kalb eine gewisse Grösse erreicht hat, verlassen die Weibchen die Küsten und kehren in ihr eigentliches Element, den s. g. Fanggrund (*Whaling-ground*), zurück, wo die Männchen alle aus der Verfolgung durch den Menschen entspringenden Gefahren mit ihnen theilen. Der Verf. hält

eine gesetzliche Verfügung für nothwendig, wodurch die Küstenfischerei gänzlich verboten und auf gewisse Bezirke in der Entfernung davon beschränkt werden sollte. Die Kälber zu tödten, um die Mutter mit zu fangen, oder sich der Letztern im Stande der Trächtigkeit zu bemächtigen, ist nicht bloss ein grausames, sondern auch ein schädliches Verfahren, das aber schon jetzt seine Strafe mit sich zu führen beginnt. In wenigen Jahren wird dieser Handel, von dem *Neu-Seeland* vermöge der geographischen Lage des Fanggrundes fortwährend der Mittelpunkt bleiben könnte, vernichtet seyn. — Die sonst bei Neu-Seeland so häufigen *Robben* sind aus derselben Ursache, weil sie auf gleiche unüberlegte Weise gefangen worden, schon jetzt gänzlich verschwunden. Unglücklicherweise herrscht der Glaube, dass das Walfischweibchen während der Trächtigkeit oder unmittelbar nach derselben den meisten Thran liefere. *Dieffenbach* glaubt mit Recht, diess für ungegründet halten zu dürfen. Es wird durch die Erfahrungen an andern Säugthieren und auch durch die Fischerei auf den Fanggründen widerlegt, welche im Durchschnitt ergiebiger ist als die Küstenfischerei *).

*) Der Verf. bemerkt in einer Note, dass, französischen Berichten zufolge, der Walfischfang 1842 bei *Neu-Seeland* gänzlich fehlgeschlagen, und dass die meisten Schiffe sich nach der Nordwestküste von Amerika begeben haben.

Nach einigen naturhistorischen Ausflügen des Verf. in der Umgebung von *Te-awa-iti* begab sich der Tory wieder nach dem *Charlotten-Sund* und dann weiter nach der *Wolkigen Bay* und *Port Nicholson*. Hier wurde bis zum 4. Okt. verweilt und der Agent der Neu-Seeland-Compagnie brachte in dieser Zeit den Ankauf des Landes zu Stande. »Fast drei Jahre« — sagt *Dieffenbach* — »sind seit unserm ersten Besuche verflossen, und schon ist eine früher kaum bekannte und selten von Europäern betretene Stelle der Sitz einer grossen Niederlassung mit beinahe 5000 Einwohnern geworden. Wo damals einige Hundert Eingeborner in rohen Dörfern, in Furcht vor ihren Nachbarn aber sehnsüchtig nach dem Verkehr mit Europäern lebten, und eben erst durch eingeborne Missionäre die Anfänge des Christenthums sich eigen zu machen begonnen hatten, steht gegenwärtig eine Stadt (*Wellington*) mit Waarenspeichern, Schiffswerften, Wirthshäusern, Gartenbau- und wissenschaftlichen Vereinen, Rennbahnen (Kirche, Schule, Hafen und Theater), kurz, mit Allem, was zum Räderwerk einer gesitteten und gewerbfleissigen bürgerlichen Gemeinde gehört. An derselben Stelle, wo ich mich an dem wilden Anblick der Natur ergötzte und wo die noch rohen und ungezähmten Eingebornen im Einklange mit der sie umgebenden Natur lebten, sieht man jetzt den rastlos thätigen Europäer rings um sich die

Vortheile und (leider auch) die Nachtheile unserer Gesittung und Handelsbetriebsamkeit verbreiten.«

Port Nicholson ist eine Landzunge, welche von Nordost nach Südwest läuft und in Südosten durch die tief eingeschnittene *Palliser Bay*, in Nordwesten aber durch die Einbucht der Tafel-Insel (*Table-Island*) oder *Mana* gebildet wird. Die äusserste Spitze dieser Landzunge ist das *Cap Te-ra-nviti*. Die Cooks-Strasse ist hier am schmalsten und nur 30 Meilen breit. Der Fluss *Eritonga* (oder *Hutt*) ergiesst sich hier ins Meer und hat dem Eingange des Hafens gegenüber ein Delta gebildet. Etwa 40 Meilen landeinwärts sieht man von Nord nach Süd eine Bergkette (die *Tararua*), welche schon zeitig im Herbste mit Schnee bedeckt wird. Sie erstreckt sich bis gegen die Mitte der nördlichen Insel. Westwärts von dieser Mitte, gegen *Cap Egmont*, ist das Land vergleichungsweise flach und nur leicht gewellt, mit Ausnahme des *Mount Egmont*, der ziemlich frei steht. Ausläufer der Tararua-Kette begränzen Port Nicholson an der Westseite bis zum Cap *Te-ra-nviti*. Die Felsarten sind Thonschiefer mit Unterbrechungen von rothem, schwarzem oder grünlichem Lydischen Stein. An einzelnen Stellen ist der Thonschiefer von körniger Beschaffenheit und giebt einen guten Baustein. Gegen 20 Meilen aufwärts im Thale des *Eritonga* werden auch Trapp-Gesteine angetroffen. Man empfindet zuweilen leichte Erderschütterungen in Port

Nicholson. Der Hafen der neuen Niederlassung hat guten Ankergrund und ist vor den beinahe zwei Drittel des Jahres herrschenden Nordwestwinden geschützt. Nur die Einfahrt ist etwas schwierig, aber doch sind bis 1842 mehr als 200 Fahrzeuge vollkommen sicher eingelaufen. Der Boden, wo die Stadt *Wellington* steht, ist flach, sandig, mit Schalthier-Resten und fruchtbarer Gartenerde gemengt. Das Thal des *Eritonga* ist nicht minder fruchtbar und der Ausbreitung der Niederlassung landeinwärts in hohem Grade günstig.

Die Eingebornen von *Port Nicholson* gehören zu dem grossen Volkstamme *Nga-te-awa* (Flussvolk, Flussbewohner) und mögen an 1500 Köpfe stark seyn. Sie sind in besondere kleine Horden abgetheilt, welche in den verschiedenen Buchten des Hafens leben. Die jetzigen Eingebornen sind aber nicht die ursprünglichen ältern Bewohner des Landstriches, sondern haben ihn einem andern Stamme, dem *Nga-te-Kahohunu* entrissen, nachdem sie selbst aus ihren ehemaligen Wohnplätzen am Fusse des *Mount Egmont* vertrieben worden waren. Sie empfingen die neuen Ankömmlinge vom Tory mit allen Zeichen der Freundschaft, horchten auf ihre Vorschläge, überlegten Alles mit grosser Ruhe und Einsicht, und willigten endlich in den Verkauf des Landes, obschon ein Häuptling, *Puakawa* (bittere Saudistel) genannt, lebhafte Einwendungen machte und in einfacher aber feierlicher

Rede sein Volk vor der Habsucht der Europäer warnte, und auf das Schicksal der *Australier* und *Tasmanier* hinwies. Die Europäer versprächen zwar, sagte er, gute Brüderschaft, aber sie wären Leute, die »nur mit den Lippen redeten« (*tangata ngutu kau*). Er wurde jedoch überstimmt. Als *Dieffenbach* zum zweiten Mal nach *Port Nicholson* kam, fand man auf einem Felde in der Nähe des Dorfes den verstümmelten Leichnam des armen *Puakava*, dem der Kopf abgeschnitten und das Herz ausgerissen war. Einige Männer vom Stamme *Nga-te-Kahohunu*, voll Rachsucht für die frühern Beleidigungen und durch den jetzt erfolgten Verkauf des Landes noch mehr erbittert, waren aus den umliegenden Gebirgswäldern herabgestiegen und hatten ihre Wuth an dem Häuptling ausgelassen, welcher trotz seiner frühern Widersetzlichkeit später ein aufrichtiger Freund der Europäer geworden war.

Im Verlauf des Oktober untersuchte der Tory die *Wolkige Bay* (*Cloudy Bay*) nebst mehren Walfisch-Stationen in der Umgebung der Inseln *Kapiti* (Cooks *Entry Island*) und *Tohomapura* (*Evans Island*), welche Letztere von einer englischen Walfischer-Gesellschaft bewohnt wird. Ein wenig ostwärts vom südlichen Ende der Insel Kapiti liegen zwei andere kleine Inseln. Die äussere heisst *Tauramoria* oder *Rauparahas-Insel*, weil sie der gewöhnliche Wohnplatz dieses Häuptlings ist; die innere ist kleiner und heisst *Motu Narara*, auch

Hiko's Insel, weil ein Häuptling dieses Namens hier seinen Sitz hat. Auf beiden Inseln sind Niederlassungen amerikanischer Walfischfänger. Der Tory war an letzterer Insel kaum vor Anker gegangen, als ein Boot mit Walfischern von der *Evans-Insel* nebst einem mit Eingebornen besetzten Canot ankam. Von diesen erfuhr man, dass am Morgen desselben Tages am sandigen Strande des Hauptlandes (der Nördlichen Insel), etwa drei Meilen vom Ankerplatze des Tory, ein Gefecht vorgefallen sei zwischen Leuten des Stammes *Nga-te-arva*, die hier ein grosses befestigtes Dorf, Namens *Waikanahi*, bewohnen, und einem andern Stamme, *Nga-te-raukaua*, der vor mehren Jahren aus dem Innern des Landes gekommen war und sich an den Küsten der Cooks-Strasse niedergelassen hatte, wo er ein Dorf bei *Otaki*, etwa 15 Meilen nördlich von Waikanahi, inne hat. Es waren auf beiden Seiten viele Menschen getödtet und verwundet worden, und die *Nga-te-raukaua* hatten sich besiegt zurückziehen müssen. *Dieffenbach* fand es seiner Pflicht gemäss, als Wundarzt Hilfe zu bringen, und begleitete den Obersten *Wakefield*, welchen der Häuptling *Rauparaha* gebeten hatte, nach der Evans-Insel zu kommen. Hier fanden sie den Häuptling nebst seinem Weibe *Etope* auf der Erde sitzend, beide in Matten und Tücher gehüllt und mit rother Ochererde bemalt. *Rauparaha* war ein Mann von 50 bis 60 Jahren, hatte auffallend jüdische Gesichtszüge, eine Adlernase und eine

pfiffige Physiognomie. Sein Benehmen war sehr unruhig; er sprach wenig und schien über den Ausgang des Gefechts sehr niedergeschlagen. Allgemein hielt man ihn für den Anstifter des Zwistes und den heimlichen Unterstützer der *Nga-te-rau-kaua*, was er jedoch läugnete. Am folgenden Tage begab sich *Dieffenbach* nach *Waikanahi*, wo das Schlachtfeld einen traurigen Anblick gewährte. Sechzehn vom Stamme *Nga-te-ava* waren getödtet und viele schwer verwundet. Der Verf. war fast den ganzen Tag mit den Letztern beschäftigt, welche sich mit grosser Standhaftigkeit den nöthigen Operationen unterwarfen. Nur ein Einziger, dessen Bein gänzlich zerschmettert war, zog der Amputation den Tod vor. In Ertragung körperlicher Schmerzen steht der Neuseeländer gewiss keinem Europäer nach, wenn er auch die stoische Unempfindlichkeit des amerikanischen Indiers nicht an den Tag legt. Das ganze Dorf war versammelt und obschon tiefe Trauer auf jedem Gesichte lag, empfing man die Europäer doch mit der grössten Aufmerksamkeit und Herzlichkeit, und die Dankbarkeit für die geleistete ärztliche Hilfe war unbeschreiblich. Um ihren Schmerz über den Verlust der Gatten, Brüder und Söhne auszudrücken, hatten sich mehre Weiber das Gesicht, die Arme und die Beine mit scharfen Muschelschaalen zerschnitten und tiefe heftig blutende Wunden beigebracht. Die im Kampfe verwundeten Männer waren von *Waikanahi* nach dem

vornehmsten befestigten Platze (*Pa*), etwas weiter nördlich, gebracht worden. Dieses Dorf stand auf einem Sandhügel und hatte hübsch gebaute Häuser. Alles war in reinlichem und gutem Stande und übertraf in dieser Hinsicht manches europäische Dorf. Die Bevölkerung schien zahlreich. Es leben hier verschiedene eingeborne Missionäre; einige davon sind freigelassene Sklaven der *Nga-te-awa*, und man erwartete eben die Ankunft eines Missionärs der englischen Hochkirche aus der Insel-Bay, welcher hier seine Wohnung aufschlagen wollte und für den bereits eine Kirche gebaut worden war. Was noch mehr ein sehr günstiges Zeugniss für den verbesserten sittlichen Zustand der *Nga-te-awa* ablegte, war, dass sie nicht nur ihre eignen im Kampfe gefallnen Krieger begruben, sondern auch die feindlichen Todten, anstatt sie zu verzehren, in einem gemeinschaftlichen Grabe nebst ihren Matten, Musketen etc. beerdigten, ja sogar dieses Grab wie das der Ihrigen, einzäunten und es für *tapu* erklärten.

Der Tory untersuchte mehre kleine Inseln in und vor der *Cooks-Strasse*, deren ins Einzelne gehende Beschreibung wir hier nicht mittheilen können, und machte dann eine Fahrt längs der ganzen Nordküste der genannten Strasse. Von *Waikanahi* an, der Eingebornen-Niederlassung, Kapiti gegenüber, besteht diese Küste aus niedrigen und unregelmässigen Erhöhungen, theils kahlen Sanddünen, theils mit Farnkraut bewachsen, und an Frucht-

barkeit zunehmend, je weiter sie vom Meere landeinwärts liegen. Hier ist der ganze Strich, etwa 3 bis 4 Meilen von der Küste, von einem waldigen Lande begränzt, welches allmählich in hohe, den Winter hindurch mit Schnee bedeckte Bergrücken übergeht. Diese nicht über 3000 Fuss hohen Berge gehören zu einer sich bis ins Innere der (Nördlichen) Insel erstreckenden Reihe und bilden ein Ganzes mit dem malerischen Rücken hinter *Port Nicholson*, welche die Aussicht aufwärts im Thale des *Eritonga* schliessen. Die äussere Gestalt aller dieser Gebirge ist sehr einförmig: langgestreckte Rücken mit schmalen Kämmen und einzelnen etwas höhern Kuppen. Die Waldregion reicht nahe bis an den Gipfel und an manchen Stellen sind sie gänzlich mit Wald bedeckt. Beide Ketten sind durch eine Spalte geschieden, welche das Thal des Flusses *Manawatu* bildet. Ausserdem gewähren diese Gebirge eine gute geographische Eintheilung, da von der einen Seite derselben die Wasser in die *Cooks-Strasse*, zwischen Port Nicholson und *Cap Egmont*, von der andern nach der Ostküste theils in die *Falken-Bay* (*Hawkes-Bay*) theils in den *See Taupo* fliessen. Alle diese Flüsse haben einen kurzen Lauf, sind aber wegen der vielen Zuflüsse sehr wasserreich und schwellen bei heftigem Regen oft plötzlich an, so dass sie ihre flachen Ufer überschwemmen und grosse Baumstämme, besonders Fichten und Kiefern, mit sich fortreissen.

Unter allen diesen Flüssen ist der *Manawatu* der längste, da er in dem am weitesten landeinwärts liegenden Gebirge *Ruapahu* entspringt. An der Mündung, unter 40° 27′ 23″ südl Br. ist er bei halber Fluth etwa 300 Yards breit. Sein Lauf ist sehr gewunden und er kehrt oft, nachdem er einen Bogen von mehren Meilen beschrieben, bis auf ¼ Meile zu derselben Stelle zurück, bildet aber dadurch mehre inselartige Strecken des fruchtbarsten Landes. An der Mündung haben die Nordwest- und Südwest-Winde eine Bank angehäuft, über der der Fluss nur 6 bis 8 Fuss tief ist, aber jenseits derselben ist er an 50 Meilen aufwärts für kleine Fahrzeuge schiffbar und die Eingebornen von *Tuupo* kommen oft in ihren Kähnen in die Cooks-Strasse herab. Der Verf. macht auf die grosse Wichtigkeit des *Manawatu* für die Ansiedler an der Cooks-Strasse aufmerksam, um so mehr, da er in seinem obern Laufe eine leichte Verbindung mit dem in die Falken-Bay fliessenden *Hauriri* darbietet, an dessen Ufern sehr fruchtbares Land liegt. Weiter westlich, vom *Ruapahu*-Gebirge bis zum *Mount Egmont*, ist das Land vergleichungsweise flach. Der höchste Gipfel des *Ruapahu* misst an 9000 (engl.) Fuss und geht über die Schneelinie hinaus.

Auf der weitern Fahrt längs der Nordküste der Cooksstrasse verliess *Dieffenbach* Ende November den Tory und stieg nördlich von der *Zuckerhut-Spitze* (*Sugarloaf-Point*) ans Land, um den *Mount Egmont*

zu besteigen und unterwegs geognostische und botanische Beobachtungen zu machen. Der Boden ist in der Nähe der erwähnten Landspitze mit grossen Blöcken bedeckt, welche aus plutonischen Gesteinen, wie Basalt, Grünstein, Trachyt etc. bestehen, die zu einem äusserst festen Conglomerat verbunden sind und sich wie ein Lavastrom vom Mount Egmont bis ans Meer erstrecken, wo sie nicht weiter verfolgt werden können. Wo das Wasser diese Gesteine bespült hat, ist das Conglomerat ausgezeichnet fest, augenscheinlich in Folge der chemischen Einwirkung des Salzwassers, entweder auf die Theilchen des Schwefelkieses, woran mehre Felsarten sehr reich sind, oder auch auf den schwarzen Titaneisensand, der am Strande gefunden wird. An manchen Stellen ist diese chemische Action von Wärmeentwickelung begleitet, was man vorzüglich nach der Fluth bemerkt wenn das Meer kleine Pfützen zwischen den Blöcken zugelassen hat. Auch empfindet man etwa eine Meile von der Fluthgränze einen starken Geruch von geschwefeltem Wasserstoffgas. Die Eingebornen erzählen eine drollige Geschichte von einem *Atua* (Geiste), welcher hier ertrunken seyn und von dessen Verwesung dieser Geruch herrühren soll. An einigen Stellen sind die sandigen Dünen in geringer Entfernung von der Küste mit einer harten Rinde von oxydirtem Eisenthon überzogen, welcher die wunderlichsten Gestalten von Röhren, Becken etc. angenommen hat. Alles diess liefert den Beweis,

dass die Thätigkeit der vulkanischen Kräfte, deren Mittelpunkt der 25 Meilen entfernte *Egmont* gewesen, sich sehr weit erstreckt habe.

Neptunische Gebilde zeigten sich zu beiden Seiten der Zuckerhut-Spitze. Sie bestanden in Klippen von gelbem Thon und enthielten an einigen Stellen versteinertes Holz (nicht Schwarz- oder Braunkohle), von einer blassen schwarzen Erde umhüllt. Gegen *Mokau* sind diese Gebilde besonders häufig sichtbar und sie machen überall einen der merkwürdigsten Züge in dem geologischen Gemälde von Neu-Seeland aus. Etwa zehn Fuss über dem Meeresspiegel liegend, bestehen sie aus Ueberresten von Bäumen, deren Arten noch auf der Insel vorhanden sind, und zeigen unwiderlegbar, dass eine Erhebung des Landes über den Meeresspiegel Statt gefunden hat, zu einer Zeit, wo hier dieselbe Vegetation wie gegenwärtig existirte. Thierische Reste fand *Dieffenbach* nirgends in diesen Formationen.

Eine von den *Zuckerhut-Inseln* (*Sugarloaf-Islands*) besteht aus *neptunischen* Niederschlägen, nämlich aus gelbem und weichem Sandstein. Die übrigen Inseln aber sind steile kegelförmige Massen von graulichem, viel Feldspath enthaltenden Trachyt und zeigen ausser *Phormium tenax*, *Mesembryanthemum australe*, *Pteris esculenta*, *Peperomia d'Urvillei*, *Microialia australis* etc. etc. keinen Pflanzenwuchs. Den Fuss dieser Trachytmassen umschwimmen zahlreiche Arten von Seetang.

Südlich von der Zuckerhut-Spitze bis *Cap Egmont* und *Waimati* fällt das Land vom *Mount Egmont* zur Seeküste sehr sanft ab. Der Boden ist überhaupt rings um den Fuss dieses Berges so flach, dass dieser fast unmittelbar aus der Ebene emporzusteigen scheint. Die Küsten sind mässig hoch und bestehen aus einem gelblichen sandigen Lehm, dessen obere Decke fruchtbare Dammerde ist, die gegen den Fuss des Berges an Tiefe zunimmt. Nahe am Strande ist leichter mit Sand gemischter Boden. Im Allgemeinen ist das Land drei bis vier Meilen von der Küste offen und hat eine einförmige Pflanzendecke, hauptsächlich Flachs und Farnkräuter. Nur in den kleinen Vertiefungen und Thälern sieht man Baumgruppen oder auch Sümpfe mit Binsen und Rohr. Zahllose kleine Flüsse ergiessen sich, kaum eine Meile von einander entfernt, ins Meer. Sie kommen theils vom Egmont, theils aus kleinen Seen.

Die Gruppe der Zuckerhut-Inseln besteht aus fünf Hauptinseln: *Pararaki*, *Paparoa*, *Mikotai*, *Moturoa* und *Motumahanga* nebst mehren Klippen und Riffen. Die Eingebornen nennen das Ganze nur *Nga Motu* (die Inseln).

Diese Leute konnten nicht begreifen, warum *Dr. Dieffenbach* den *Egmont* besteigen wolle. Sie suchten ihn angelegentlich davon abzubringen, indem sie ihm vorstellten, der Berg sei *tapu* und es wären

Verlag von J.G.Calve in Prag.

Rybicka. sc.

BERG EGMONT AUF NEU-SEELAND.

Verlag von J.G.Calve in Prag.

ngarara (Krokodile? *) dort, welche ihn fressen würden. Auch sollte der geheimnissvolle Vogel *Moa* (eine Art Strauss, von dem sich aber nur fossile Knochen vorfinden) dort hausen. Der Verf. antwortete, er fürchte sich nicht vor diesen Hirngespinnsten, und wenn sie ihr Land theuer verkaufen wollten, so müsse er es doch erst sehen und untersuchen; es wäre möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich, dass er *Monikoura* (Gold) auf dem Berge finde, und sollte er, wenn sie ihm keinen Wegweiser gäben, allein den Gipfel erreichen, so würde er, ihrem eignen Brauche gemäss, den Berg *tapu* machen. Dadurch liess sich denn ein alter *Tohunga* (Priester) bewegen, ihm den Weg zu zeigen, so weit wenigstens, als er ihm selber bekannt wäre, und *Dieffenbach* machte sich, ausserdem noch von einem amerikanischen Mestizen begleitet, am 3. Dezbr. auf den Weg. *Tangutu*, so hiess der Führer, war zu diesem Geschäft besonders tauglich. In den Kriegen zwischen den *Nga-te-awa* und den *Waikato* hatten die Letztern seine zwei Weiber zu Sklavinnen gemacht; er selbst entfloh auf den Berg, wo sie ihn nicht finden konnten. Da er auch alle seine Verwandten verloren hatte, so blieb er hier

*) So übersetzt der Verf., wohl unrichtig, das neuseeländische Wort. Im Wörterverzeichnisse (2. Theil, S. 376) steht *Ngarara, a creeping thing, a lizard*, (ein kriechendes Ding, eine Eidechse).

und baute sich in dem undurchdringlichen Wald einige Stückchen Feld, welche ihm Lebensmittel lieferten. Er war unter seinem Volke als ein in den Geheimnisslehren erfahrner Priester berühmt und zuletzt ein eifriger christlicher Missionär geworden. *Dieffenbach* nahm wenig Mundvorrath mit auf den Weg; er verliess sich auf seine Flinte und auf das, was *Tangutu* von dem Seinigen im Gebüsche aufbewahrt hatte.

Der Weg führte längs dem Strande nordwärts und dann ins Innere über Dünen und Hügel, welche mit Farnkräutern und Flachs bedeckt waren, die hie und da ein malerischer Drachenbaum (*Ti*, *Dracaena australis*) beschattete. Etwa zwei Meilen landeinwärts kam man in ein niedriges Strauchgebüsch, wo der Boden meist aus schwarzer Pflanzenerde bestand und *Tangutu* einen hübschen, mit Süsskartoffeln, *Taro*, Zwiebeln, Wassermelonen und Kürbissen bepflanzten Garten angelegt hatte. Mehre tiefe Bäche wurden übersetzt, deren Geschiebe zum Theil aus blauen Trappgesteinen bestanden. Am *Mangorake* hatte der Führer ebenfalls eine Pflanzung. In der Waldung gab es viel baumartige Farnkräuter und an den schattigsten Stellen wuchs die *Nikau-Palme (Areca sapida)*. Zuweilen kam man auf offene Stellen von mehren Geviertmeilen, welche wahrscheinlich von den Eingebornen gelichtet worden, aber jetzt über und über mit dem höchsten *Phormium tenax*, das dem Verf. je vorgekommen,

bewachsen waren. Einzelne Blätter waren an 12 und Blüthenstengel an 20 Fuss lang. Die Blüthen enthalten in Menge eine süsse Flüssigkeit, welche die Kinder der Eingebornen mit grossem Wohlgefallen aussaugen. Ueberhaupt stehen auf Neu-Seeland die kryptogamischen Gewächse, als Farnkraut, Moose, und Jungermannien, in einem allzuzahlreichen Verhältnisse zu den Phanerogamen; ein Umstand, welcher der Bienenzucht hinderlich ist. Der Verf. glaubt nicht, dass es (einheimische) Bienen auf Neu-Seeland gebe, aber die europäischen würden zur geeigneten Jahreszeit eine grosse Menge Wachs und Honig in *Phormium tenax* finden. In neuerer Zeit sind Bienen von *Neu-Südwales* nach Neu-Seeland gebracht worden; der Missionär *Richard Taylor* in *Waimate* (an der Insel-Bay) hatte einen Stock und sie kamen gut fort; aber es sind auch in der dortigen Gegend viel europäische Gewächse einheimisch gemacht worden.

Das Land erhob sich weiterhin, aber nur allmählich und kaum bemerkbar. Ueberall sah man den kräftigsten Pflanzenwuchs und der Urwald war wegen der dicken Schlingpflanzen und Dornsträuche, namentlich *Tataramoa* (*Rubus*), oft fast undurchdringlich. Nur selten war die Sonne sichtbar, aber der Schatten verbreitete eine wohlthuende Kühle, obschon das (Fahrenheitsche) Thermometer an offnen Stellen bis 90° (fast 26° R.) stieg und um sechs Uhr Abends auf einem Hügel noch 80° (über

21° R.) zeigte. Man ging auf einem schon betretenen Wege, aber dieser war nur den Augen des Führers sichtbar und erst nach vieler Uebung gelang es dem Verf., die Kennzeichen an verdrehten oder gedrückten Blättern etc. wahrzunehmen. Bald kam man zu einem dritten Kartoffelfelde, wo der Führer auch ein Haus hatte. Hier entfernte er sich ins Innere des Waldes und kam schnell mit einigen Farnwurzeln und etwas getrocknetem Fisch aus seinem Versteck zurück, welche Lebensmittel sehr willkommen waren. Dergleichen verborgene Pflanzungen und Verstecke sind, wegen der Unsicherheit des Eigenthums, auf Neu-Seeland etwas sehr Gewöhnliches.

Mit Sonnenuntergang gelangte man auf den Gipfel eines Hügels, wo sich verschiedene Pflanzungen des Führers, so wie mehre Vorrathshäuser und zwei andere Häuser, ringsum von Wald eingeschlossen, befanden. Erstere waren auf Pfählen errichtet, um sie vor den Ratten zu sichern. Ehe es völlig finster wurde, zogen Schaaren vom *Austral Nestor* über dem Lagerplatze hin und liessen sich mit grässlichem Geschrei für einen Augenblick auf den Bäumen am Rande des Waldes nieder, wo sie mit dummer Neugier beobachteten, was unten vorging, bald aber mit den übrigen Bewohnern des Waldes ruhig wurden. Auch flog in der Dämmerung eine kleine *Fledermaus* umher. Am Tage ist eine *Sandfliege* (*Ngamu*), eine Tipula, in ganz Neu-Seeland, besonders in den

Küstengegenden, sehr lästig. So klein wie sie ist, ist sie vielleicht das blutdürstigste aller Thiere, indem sie sich auf alle unbedeckten Körpertheile wirft. Mit dem letzten Sonnenstrahle verschwindet sie, wird aber sogleich durch *Muskiten* ersetzt, die jedoch nur an gewissen Stellen, namentlich da, wo Wälder gelichtet sind, in grösserer Menge vorkommen. Die Reisenden schlugen ihr Nachtlager in einem alten Hause auf, wo sie bis an den Morgen von Ratten und zwei andern kleinern Gattungen von Ungeziefer gepeinigt wurden. Die alten Häuser der Eingebornen sind überhaupt wahre Brutöfen für alles Ungeziefer und der Verf. zog es in der Folge stets vor, unter freiem Himmel oder im eignen Zelte zu übernachten.

Am 4. Dez. stand das Thermometer vor Sonnenaufgang auf 44°. Die Reise wurde über sanftes, mit dichter Waldung besetztes Hügelland fortgesetzt. Der Verf. sah hier die höchsten Kohlpalmen, die ihm bisher vorgekommen. Um Mittag, wo die Hitze auf 72° (18° R.) im Schatten gestiegen war, erreichte man abermals eine Pflanzung des Priesters, und blieb hier bis zum nächsten Morgen. Da diess seine letzte Pflanzung war, und der ganz überzogene Himmel mit anhaltendem Regen drohte, so war der Alte nicht zu bewegen, an diesem Tage weiter zu gehen. Bald floss der Regen in Strömen. Erst am 7. klärte sich der Himmel auf und man machte sich auf den Weg, musste aber, da es von neuem

zu regnen begann, bald wieder Halt machen. Ueberhaupt fand der Verf. das Reisen in den neuseeländischen Wäldern sehr ermüdend, und 15 Meilen täglich war, selbst in den offnen Theilen der Insel, das Höchste, was er erreichte. Das Nachtlager wurde unter der weiten Krone eines grossen *Rata*-Baumes (*Metrosideros robusta*) aufgeschlagen. Der alte *Tangutu* sang die ganze Nacht Psalmen, denn er konnte nicht schlafen, wahrscheinlich aus Furcht vor dem *Atua*, welcher sich dem Ersteigen des Berges *Egmont* widersetzen würde.

Am 8. wurde der Fluss *Mangorate* mehrmals überschritten, an dessen Ufer *Tangutu* ein *Titi*-Ei ausgrub. Der *Titi* ist ein zum Geschlecht der *Procellaria* gehöriger Vogel, der in seiner Lebensweise viel Eigenthümliches hat. Er kommt im Dezember nach dem innern Gebirgslande, namentlich in die Vorberge von *Mount Egmont*. Hier legt das Weibchen, welches um diese Zeit sehr fett ist, später aber mager wird, ein einziges Ei, dessen Grösse im Verhältniss zu der des Vogels bemerkenswerth ist. Anstatt aber ein Nest zu bauen, vergräbt der Vogel das Ei in ein tiefes Loch unter Baumwurzeln oder einem Felsblock, bedeckt es mit Erde, und bleibt so lange an dieser Stelle, bis das Ei ausgebrütet ist (?). Die Eingebornen glauben, dass das Weibchen während dieser ganzen Zeit keine Nahrung zu sich nimmt und nennen es daher »den Vogel mit Einer Mahlzeit« (*e manu wangainga tahi*). Als

man am folgenden Tage eine Stelle am Flusse *Wainakaio* erreichte, wo der ganze schneebedeckte Berg Egmont vom Fusse bis zum Gipfel, den jedoch Wolken einhüllten, sichtbar war, blieb der Führer plötzlich am Ufer des Flusses stehen, hieb mit seinem Beile einige junge Tawai-Bäume um, sang einige geistliche Lieder und bat den Verf., ein gewisses Kapitel aus *St. Pauls* Briefe an die *Römer* zu lesen. (Er hatte nämlich stets eine Bibel bei sich.) Auf Befragen nach der Ursache dieses seltsamen Beginnens, sagte er, dass vor mehren Jahren bei Gelegenheit eines Gefechts mit dem Stamme der *Waikato* seine Mutter hier getödtet worden sei. Er besuche nie diese Stelle, ohne ihrem Andenken einen kindlichen Tribut zu bringen.

Der Regen nahm an den folgenden Tagen zu und die Lebensmittel gingen zu Ende. Weder trocknes Holz, um Feuer zu machen, noch ein sicherer Lagerplatz war zu finden. Es wurde daher der Rückweg nach der Küste angetreten, wo unterdessen der Fischfang sehr reichlich ausgefallen war und ein Ueberfluss an Schweinen und Kartoffeln herrschte, die von Süden her gekommen waren. Mit neuen Vorräthen versehen und da auch besseres Wetter eintrat, machte sich *Dieffenbach* am 19. Dez. neuerdings nach dem *Mount Egmont* auf den Weg. Ihn begleiteten, ausser Tangutu und dem amerikanischen Mestizen, der Häuptling *E Kake* und ein Europäer, Hr. *Heberly*, der seit mehren Jahren auf

der Walfisch-Station *Te-awa-iti* lebte und mit dem Innern des Landes bekannt war. *E Kake* nahm auch einen Sklaven mit und schickte eine Sklavinn voraus auf eine seiner Pflanzungen, die am Wege nach dem Egmont lag, um dort Maiskuchen zu backen. Die Reise ging dieses Mal glücklicher von Statten. In vier Tagen erreichte man den letzten Haltplatz am Fusse des Berges. Dann begann man aufwärts zu steigen, am linken Ufer des Flusses *Waiwakaio*, auf einem Rücken, der in nordöstlicher Richtung vom Berge auslief. Der Kamm desselben war sehr schmal und fiel gegen den Fluss steil ab, und weiter oben war ein furchtbarer Abgrund, an dessen Rande der Weg hinführte; wahrscheinlich hatten ihn vulkanische Kräfte gebildet und der Fluss ihn mehr und mehr ausgehöhlt. Bis hieher trug der Rücken noch Waldbäume, aber weiter aufwärts wurden diese niedriger und bald sah man nur verbuttetes Gesträuch, Krummholz-Arten, namentlich *Totara*, *Miro* und *Manuka*. Eine neue Fichtenart, von nur zwei Fuss Höhe, wurde entdeckt; sie ähnelte sehr dem europäischen Eibenbaum (*Taxus baccata*). Das Thermometer stieg am Tage auf 76° und fiel Abends kurz vor Sonnenuntergang auf 61°, später auf 51° (resp. 19⅝, 12⅝ und 8⅛° R.), so dass die Nacht empfindlich kalt war. Die Meereshöhe des Haltplatzes war 5500 Fuss (engl.) Von Vögeln in dieser Höhe vernahm man blos das Geschrei der Papagaien in den waldigen Thalschluchten

und ein kleiner Vogel, von den Eingebornen *Piwauwau* genannt (*Acanthisitta tenuirostris*) mit dunkelgrünem Gefieder, bezeigte sich in der Nähe der Reisenden sehr geschäftig.

Unweit von dieser Stelle bildete der Bergrücken eine Plattform, aus welcher der kegelförmige Gipfel des Egmont emporstieg. Um zu diesem Plateau zu gelangen, musste man in eine tiefe Schlucht hinabsteigen, welche ein Nebenbach des *Waiwakio* in der Lava ausgewaschen hatte. In diesem Hohlwege fortgehend kam man bald zur Quelle des Baches, welcher unter einer Masse gefrornen Schnees hervorbrach, die trotz des hohen Sommers, weil die Sonne nicht in die Schlucht dringen konnte, noch unversehrt war. Auf dem Plateau fand man nur wenige Pflanzen, worunter die *Microcalia australis*, der südliche Repräsentant unsers Gänseblümchens, dem sie sehr ähnlich sieht. Der Kegel, den man nun hinaufstieg, bestand aus vulkanischer Asche und schlackiger Lava von rother, weisser oder brauner Farbe, aber fast zu grobem Sand zerbröckelt, so dass sie den Füssen keinen Widerstand leistete. Diese vulkanischen Produkte gleichen ganz den Schlacken der Auvergne. Bald erreichte man, etwa 1500 Fuss unterhalb des Gipfels, den ewigen Schnee. Die Schneegränze auf Neu-Seeland stimmt ziemlich genau mit der Berechnung nach der Formel von *Kirwan* überein, welche, wenn 59° F. als die jährliche Mittelwärme der Insel angenommen

wird, 7204 Fuss ergiebt. Zieht man diese Zahl von 8839 Fuss (der vom Verf. später gefundenen Höhe des Gipfels) ab, so erhält man 1635 Fuss für die Schneegränze. Die Vegetation hört schon weiter unten auf, nicht sowohl wegen der grossen Höhe, als weil es nirgends ein Fleckchen Erde giebt, wo eine Pflanze wachsen könnte. In den Schluchten reichte, wie schon bemerkt, der Schnee noch viel weiter hinab.

Hier an der Schneegränze setzten sich die beiden eingebornen Begleiter des Verf. (der dritte war schon am letzten Haltplatze zurückgeblieben) auf den Boden, nahmen ihre Bücher hervor und begannen zu beten. Noch nie war ein Eingeborner so hoch hinaufgekommen. Abgesehen von der Erhabenheit des Eindrucks, welchen grosse Naturscenen und die feierliche Stille in solchen Höhen überhaupt auf jedes menschliche Gemüth machen, betrachtet der Wilde dergleichen auch mit abergläubischer Furcht. Ihm sind die Gebirge mit geheimnissvollen und missgestalteten Thieren bevölkert. Die schwarzen Punkte, die er in der Entfernung aus dem Schnee hervorragen sieht, sind ungeheuere, bösartige Vögel. Im Rauschen des Abendwindes oder im Gepolter eines herabrollenden Steines vernimmt er das Athmen oder die Stimme eines bösen Geistes. Die Begleiter weigerten sich also standhaft, weiter zu gehen, aber nicht bloss aus Furcht, sondern auch, weil ihre nackten Füsse auf dem schlackigen Wege sehr ge-

litten hatten. *Dieffenbach* brach nun, bloss in Begleitung *Heberley's*, allein nach dem Gipfel auf. Der Abhang war sehr steil, so dass sie Stufen in den gefrornen Schnee hauen mussten. Weiter aufwärts boten zwar grosse Stücke höckeriger Schlacken einige Erleichterung dar, vermehrten aber andererseits die Gefahr, indem sie oft den Weg versperrten, welcher auf einer schmalen Kante hinführte, zu deren beiden Seiten von Schnee erfüllte Abgründe heraufgähnten. Indessen wurde zuletzt doch der Gipfel glücklich erreicht. Er bestand in einem Schneefeld, etwa eine (engl.) Geviertmeile gross, aus welchem einzelne Blöcke schlackiger Lava von röthlichbrauner Farbe und mit stellenweise verglaster Oberfläche emporragten und von der ehemaligen vulkanischen Thätigkeit des Berges Zeugniss gaben. Eine der weitesten Aussichten öffnete sich dem Blicke. Zunächst folgte das Auge der Küstenlinie gegen *Kawia* und *Waikato*. Das unten liegende Land erhob sich nur sanft und war stellenweise von unregelmässigen Hügelketten, in der Richtung gegen die Schneegruppe des *Ruapahu* im Innern, durchzogen. Der Verf. hatte eben Zeit, die Cooksstrasse mit der *Eingangsinsel* (*Entry Island*) zu beobachten, als ein dichter Nebel fiel und alle weitere Aussicht verhinderte. Der Verf. versuchte jetzt eine Messung mittelst siedenden Wassers nach einem *Newmanschen* Thermometer, welcher 197° als Siedepunkt zeigte. Die Temperatur der Luft war 49°.

und die Berechnung mittelst der Tafeln von *Sykes* (im Londoner *Geographical Journal*) gab 8839 (engl.) Fuss für die Meereshöhe des *Mount Egmont*.

Der Aschen- und Schlackenkegel, welcher den Gipfel bildet, ist von dem erwähnten Plateau durch einen tiefen Sattel längs den Seiten des Berges getrennt. Die hohen Felsenwände bei der Quelle des *Waivakaio* zeigen, dass die Aussenseite des Kegels aus fester Lava von bläulichgrauer Farbe besteht, welche mit dem Hammer geschlagen, einen Ton wie Klingstein (Phonolith) giebt und in grosse tafelförmige Stücke bricht. Die Hauptmasse des Berges scheint nur wenig einfache Mineralien zu enthalten.

Die Eingebornen haben keine historische Kunde von irgend einem Ausbruche des Egmont; sie behaupten, das Land am Fusse desselben sei weniger Erdbeben ausgesetzt als andere Theile der Insel, besonders jene, wo sich die meisten Gebirge befinden. Doch giebt es alte Sagen und Mährchen, welche von ihrem bildlichen Schmuck befreit allerdings eine Erinnerung an ehemalige vulkanische Ausbrüche zu enthalten scheinen, wie z. B. die Erzählung von *Tongariro* und *Mount Taranaki*, welche als Bruder und Schwester erscheinen, die ehemals beisammen lebten, später aber sich veruneinigten und trennten.

Nach einigem Verweilen auf dem Gipfel des Berges, um die Zertheilung des Nebels abzuwarten, traten die Reisenden den Rückweg an; das Hinab-

steigen ging ziemlich leicht von Statten. Die zurückgebliebenen Eingebornen hatten sie schon verloren gegeben; um so grösser war die Freude des Wiedersehens. Die Meereshöhe dieses Haltplatzes wurde thermometrisch zu 2699 Fuss ermittelt. Es war der höchste Punkt, bis zu dem sich jemals Eingeborne verstiegen hatten. Sie finden hier die beste Sorte *Kokowai* (rothen Eisenocher, der zum Bemalen der Haut gebraucht wird), in dem Bette des Flusses *Wairakaio*, dessen Wasser auf eine Strecke ganz gelb davon gefärbt ist. Die Eingebornen graben den Ocher gewöhnlich aus den Sümpfen weiter abwärts an den Ufern des Flusses. Er wird dann langsam am Feuer getrocknet und man erhält durch weiteres Brennen und Zubereiten ein schönes Zinnoberroth. Dergleichen Ocher wird in grosser Menge an vielen Stellen von Neu-Seeland, wo Wasser stehen geblieben, gewonnen; wahrscheinlich entsteht er durch Niederschläge aus eisenhaltigen Gewächsen oder dergleichen Erdboden. Die Eingebornen machen verschiedenen Gebrauch davon. Mit Haifischthran vermischt giebt er einen dauerhaften Anstrich für Häuser, Kähne und Begräbnissplätze; allgemein aber dient er bei fast allen wilden Völkern zum Bemalen des Gesichtes und des Körpers, und zwar bei ganz verschiedenen Gelegenheiten. Wenn der Wilde in den Krieg zieht, bestreicht er sich mit Ocher, um dem Feinde Furcht und Schrecken einzuflössen. Bei gewissen Feierlichkeiten geschieht es aus Eitel-

keit, um einen gefälligen Eindruck auf Andere zu machen. Der Gebrauch, sich beim Tode eines Verwandten oder Freundes auf diese Weise zu bemalen, scheint eine symbolische Bedeutung zu haben, und soll vielleicht an die Erde erinnern, aus welcher der Mensch entstanden ist, etwa so wie bei den Orientalen, die sich bei der Trauer um ihre Todten das Haupt mit Asche bestreuen. Ausserdem betrachtet der Neuseeländer dieses Pigment auch als ein gutes Schutzmittel gegen Sandfliegen und Muskiten. Ob davon auch die glatte Haut herrühre, welche die Neuseeländer auszeichnet, getraut sich der Verf. nicht zu behaupten. Es kann diese Glätte auch dem häufigen Baden und stetem Aufenthalt in freier Luft zugeschrieben werden; oder sie ist vielleicht auch eine charakteristische Eigenthümlichkeit der polynesischen und anderer farbigen Völker, die Folge einer grössern Entwickelung der Gefässpapillen zwischen der Epidermis und der eigentlichen Haut, als sie bei der weissen oder kaukasischen Basse Statt findet.

Zu seiner Reisebeschreibung rückkehrend, bemerkt der Verf.: »In Zukunft wird das malerische Thal (des *Waiwakaio*-Flusses), so wie der *Mount-Egmont* und das freundliche offene Land an dessen Fusse, eben so berühmt werden als die Bay von Neapel, und Reisende aus allen Gegenden des Erdbodens herbeilocken.«

Nachdem der Verf. noch Verschiedenes über einige

andere Ausflüge berichtet, giebt er im zehnten Kapitel eine allgemeine Uebersicht der *Cooks-Strasse*, die er besonders in Beziehung auf die Colonisation von Neu-Seeland ins Auge fasst. Der *Königinn Charlotten-Sund* war der Lieblingshafen des berühmten *Cook*, welcher hier seine wichtigsten Schiffsbedürfnisse: Wasser, Holz und Fische, im reichsten Masse antraf, und auch mit den einheimischen Gewächsen seine Mannschaft erquickte und ihren Gesundheitszustand verbesserte. Sein Name lebt noch im dankbaren Andenken der Eingebornen, welchen er als Geschenk mehre schätzbare Gegenstände hinterliess, namentlich Kartoffeln und Schweine, die jetzt die Hauptartikel ihres Handelsverkehrs mit den Europäern ausmachen. Auch der Kohl, den er anpflanzte, hat sich jetzt über alle lichte Stellen an der Cooks-Strasse ausgebreitet, und zeitig im Frühlinge schmücken sich die Abhänge der Berge mit den Blüthen dieser Pflanze. Die Strasse bietet mehr sichere und geräumige Häfen dar, als man an irgend einer andern Küstenlinie von gleicher Ausdehnung finden dürfte. Das Land um diese Häfen besteht vornehmlich in steilen Bergen, die von ihrem Fusse an, wo sie das Meer berühren, bis zum Gipfel mit Waldung bedeckt sind. Das plutonische Gestein dieser Berge ist freilich kein günstiger Untergrund für die obere dünne Schicht Dammerde. Die Eingebornen wählen daher zum Anbau die sehr kleinen Strecken Flachland, welche sich an den zahllosen kleinen Buchten und Bayen

befinden und wenig bewaldet sind; oder sie suchen die Thalgründe auf, wo sie die Waldung durch Feuer zerstören und die dabei verschont gebliebenen Stämme der natürlichen Verwesung überlassen. In beiden Lagen findet sich fruchtbare Erde in grosser Menge und nie fehlschlagende Aerndten von Mais, Kartoffeln, Rüben, Kohl oder Kürbissen belohnen ihren Fleiss. Europäische Ansiedler, meint der Verf., müssten dieses System der Eingebornen ebenfalls annehmen, sich in kleinen Gemeinheiten über diese Buchten zerstreuen, zuerst nur die nothwendigsten Bedürfnisse bloss mit eigener Handarbeit anbauen, und allmählich in den Thälern aufwärts gehen, wo sich unsere Gräser und Klee zum Behuf der Rindvieh- und Schafzucht würden einheimisch machen lassen. Schon ist die Insel *Mana* auf diese Weise zu einer Schafweide angeschaffen worden; doch sollten Schafe mehr um des Fleisches als der Wolle willen gezogen werden, denn die klimatische und sonstige Naturbeschaffenheit des Landes ist dem Wachsthum der Wolle nicht günstig. Ziegen, Esel und Maulthiere scheinen mehr als andere Hausthiere diesem Theile des Landes angemessen zu seyn. Alle Gewächse, die *England* hervorbringt, kommen hier fort, aber nicht die der wärmern Klimate. Es ist freilich behauptet worden, dass auch die Erzeugnisse des südlichen Frankreichs, z. B. der Oelbaum, der Weinstock und der Maulbeerbaum mit Vortheil eingeführt werden könnten, aber der

Verf. zweifelt daran. Eine Bevölkerung etwa von der Art, wie in Nordamerika die s. g. Hinterwalds-Leute, in kleinen von einander getrennten Gesellschaften lebend, aber doch durch eine sichere Wasserverbindung zusammenhangend, hält er für die besten Vorläufer einer Colonisation in diesem Theile der Cooks-Strasse. Auch Schiffbauer sollten sich irgendwo an derselben niederlassen, da es hier eine grosse Mannichfaltigkeit brauchbaren Stammholzes giebt.

Man hat bisher allgemein geglaubt, dass sich durch die Mitte der *Mittlern* *) *Insel* eine Gebirgskette ziehe, welche über die Schneegränze reiche, zu beiden Seiten gegen die Küsten abfalle und nur wenig Land für eine ackerbauende Bevölkerung übrig lasse. *Dieffenbach* schliesst jedoch aus den übereinstimmenden Aussagen der Eingebornen und mehrer Europäer, dass die Mittlere Insel in ihrem

*) Neu-Seeland besteht aus zwei *grössern Inseln*, welche durch die Cookesstrasse getrennt werden, und einer *kleinern*, welche noch in neuern Zeiten für eine Halbinsel der südlichen grössern Insel gehalten wurde. Letztere, die sonst die *Südliche* hiess, wird von den Engländern jetzt die *Mittlere* genannt, und die kleinere Insel, sonst *Stewart*, heisst die *Südliche Insel*. Nur die *Nördliche Insel* ist die bisher bekannteste und man meint sie vorzugsweise, wenn von Neu-Seeland die Rede ist. Die Colonie *Port Nicholson* an der Cooks-Strasse umfasst jetzt auch eine Strecke Landes an der gegenüber liegenden Küste der Mittlern Insel. (S. mein *Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde*, III. Band, Prag, 1842. 8, 521 u. ff.)

Bau der Nördlichen ähnlich sei und dass ihre Gebirge in Küstenketten bestehen, zwischen welchen sich im Innern eine Art von Tafelland erhebt, das freilich bei der geringern Breite der Insel nicht von grosser Ausdehnung seyn kann. An der westlichen Seite kommen die Gebirge der Küste sehr nahe, sind aber an mehren Stellen unterbrochen und bilden einige bequem gelegene Häfen. Sie enthalten Anthracit-Kohlen und Kalkstein, und tragen eine Mannichfaltigkeit von Stammhölzern, worunter eine neue Art der *petersilienblätterigen Fichte* (*Phyllocladus trichomanoides*), welche die Eingebornen *E Hatu* nennen, zum Unterschiede von der *Tanekaha*, einer andern Art derselben Gattung. An der östlichen Seite der Insel ist der Abfall der Gebirge an verschiedenen Punkten sanfter, und bildet, wie z.B. an der *Ueberfluss-Bay (Bay of Plenty)* ein reiches Feld für Colonisations-Unternehmungen. Um den Charlotten-Sund und die Wolkige Bay (*Cloudy-Bay*) fliessen die Gebirge in einen Knoten zusammen, aber das innere Tafelland öffnet sich gegen die *Blinde Bay* und auch gegen *Wairoa* an der Cloudy-Bay. Die Lage von *Nelson* an der Blinden Bay erscheint daher als die glücklichste, welche in der Cookstrasse zur Eröffnung einer Verbindung mit dem Innern und zur Sicherstellung einer hinlänglichen Strecke von Hinterland für Ein- und Ausfuhrhandel, gewählt werden konnte.

Ueber das *Klima* der Cookstrasse und Neu-

Seelands im Allgemeinen bemerkt der Verf. Folgendes. Neu-Seeland, in der Gemässigten Zone (zwischen 34° und 47° südl. Br.) gelegen, hat, obwohl näher am Aequator als Grossbritannien, gleichwohl vermöge seiner insularischen Lage und der Beschaffenheit seiner Oberfläche, ein Klima, welches dem von England sehr nahe kommt. Es ist in jeder Hinsicht gemässigt; der Wechsel der Temperatur ist das ganze Jahr hindurch nur unbedeutend. Die Ursache davon muss man zunächst in der ungeheuren Wassermasse des Meeres suchen, welche diese Inseln nach allen Seiten umgiebt und eben so sehr die antarktische Kälte als die Tropenhitze vermindert. Das Continent von Australien ist zu entfernt, um auf das Klima einen merklichen Einfluss auszuüben, was der Fall seyn würde, wenn Neu-Seeland näher läge und von den Winden bestrichen würde, die sich auf ihrem Wege über die weit in die Heisse Zonne ragenden ungeheuren Ebenen Australiens beträchtlich erhitzen. In derselben Weise werden die vom Pole kommenden kalten Südwinde durch das Meer gemässigt. Ein Festland, welches sich, wie Europa und Asien in Beziehung auf England in der Nachbarschaft westlich oder östlich in geringer Entfernung von Neu-Seeland ausbreitete, würde hier dieselben klimatischen Erscheinungen hervorrufen, die England darbietet. Die östliche Seite, zu welcher *Wellington*, *Auckland* und die Insel-Bay gehören, ist kälter als die westliche, wo

die Niederlassungen *Nelson* und *New-Plymouth* gegründet worden. Im Innern der Inseln ist das Klima in Folge der Schneegebirge und der grössern Entfernung vom Meere, kälter und zugleich beständiger. Der Verf. fand in *Taupo*, dass die Akazien von Vandiemens-Land, die *Ricinus Palma Christi* und die Erdäpfel durch den Frost gelitten, was an der Küste niemals geschieht. Auch die Blätter verschiedener Bäume waren gelb und die Landschaft gewann wenigstens eine herbstliche Farbe, wenn auch gerade kein winterliches Ansehen. An der Ostseite giebt sich der Winter hauptsächlich mehr durch häufigere Regen und Winde zu erkennen.

Der ununterbrochene Austausch zwischen der heissen Atmosphäre der Tropengegenden und der kalten Luft der Polarzone ist die Ursache des fast immerwährenden Windes, der entweder aus Nord und Nordwest, oder aus Süd und Südost bläst. Man zählte in Port Nicholson unter 365 Tagen nur 12 ganz windstille; an 213 war Nord oder Nordwest, und an 119 Süd oder Südost. Es ist schwer zu sagen, welcher Wind der heftigste sei. Die Südwinde sind gewöhnlich sehr stark, aber die grössten Stürme, die der Verf. beobachtete, kamen aus Nordwest. Letztere sind im Winter vorherrschend; sobald aber die Sonne vom nördlichen Wendekreise wieder nach Süden zurückzukehren beginnt, tritt in Folge der grössern Erwärmung der Luft unter dem Aequator eine kalte Strömung vom

Pole her ein. Diese Winde haben einen sehr wohlthätigen Einfluss auf das Klima. Kaum hat sich ein Nebel gebildet, so wird er auch schon zertheilt und die Atmosphäre auf diese Weise gereinigt und die Anhäufung schädlicher Dünste verhindert. Auch bringen die Winde jenes ununterbrochene Treiben der Wolken und die plötzlichen Abwechselungen von Regen und Sonnenschein hervor, welche hier schneller als selbst in dem wegen der Veränderlichkeit seiner Witterung so verschrieenen England auf einander folgen. Doch ist auch in dieser Hinsicht die westliche Seite dergleichen Wechsel weniger unterworfen als die östliche. Es hat in *Wellington* heftig gestürmt, während gleichzeitig in *Nelson* schönes Wetter war und ein nur schwacher Wind wehte.

In Hinsicht der atmosphärischen Niederschläge besitzt Neu-Seeland ein feuchtes Klima. Wenn man die ungeheure Wassermasse betrachtet, die es von allen Seiten umschliesst und die Luft mit Dünsten erfüllt, so begreift man, dass diese sich fast immer im Zustande der Sättigung finden und dass beim geringsten Temperatur-Wechsel die Feuchtigkeit niedergeschlagen werden und als Regen herabfallen muss. Die waldigen Landstrecken und Gebirge, welche den grössten Theil der Inseln einnehmen, ziehen die Feuchtigkeit an und verursachen häufigere Regen als vielleicht, wenn das Land mehr gelichtet wäre, eintreten würden. Es regnet daher

jeden Monat, am meisten aber im Winter und Frühling. In *Port Nicholson* betrug die Regenmenge vom April 1841 bis Februar 1842 34,49 Zoll (engl.). In *London* beträgt die ganzjährige Regenmenge (nach Daniell) nur 23,1 Zoll, auf den *Hebriden* 35 bis 46 Zoll. Die obigen 34,49 Zoll in Port Nicholson waren folgendermaassen vertheilt: April 1,86; Mai 3,71; Juni, 4,12; Juli, 3,64; August, 4,56; September, 4,51; Oktober 2,31; November, 2,95; Dezember, 5,47; Januar, 1,16. Diese Regenmenge fiel an 133 Tagen, nämlich im April 9; Mai 11; Juni 18; Juli 17; August 14; September 14; Oktober 16; November 14; Dezember 15, und Januar 5.

Der *Thau* ist besonders in den Wintermonaten häufig, wo natürlich die Erde im Verhältniss zur Atmosphäre kälter ist als in den übrigen Jahreszeiten. Auf den Seen im Innern des Landes, so wie auf den Flussbetten, namentlich auf der Themse und dem Waikato, liegen alsdann in den Morgenstunden dichte Nebel, die aber nach kurzer Zeit von der Sonne oder dem Winde zerstreut werden.

Aus der grossen Feuchtigkeit der Luft erklärt sich der kräftige *Pflanzenwuchs* der Inseln, selbst an solchen Stellen, wo die Felsen nur eine dünne Schicht Dammerde haben. Sandige Strecken, die anderwärts für ganz unfruchtbar gelten, sind in Neu-Seeland mit Kräutern bedeckt, und die in geognostischer Hinsicht denen von Devonshire ähnlichen Bergländer dürften sich mit der Zeit in Weideländ-

der verwandeln lassen. Bäume und Sträucher wachsen überall dicht am Rande des Meeres, ohne durch die Besprengung vom salzigen Wasser zu leiden. Dem thierischen Leben ist die Feuchtigkeit von Neu-Seeland keineswegs nachtheilig. Rindvieh und Pferde befinden sich besser als man bei der noch herrschenden Seltenheit von Weideland erwarten dürfte. Sollten ja später nachtheilige Einflüsse zum Vorschein kommen, so kann das Vieh aus den Thälern in die trocknern höhern Gegenden getrieben werden. Anders verhält es sich mit den Schafen, welchen die grosse Feuchtigkeit, so wie der Mangel an passendem Futter allerdings nicht zusagt. Auch dürfte, wie schon bemerkt, diese der Vegetation im Allgemeinen günstige Feuchtigkeit der Verbreitung edler südeuropäischer Gewächse, wie der Oliven, des Weinstocks und der Orangen, ja selbst des Maulbeerbaums, nichts weniger als förderlich seyn.

Der Verf. betrachtet im weitern Verfolg seiner Untersuchungen das Klima von Neu-Seeland in Hinsicht des Einflusses auf die *menschliche Gesundheit*. In den Familien der Missionäre und der Ansiedler ist keine Abweichung von der ursprünglichen Stammbeschaffenheit wahrzunehmen. Die Kinder sind gesund und stark und das Klima scheint vornehmlich der Zunahme der Bevölkerung günstig zu seyn; wenigstens haben alle Europäer zahlreiche Familien. Der Einfluss der grössern Feuchtigkeit des Klimas äussert sich besonders in gewissen Krank-

heiten, von welchen neue Ankömmlinge aus Europa oft befallen werden. Es sind hauptsächlich Hautausschläge, Beulen und Geschwüre, jedoch ohne bösartigen Charakter und ohne ärztliche Hilfe bald verschwindend. Unter den Eingebornen sind Finnen und Blutgeschwülste, überhaupt Krankheiten der Schleimhäute, sehr gemein, welche aber mehr Folge der Lebensweise zu seyn scheinen. Der Europäer weiss, sobald er sich ans Klima gewöhnt hat, nichts von diesen Uebeln. Eigentliche Entzündungskrankheiten kommen selten vor. Der Südostwind ist nie so scharf als der Nordost in England, und Fälle dieser Art erscheinen, vermöge der Feuchtigkeit der Luft stets nur in der Form des Katarrhs. Auch endemische Krankheiten sind dem Verf. unbekannt geblieben; nur der Schnupfen (Influenza) und die Bräune treten epidemisch auf, und bei sorglosem Verhalten kommen auch rheumatische Beschwerden zum Vorschein. — Die durch die anhaltenden Winde stets gereinigte Atmosphäre wirkt kräftig auf Körper und Geist. Selbst die Hitze ist nicht so erschlaffend als an heissen Sommertagen in England, und überdiess weht an den Küsten stets ein kühler und erfrischender Seewind. Kranke erholen sich schnell, wenn sie nach Neu-Seeland kommen; und mit der Zeit dürften auch die zahlreichen heissen Quellen der Insel in Verbindung mit der schönen Natur viele Europäer, die in Indien ihre Gesundheit verloren, zu einem Aufenthalte in Neu-Seeland einladen.

Der Verf. widmet ferner ein Kapitel den Eingebornen auf beiden Seiten der Cooks-Strasse, welches wir, da viele Einzelnheiten schon im vorigen berichtet worden, übergehen zu dürfen glauben. Die Bevölkerung ist schwach und wird im Ganzen zu 6490 Seelen berechnet, von welchen nur 1500 an der Südseite der Strasse (der Nordküste der Mittlern Insel) leben. Diese 6490 gehören zu 29 Stämmen und 5 grossen Hauptfamilien, unter welchen Letztern die der oben mehrmals erwähnten *Ngate-awa* die zahlreichste ist.

Im Oktober 1840 kehrte *Dieffenbach*, nachdem er einen mehrmonatlichen Ausflug nach den *Chatham-Inseln* und *Neu-Südwales* gemacht hatte, von Sydney nach Neu-Seeland zurück und landete in der *Insel-Bay (Bay of Islands)*, von wo er in Gesellschaft eines französischen Schiffscapitäns, Namens *Bernard* in dessen kleinem Schooner eine Fahrt längs den Küsten der Nördlichen Insel machte und sich später ins Innere derselben begab. Wir können aus Mangel an Raum und, mehr noch, einer Karte, nur Einzelnes mittheilen.

Ein bemerkenswerther Hafen an der Nordküste, der sich zur Anlage einer künftigen Stadt eignet und von dem leichte Verbindungen mit dem Innern herzustellen wären, ist *Mango-Nui*. Es hatten sich hier bereits an dreissig Europäer, hauptsächlich Holzschläger und Handelsleute, nebst einigen wenigen Eingebornen, niedergelassen. Der Verf. erhielt

von einem europäischen Ansiedler ein Exemplar von dem seltenen und merkwürdigen Vogel *Kiwi* (*Apterix australis**). Es war, obwohl von einem Hunde getödtet und daher sehr beschädigt, das einzige Exemplar, welches unser Verf. während seines anderthalbjährigen Aufenthalts in Neu-Seeland sich hatte verschaffen können, ungeachtet er den Eingebornen überall ansehnliche Belohnungen dafür versprochen hatte. Die Leute sagten fast überall, es seien keine Vögel dieser Art mehr anzutreffen, indem die Hunde und Katzen alle umgebracht hätten. Nur in den finstern Bergwäldern zwischen *Mango-nui* und *Hokianga*, so wie in der sumpfigen Umgebung von *Waimate*, sollte es noch welche geben; aber die Gleichgiltigkeit der Eingebornen vereitelte alle Bemühungen des Verf. Andere Gegenden, wo dieser Vogel ebenfalls noch zu finden, konnten nicht besucht werden. Es wird nicht lange dauern, so wird dieser, ohnehin nur auf Neu-Seeland beschränkte Vogel gänzlich ausgestorben seyn. Er gehört zur Familie der Strausse und bewohnt die entferntesten und unzugänglichsten Wälder, besonders sumpfige Stellen, wo eine hohe Gattung Riedgras (die *Hamelinia veratroides*) am häufigsten wächst. Am Tage verbirgt er sich mit seinem Weibchen — denn nur ein Paar lebt immer beisammen — in hohlen Bäumen,

*) Eine allgemeine Beschreibung desselben gab unser XVI. Jahrgang (1838), S. 191.

aber sobald es Nacht wird, kommen beide hervor, um Futter zu suchen. Dieses besteht hauptsächlich in Larven von Käfern und Schmetterlingen, welche der Vogel theils mit seinen starken Füssen hervorkratzt, theils mit seinem langen Schnabel auspickt. Ausserdem frisst er auch Sämereien, besonders gern, wie die Eingebornen versichern, die Kerne von *Hamelinia veratroides*. Ueber die Art, wie er sein Nest baut und wie er brütet, ist wenig Genaues bekannt. Die Eingebornen sagen, dass er dazu Löcher unter Baumwurzeln benützt, welche er mit den Füssen noch weiter aushöhlt und dann auf ein einfaches Lager von Gras ein einziges Ei legt, welches von grünlicher Farbe und so gross wie ein Truthennen-Ei ist. Auch behauptet man, dass Männchen und Weibchen abwechselnd brüten. Die Brutzeit soll mehre Monate dauern. Zur Nachtzeit hört man häufig das durchdringende Geschrei des *Kiwi*. Die Eingebornen ahmen es nach und fangen ihn dann, entweder mit Hilfe eines Hundes oder indem sie plötzlich eine von dem harzigen Holze der Hauri-Fichte gemachte Fackel anzünden, in welchem Falle sie den Vogel verwirrt machen und ihn lebendig bekommen. Gewöhnlich hat der Hund einen lebhaften Kampf mit dem *Kiwi* zu bestehen, der sich mit seinen starken Füssen tüchtig vertheidigt, zuletzt aber doch unterliegen muss. Er soll sehr schnell laufen, obwohl seine Füsse dazu nicht besser als die der gemeinen Hühner geeignet scheinen. Ehemals

wurde der *Kiwi* von den Eingebornen gegessen; er soll zu gewissen Zeiten sehr fett seyn und ein wohlschmeckendes Fleisch haben. Die Häute, welche besonders längs dem Rücken sehr stark und dicht sind, wurden zusammengenäht und als Matten gebraucht, die sehr grossen Werth hatten. Gegenwärtig bekam der Verf. keine solche Matte zu Gesicht, ein Beweis, dass der Vogel sehr selten geworden seyn muss; doch hat man Angelhaken, an welchen Federn vom Kiwi statt der gewöhnlichen Lockspeise befestigt sind. Nach Allem, was der Verf. darüber erfahren konnte, giebt es nur Eine Spezies von diesem merkwürdigen Vogel. Das Männchen ist beträchtlich grösser als das Weibchen und hat auch einen längern Schnabel. — Wenn es wahr ist, was die Eingebornen behaupten, dass der *Kiwi* auch auf der unbewohnten, etwa 9 Meilen von der Küste entfernten, *Kleinen Schranken-Insel (Little Barrier Island)* gefunden werde, so bezeugt diess eine merkwürdige geologische Thatsache. Da der Vogel nicht fliegen kann, denn seine sogenannten Flügel sind nichts weiter als hakenförmige, etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll lange Anhängsel mit einer Klaue am Ende, so hat er nicht über das Meer dahin gelangen können. Die Insel muss also ehemals mit der Hauptinsel ein Ganzes ausgemacht haben.

An der Westküste der Nördlichen Insel ist der Hafen *Hokianga* einer der am besten zu einer grössern Niederlassung geeigneten. Es ergiesst sich

hier der vom Berge *Maunga-Tawiwa* im Innern kommende, etwa 20 Meilen lange Fluss *Mangumuka*, nebst mehren andern kleinern Gewässern ins Meer. Der *Mangumuka* durchschneidet in seinem obern Laufe auf 8 Meilen weit eine Strecke fruchtbaren aufgeschwemmten Flachlandes von 5 bis 6 Meilen Breite. Vom Meere aus ist er bis 10 Meilen aufwärts für mässig grosse Schiffe zugänglich. Hier ist der Fluss von waldigen Bergen eingeschlossen, aber die grössten Kauri-Bäume (*Dammara australis*), welche zu Masten dienen konnten, sind jetzt schon fast alle verschwunden und die 200 Europäer, welche sich schon früher als Holzschläger und Handelsleute hier niedergelassen hatten, müssen jetzt auf Landbau bedacht seyn, obwohl die besten Gründe sich im Besitz der Eingebornen befinden. *Hokianga* war der Ort, wo die *Wesleyischen Methodisten* ihre erste Missionsstation errichteten. Fast alle Eingebornen sind bereits zum Christenthum bekehrt. In *Mangungu* ist eine Druckerei, welche eine kleine Zahl Gebetbücher geliefert hat. Auch befindet sich hier einige Monate im Jahre ein katholischer Missionär. *Hokianga* hat ein mehr als gewöhnlich feuchtes Klima. Jeden Morgen herrschen bis lange nach Sonnenaufgang dicke Nebel, welche in den übrigen Theilen der Insel seltener sind.

Uebersteigt man die Berge, welche *Hokianga* nach allen Seiten umgeben und noch mit unversehrten Fichtenwäldern bedeckt sind, so kommt man abwärts in ein zwar noch hoch liegendes, aber

vergleichungsweise ebenes Land und weiterhin ist die Gegend bis zur *Inseł-Bay* baumlos. Man kann diese ganze Strecke westlich und nördlich von der Insel-Bay als eine vulkanische Hochebene betrachten. Nahe beim See *Mapere* ist ein alter Krater, ein regelmässig gebildeter Kegelberg, dessen westlicher Rand jedoch eingestürzt ist. Die Seiten und die Grundfläche bestehen aus schlackiger und blasiger verschiedenfarbiger Lava und mandelsteinartigem Basalt. Die Eingebornen haben diese Felsblöcke in Haufen zusammengethürmt und den schwarzen Boden dazwischen angebaut. Diese Gesteine sind denen in der *Auvergne* sehr ähnlich. Im Allgemeinen sind die neuseeländischen Laven so fest, dass Zeit und Wetter kaum einen Einfluss auf sie äussern. Gewöhnlich denkt man sich, wenn von vulkanischen Gegenden die Rede ist, darunter ein fruchtbares Land; diess ist aber nicht überall der Fall. Besteht die ausgeworfene Masse aus Asche und andern lockern Stoffen, so wird sie allerdings, wie wir diess am Vesuv und Aetna sehen, in 40 oder 50 Jahren, oder auch noch früher, zum Anbau von Gewächsen tauglich. Die Produkte der polynesischen (australischen) Vulkane sind aber, so weit man sie kennt, meist schlackenartige Laven, den Schlacken unserer Hochöfen ähnlich, und das Land unmittelbar am Fusse der zahllosen Vulkane Neu-Seelands ist keineswegs am besten zu landwirthschaftlichen Zwecken geeignet. Vielleicht ist

noch der erwähnte, etwa $1^1/_2$ Geviertmeile grosse und sehr tiefe See *Maupere*, dessen Ufer ebenfalls aus Lava bestehen, ein alter Krater. Einer Sage zufolge hat hier in der Vorzeit ein Dorf gestanden, welches mit allen seinen Bewohnern bei einem Erdbeben plötzlich versunken ist. Mehre dem vorbeschriebenen ähnliche Kraterkegel, nur mit vollkommnern Trichtern versehen, liegen westwärts von der Missionsstation *Waimate*. Sie scheinen schon längst erloschen und das Innere ist mit Pflanzenwuchs bedeckt.

Einige Meilen südlich von *Waimate* befinden sich einige merkwürdige *heisse Quellen*. Um sie zu untersuchen, ging der Verf. von Waimate aus bergaufwärts und erblickte auf einer weiten Einsenkung des Tafellandes drei vulkanische Kegel. Die Fläche war mit zerstreuten schieferfarbigen Basaltblöcken bedeckt, die zum Theil an 15 Fuss Durchmesser hatten und zwischen welchen Farnkräuter und Flachs (*Phormium tenax*) wuchsen. Einzelne Stellen waren mit Mais und Kartoffeln bepflanzt. Weiterhin kam man an einem kleinen Dorfe der Eingebornen vorüber, zu einem See von etwa einer Meile Umfang, dessen Ufer schwarze und halbverbrannte Kauri-Stämme trugen, während der Boden in der Umgebung mit Efflorescenzen von reinem Schwefel bedeckt war. Auf diesen folgte ein zweiter, noch kleinerer See, *Ko-Huta-kino* genannt, und bei diesem befinden sich die Mineral-

Quellen. Die erste vom Verf. untersuchte war stark alaunhaltig und hatte nur 62° F. (= 13½° R.) Temperatur; aber einige Fuss davon entfernt war eine zweite Quelle von milchweisser Farbe und salzigem Geschmack. Diese hatte 124° (40⅔) und eine dritte von 154° (54⅔) schmeckte säuerlich. In einer vierten, aus welcher stark geschwefeltes Wasserstoffgas emporstieg, stand das Thermometer auf 133° (44⅘), während die Temperatur der äussern Luft (4. Dez. 1840) 80° (21⅓) war.

Ein kleiner Bach ergoss sich in den See und führte diesem auch die Abflüsse mehrer andern warmen Quellen aus der Nachbarschaft zu. Der Verf. fand hier unter einer leichten zeitweiligen Hütte einige Weiber der Eingebornen mit ihren Kindern, welche Letztern an Hautkrankheiten und Skropheln litten und um sich in dem warmen Quellwasser zu baden, hergebracht waren. Auch zeigte sich bereits ein glücklicher Erfolg. Ueberhaupt werden die Quellen oft von dergleichen hilfsbedürftigen Eingebornen besucht. Die umliegende Gegend hat, besonders nach Süden hin, in hohem Grade das unfruchtbare und öde Ansehen, welches so häufig an Stellen beobachtet wird, die durch mineralische Heilquellen berühmt sind. Die Berge sind fast ganz kahl und nur in den Schluchten ist stellenweise das einförmige Braun verbutteter Farnkräuter durch das Grün einiger kleinen Gehüsche unterbrochen. Bei der geringen Entfernung von der Insel-Bay und dem

bequemen Wege bieher, glaubt der Verf., dass im Laufe der Zeit diese Heilquellen auch von auswärtigen Kranken stark besucht werden dürften.

Waimate, welches etwa 15 Meilen westlich landeinwärts von der Insel-Bay liegt, hat schon ein europäisches Aussehen*). Eine Kirche ist gebaut worden, in deren Nähe sich die von Rosengesträuch und andern aus der Fremde eingeführten Gewächsen umgebenen Häuser der Missionäre befinden. Bei dem grossen Mangel an Blumengewächsen in Neu-Seeland verschönert jede solche Einführung die Landschaft. In der Nachbarschaft stehen die ärmlichen Hütten der Eingebornen. Doch waren die Leute, welche sich Sonntags in der Kirche einfanden, auf europäische Art reinlich gekleidet. *Waimate* wurde bereits 1830 von der *anglikanischen Missions-Gesellschaft* (*Church Missionary Society*) in England zu einer *Landbau*-Niederlassung ausersehen und ist seitdem der Sitz eines ordinirten Priesters der englischen Hochkirche geblieben. Obschon in mancher andern Hinsicht, da es an der gewöhnlichen Strasse von der *Insel-Bay* nach *Hokianga*, und von dem südlichen nach den nördlichen Theilen der Insel liegt, sehr zu einer *Mission* geeignet, ist doch der Ertrag des Landbaus, den die Mission hier betreiben lässt, stets sehr unbedeutend

*) Eine Ansicht dieser Missions-Station (wie sie um 1833 sich darstellte) gab unser Jahrgang 1836, S. 187.

gewesen. Ein grosser Theil des angebauten Landes ist sogar wieder aufgelassen worden. Der Boden ist eine leichte, staubige vulkanische Erde. Darum haben auch die Eingebornen hier keine Pflanzungen, sondern sie ziehen die tiefern Thalrinnen vor, oder gehen weiter nach den Gebüschen oder an den Fuss der das Tafelland umschliessenden Berge, wo der Boden besser ist. Die Gewächse des Tafellandes bieten wenig Mannichfaltiges: Farnkraut, *Tupakihi* (*Coriaria sarmentosa*), *Dracaena australis* und *indivisa*, sind nebst *Gaultheria* die gemeinsten. Auch die merkwürdige Flechte *Cenomice retispora* wird sehr häufig angetroffen. Einige wenige Baumgruppen in der Nachbarschaft von Waimate bestehen vornehmlich in *Puriri*, *Tarairi* und hochstämmigen *Fuchsia*. Diese Haine dienten ehemals den Eingebornen zu Begräbnissplätzen. Die Särge wurden an Bäumen aufgehängt und diese waren dadurch *tapu*, was auch vermuthlich die Ursache ist, warum sie nicht wie die meiste übrige Waldung ausgerottet worden sind. Die Eingebornen dieser Gegend gehören zu dem Stamme *Nga-pui*, ehemals einem der zahlreichsten in Neu-Seeland, der aber, ungeachtet des Uebergewichts, welche ihm die Eroberungen des Häuptlings *E'Ongi* über viele andere Stämme verschafft hatte, jetzt sehr abgenommen hat. Sie leben zerstreut in kleinen Dörfern. Reste ihrer ehemaligen *Pa's* (festen Plätze) sieht man noch auf den Bergen um Waimate.

Einige Meilen nördlich von Waimate fliesst der *Kerikeri*, wo sich ebenfalls eine Mission befindet. Das Zwischenland ist schlecht, besonders bei der Station, aber weiter aufwärts am Flusse ausgezeichnet gut. Der Kerikeri ist ein kleiner Fluss und bildet etwa zwei Meilen oberhalb der Mission einen Fall und demselben gegenüber eine Stromschnelle, die der Fluth hier Gränzen setzt. Kleine Fahrzeuge können bis hieher gelangen. Die Mündung des Flusses ist weit und an ihren Ufern liessen sich gute Landbau-Ansiedlungen machen. Die Eingeborenen nennen den Wasserfall *Waiani-waniwa*, d. h. Regenbogen-Wasser. Der Fluss ist zwar nur 20 Yards breit, aber das Wasser stürzt sich über eine Basaltböschung 95 Fuss tief hinab. Unter dem Basalt ist eine weiche Masse von grauem vulkanischen Sand, welchen das Wasser wohl an 30 Fuss tief ausgewaschen hat, so dass der Basalt oben weit überhangend hinausragt und man (wie auf ähnliche Art beim *Niagara* in Nord-Amerika) hinter der herabstürzenden Wassermasse hinweggehen kann. Der umher spritzende Schaum hat ringsherum eine kräftige Vegetation hervorgerufen, und diese Stelle war daher ein Lieblingsplatz des Botanikers *Cunningham*. Man findet wirklich hier eine grössere Mannichfaltigkeit der neuseeländischen Flora als irgend anderswo in der Nähe der Küste und eines Landungsplatzes. Auch wächst an den Ufern des *Kerikeri*, wie es scheint ausschliesslich, die zierliche

Hülsenfrucht-Pflanze *Clianthus puniceus*, welche die Eingebornen *Ko-waingútu-kaka* (Papagaien-Schnabel) nennen. In der Umgebung der Missionsstation sieht man die Ueberreste des *Pa*, wo der berühmte *E Ongi*, die Geissel Neu-Seelands, seinen Sitz hatte. Seine kriegerischen Ausschweifungen haben mehr als irgend ein anderer Umstand beigetragen, die wilde Kraft der Eingebornen zu brechen und jenen Friedenszustand herbeizuführen, der den Fortschritten europäischer Gesittung jetzt so günstig ist. Der Verf. theilt aus dem Berichte eines Augenzeugen, des Missionärs *Stack*, folgende Einzelnheiten über die letzten Augenblicke und die Begräbnissfeierlichkeiten dieses berühmten Kriegers mit.

»*Patuone*, der eben von *Wangaroa* gekommen war, sprach diesen Abend bei mir ein. Ich fragte ihn nach *E Ongi*. Er erzählte mir Verschiedenes, was meine Theilnahme erregte, da es das Lebensende dieses ausserordentlichen Mannes betraf. *Patuone* war auch selbst in hohem Grade bewegt. Als er mit seinen Leuten nach *Pinia* kam, wo *E Ongi* sich aufhielt, fanden sie ihn so abgemagert, dass sie sich bei seinem Anblick des lauten Weinens nicht enthalten konnten. Sie erklärten ihm auch geradezu, dass er bald sterben würde, was er jedoch läugnete, indem er versicherte, er habe sich nie munterer gefühlt. Nachdem sie so lange bei ihm verweilt, als nöthig schien, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen, wollten sie sich entfernen, als ihm plötz-

lich übel wurde, worauf sie noch da blieben. Er fühlte jetzt selbst, wie es mit ihm stehe, und sagte: »Ich werde nun bald sterben, aber doch heute nicht.« Er liess sich jetzt sein Schiesspulver bringen und sagte dann zu seinen Kindern: »Es wird euch wohl gehen.« Seine Streitäxte, Flinten und das Panzerhemd, welches er als Geschenk von König *Georg IV.* (von England) erhalten hatte, übergab er seinen Söhnen. Hierauf sprach er von dem Benehmen der Eingebornen nach seinem Tode, in der vollen Ueberzeugung, dass sie gegen die hinterlassenen Glieder seines Stammes sich freundlich beweigen würden. »Wer wird euch verzehren wollen?« rief er aus; »gewiss Niemand.« Kurz vor seinem Tode, am 6. März 1828, ermahnte er noch seine Nachfolger, tapfer zu seyn und jedem feindlichen Angriff, woher er auch kommen möge, kräftig zu widerstehen. Seine letzten Worte waren: »Kia toa!« (Seid muthig!).

Sobald er verschieden war, geriethen alle seine Freunde im Pa *Pinia* in die grösste Furcht, indem sie keineswegs zweifelten, dass, einem alten Gebrauche in Neu-Seeland gemäss, die Eingebornen von *Hohianga* sie überfallen, und dem todten Häuptling zu Ehren opfern, oder ihm, wie der Ausdruck lautet, »als Gesellschafter in die Schatten der Nacht« nachschicken würden. Die von *Hokianga* kamen allerdings nach Pinia, um die Leiche *E Ongi's* zu sehen, beruhigten aber die zitternden Bewohner mit

der Versicherung, dass sie nichts von ihnen zu befürchten hätten. Da man jedoch in Besorgniss von Seiten anderer Partheien lebte, so wurde der Tod des Häuptlings noch geheim gehalten und das Begräbniss einige Tage verschoben, welche unter den üblichen Trauerfeierlichkeiten mit Reden, Klaggeschrei, Selbstverstümmelungen, Tanzen und Musketenschüssen zugebracht wurden.

Die *Insel-Bay* war bisher mehr als irgend ein anderer Hafen Neu-Seelands von fremden Schiffen besucht worden und ist auch wirklich einer der besten, wenn nicht in der That der vorzüglichste des Landes. *Dieffenbach* glaubt indess, dass der Charlotten-Sund wenigstens in Hinsicht auf Sicherheit und Schutz vor den Winden, ihm sehr nahe komme. Es ist in den letzten Jahren viel darüber gestritten worden, ob nicht die *Insel-Bay* der schicklichste Platz für die Gründung der neuen Handelshauptstadt Neu-Seelands gewesen wäre. Die Vertheidiger dieser Ansicht berufen sich sowohl auf die grosse Menge von Schiffen, welche seit langer Zeit jährlich nach diesem Hafen kommen, um sich hier mit Vorräthen zu versehen und ihre Beschädigungen auszubessern, als auch auf die vielen Europäer, die sich bereits hier seesshaft gemacht haben. Dagegen bemerkt der Verf., dass jene Schiffe vornehmlich wegen der Wohlfeilheit der Vorräthe hieher gekommen, die so lange bestand, als keine grössere Nachfrage vorhanden war. Sobald die

die Preise stiegen, suchten die Schiffe andere Häfen auf. Wenn gegenwärtig auch auf fruchtbare Umgebungen für eine Ackerbau-Colonie und leichte Verbindung zu Lande und zu Wasser mit andern Plätzen bei der Wahl einer Ansiedlung gesehen werden muss, so zeigt es sich, dass die Insel-Bay keinen dieser Vortheile besitzt. Im Jahre 1838 hatte sich die Zahl der Wallfischfänger und anderer Schiffe bereits sehr vermindert, weil die spärlichen Vorräthe, welche das umliegende Land gewährt, durch die Zunahme von Europäern immer seltener und theurer geworden waren. An der kleinen Bucht *Kororarika*, welche dem Einlaufen der Schiffe günstig ist, war eine kleine Stadt entstanden; aber der Zugang von der Landseite ist beschwerlich. Dasselbe gilt von *Russell*, an der Mündung des *Kauakaua*, welches als Gouvernements-Stadt vorgeschlagen worden, während *Victoria*, obwohl in der schönsten Lage, das Tafelland von *Waimate* beherrschend und folglich die beste Verbindung mit *Hokianga* und den nördlichen Gegenden versprechend, keinen Ankerplatz hat und überdiess den Nordostwinden in ihrer ganzen Heftigkeit ausgesetzt ist.

Etwa 100 Meilen von der Spitze der Insel-Bay liegt die Mündung der *Themse* (*Thames*). Eigentlich ist das, was die Engländer mit diesem Namen bezeichnen, nur die weite, einem Busen ähnliche Mündung des Flusses *Watho*. Dieffenbach nennt diesen ganzen Busen, welcher mehre Inseln und

Häfen enthält, den *Busen Hauraki* (*Gulf of Hauraki*), welchen Namen die Eingebornen nur dem östlichen Theile desselben, der die Flüsse *Waiho* und *Piako* empfängt, beilegen. Den nördlichen Theil dieses Golfs begränzt die Landspitze *Rodney*, den südlichen das *Cap Colville*. Beide liegen an 40 Meilen von einander. *Cap Colville* ist das Ende eines langgestreckten Vorgebirges, welches seiner ganzen Länge nach von einer Kette bewaldeter Gebirge durchzogen wird. Die Abhänge derselben fallen östlich und westlich steil zum Meere ab. An der letztern Seite wird die felsige Linie durch eine Einbucht, den *Coromandel-Hafen*, unterbrochen. Nach Süden läuft die Hügelkette längs der östlichen Küste fort; am Fusse ihres westlichen Abfalls fliesst der *Waiho* oder die *Themse*. Hier nimmt die Hügelkette den Namen *Aroha-Gebirge* an und begränzt östlich das Thal der Themse, indem es dieses vom Meere scheidet. Ausser dem Waiho hat auch der *Piako* hier seine Mündung.

Der Hafen *Coromandel* liegt 25 Meilen vom Cap Colville und 35 von der (eigentlichen) Themse-Mündung. Er wird von Bergen umgeben, die an der östlichen Seite in längliche Rücken von 1500 Fuss Höhe übergehen. Am Fusse derselben erstreckt sich östlich und nördlich ein schmaler Streifen aufgeschwemmten Landes; sonst bestehen die Küsten aus Trapp und Sandstein-Conglomerat, und die Berge erschweren die Verbindung zwischen den Ein-

gebornen, die an den kleinen Buchten rings um die Küsten leben. Uebrigens sind die Küsten gut bewachsen und namentlich findet man viel Stammholz. An den tiefern Punkten ist viel fruchtbarer, angebauter Boden. Die Seefahrer kommen hieher um Kauri-Stämme zu kaufen, welcher Baum auf den Bergen vom *Cap Colville* bis *Kati-kati* an der Ueberfluss-Bay (*Bay of Plenty*), etwa unter 37° 30′ südl. Br., sehr häufig wächst und von den Eingebornen unter der Leitung von Europäern gefällt wird. Die Eingebornen am Coromandel-Hafen sind Zweige des Stammes *Nga-te-pàoa*, welcher zusammen 5000 Köpfe zählt, die aber zum Theil auch an verschiedenen andern Punkten des Hauraki-Busens leben. Nicht weit von der Einfahrt in die Themse ist eine Station der Hochkirchlichen Misssions-Gesellschaft, in malerischer Lage am Abhange der östlichen Gebirge und an der Mündung des kleinen Baches *Wawakaurunga*. Auf dem fruchtbaren Flachland längs der linken Küstenseite steht das Pa *Kaneranga*, wo an 2000 Eingeborne leben.

Das Thal der Themse ist etwa 100 Meilen lang und erstreckt sich bis in die Nähe des Binnensees *Roturua*. Mit Ausnahme der Flussufer, wo die *Kahi-katea*-Fichte zu ansehnlicher Höhe wächst, enthält das Thal nur Farnkräuter, Flachs und Manuka, zwischen welchen einzelne mit *Raupo* (*Typha*) bewachsene Sümpfe erscheinen und weiter gegen die Mündung, wo das flache Land Ueberschwem-

mungen preisgegeben ist, immer grösser und häufiger werden. Diese Sumpfstrecken werden von grossen Schaaren der gemeinen braunen Ente (*Anas superciliosa*) und dem blaubrüstigen, rothschnäbeligen Wasserhuhn (*Porphyrio australis*) bewohnt. Nach Westen wird das Themsethal von Bergen begränzt und weiter aufwärts vereinigt es sich mit den Thälern des *Waikato* und *Waipa*.

Der Insel *Waiheke* gegenüber wird das Land vergleichungsweise flach und niedrig. Die Küste besteht aus weichem, in wagrechte Schichten zerklüfteten Sandstein. Diess ist auch der Charakter des Landes gegen *Waitemata*, wo seit 1840 die *Hauptstadt Auckland* errichtet worden und der *Gouverneur* residirt. Der Anblick dieses Platzes ist, wenn man von der Themse-Ausfahrt sich ihm nähert, sehr malerisch. Ueppiger Pflanzenwuchs bedeckt das Land bis zum Wasser herunter oder wechselt mit den von Eingebornen gelichteten Stellen ab. Näher bei *Auckland* erheben sich mehre regelmässige vulkanische Kegelberge über das Tafelland, welches sich zum Hafen *Manukao* ausdehnt. Ausserdem vermehren die stark bewaldeten zahlreichen Inselchen des *Hauraki-Busens* die allgemeine Schönheit der Landschaft und verleihen dieser Gegend einen Reiz, den kein anderer Hafen in Neu-Seeland besitzt.

De Hafen *Waitemata* ist der wichtigste im

Busen Hauraki. Er liegt am westlichsten Ende des Busens und verbreitet seine Zweige gegen die Häfen *Manukao* und *Kaipara*. Die Einfahrt ist vom Coromandel-Hafen 40 Meilen, von der Themse-Mündung 45, von der Rodney-Spitze 40 und vom Cap Colville 45 Meilen entfernt. Die geographische Breite des Flaggenstocks der Militär-Kaserne in *Auckland* ist 36° 51′ 27″ und die Länge 174° 45′ 20″ östl. (von Greenwich). Das nördliche Landende des Hafens bildet eine Halbinsel. Hier erheben sich zwei kleine Kegelberge *Takapuna* und *Takarunga*, letzterer mit einem Krater auf dem Gipfel und aus blasiger Lava bestehend. Er trägt gleichfalls eine Flagge. Die südliche Küste, wo die Stadt *Auckland* liegt, besteht aus weichem pfefferfarbigen Sandstein und Sandstein-Conglomerat, stellenweise mit Streifen von Braunkohle. Das Land selbst ist schwach gewellt und bildet kleine mit Gehölz bedeckte Buchten, weiter landeinwärts mit hohen Farnkräutern und Manuka bewachsen. Unmittelbar um die Stadt ist keine Waldung, aber ihr gegenüber sieht man einen Streifen Kauri und andere Forstbäume nahe an der Küste, welche dem allgemeinen Brande entgangen sind, der den grössten Theil der ehemaligen Wälder zerstört hat. Von hier aus wird die Stadt mit Bau- und Brennholz versorgt. Der Boden ist übrigens schlecht, obwohl immer noch besser als in der unmittelbaren Umgebung von Auckland und von da gegen *Manukao*

und weiter östlich, wo er für alle Zweige des Feld- und Gartenbaues geeignet ist.

Was besonders zur Schönheit der Landschaft um Auckland beiträgt, sind die *Pohutukaua*-Bäume, (*Callistemon elliptica*) welche die Küste einfassen und um Weihnachten mit purpurrothen Blüthen prangen. Leider wird allmählich einer nach dem andern dieser herrlichen Bäume umgehauen, so dass bald nur noch die kahlen Sandsteinfelsen sichtbar seyn werden. Die Stadt ist reichlich mit gutem Wasser versehen, nicht bloss durch die kleinen Bäche in den Thälern, sondern auch aus Quellen, die sobald man nur wenige Fuss tief gräbt, sogleich emporsprudeln. Nahe bei der Stadt erheben sich mehre vulkanische Kegelberge, an deren Fuss festes schlackiges Gestein zum Häuser- und Strassenbau gebrochen wird. Auch der Sandstein wird an der Luft bald sehr fest und liefert ein gutes Bau-Material.

Eine Meile östlich von Auckland ist eine kleine Bay, *Oraki* genannt. Sie hat einen schmalen Eingang und könnte leicht zu einer trefflichen Docke gemacht werden. Hieher haben sich die wenigen Eingebornen, welche noch von dem einst zahlreichen Stamme der *Nga-te-whatua*, den Eigenthümern von *Waitemata*, übrig sind, zurückgezogen. Sie treiben Landbau und werden der Stadt durch Lieferung von Brennholz und Lebensmitteln, so wie als Taglöhner sehr nützlich. Noch weiter östlich ist

eine andere Einfahrt *Tamaki* genannt, welche gegen *Manukao* führt, mit trefflichem Boden zu beiden Seiten. Das rechte Ufer gehört dem anglikanischen Religionslehrer (*Catechist*) *Fairburn*, dessen Besitzungen sich von hier bis zum Flusse *Wairoa* erstrecken und beiläufig 90 (engl.) Geviertmeilen betragen. Am *Tamaki* wird viel Braunkohle, aber, ausser Gestrüppe, kein Holz gefunden.

Die Gouvernements-Stadt *Auckland* hat seit der kurzen Zeit ihrer Gründung ansehnliche Fortschritte gemacht. Die aus allen Theilen der Insel herbeigekommene Volksmenge beträgt jetzt (1843) schon mehr als 2000. Eine Bank ist gebildet und schöne Kasernen sind gebaut worden. Wenn die Speculationen auf Ländereien nicht so übertrieben gross wären und man zuvörderst auf Ausbeutung der einheimischen Hilfsquellen bedacht seyn wollte, so liesse sich ein baldiges stufenweises und dauerhaftes Emporblühen der Stadt erwarten. Was ihr hauptsächlich zur Empfehlung als Mittelpunkt der Nördlichen Insel gereicht, ist ihre leichte Verbindung mit der Küste sowohl nach Norden als nach Süden hin. Durch das Binnenland kann schon jetzt bei den beschränkten Verkehrsmitteln eine Verbindung mit der *Insel-Bay* über *Kaipara* in fünf Tagen bewerkstelligt werden. Mit der Westküste und dem innern Lande, über *Manukao* und den Fluss *Waikato* wird die Wasser-Verbindung nur durch zwei kleine Tragplätze unterbrochen, und selbst nach

der *Cooks-Strasse* kann man entweder durch die *Themse* oder den *Waikato*, *Waipa* und *Wanganui* ohne grosse Schwierigkeit gelangen.

Der Küstenhandel ist von besonderer Wichtigkeit, da die Beschaffenheit des Landes die Colonisation an mehren verschiedenen Punkten zugleich begünstigt. Es stehen auch bereits eine Menge kleiner Küstenfahrzeuge mit Auckland in Verkehr.

Der *Hauraki-Busen* enthält eine Anzahl Inseln, von welchen *Motea* oder die *Grosse Schranke* (*Great Barrier*) am Eingange des Golfs, und *Waiheke*, der Einfahrt des Hafens *Waitemata* gegenüber, die bedeutendsten sind. Erstere hat fast 80 Meilen im Umfang, enthält viel Kauri-Waldung und am nordwestlichen Ende einen trefflichen Hafen. Auch erhielt der Verfasser von dieser Insel Proben von *Kupfererz*, in einem Muttergestein von Glimmerschiefer. Einige derselben gaben 25 Prozent Kupfer, das Uebrige war Schwefel, Eisen und Kieselerde. *Waiheke* hat etwa 30 Meilen im Umfange und einen Hafen für kleine Fahrzeuge. Auch ist einer für grössere in dem Kanal, welcher die Insel vom Hauptlande trennt. Die Insel besteht meist aus gelbem Thonschiefer und Basalt, ist bergig und bewaldet, enthält Kauri-Bäume und hat auch einige geschützte und anbaufähige Thäler. Beide Inseln sind von Europäern in Anspruch genommen, *Waiheke* fast von sechs verschiedenen Partheien. Die *Grosse Schranken-Insel* gehört einem Kaufmann in *Sydney* (Neu-Südwales); hier leben

auch einige Europäer. In *Waiheke* sind einige Eingeborne und eine europäische Familie.

Eine dritte bemerkenswerthe Insel des Hauraki-Busens ist *Rangitoto*. Zwischen dieser und der Hauptküste ist die beste Einfahrt nach *Waitemata*. Die Insel ist ein Kegelberg, der allmählich aus dem Meere ansteigt und auf dem Gipfel drei kleinere Kegel trägt, von welchen der mittlere der höchste ist. Das Ganze ist ein ungeheurer Schlackenhaufen, und nur auf dem Gipfel hat einiges Gebüsch Wurzeln gefasst. Der mittlere Kegel hat einen sehr regelmässigen Krater von etwa 150 Fuss Tiefe. Der höchste Punkt liegt 920 Fuss über dem Meere und gewährt eine weite Aussicht.

Nach den vom 16. Sept. 1840 bis 16 Sept. 1841 von Dr. *Johnson* in Auckland angestellten meteorologischen Beobachtungen wechselte die mittlere Temperatur von 56° Fahr. (Mittags) im Juni, bis 76° im Jänner. Der Wind blies am häufigsten aus Südwest. Regen sind häufig, besonders im Winter, und wie es scheint, häufiger als an andern Punkten der Küsten Neu-Seelands. Fröste dagegen kommen selten vor; der tiefste bekannte Thermometerstand ist + 36° F. (+ 1⁷/₉° R.); die grösste Sommerhitze 84° (23⅙° R.). Erdbeben, die zuweilen andere Gegenden der Insel heimsuchen, sind in Auckland und überhaupt im Hauraki-Busen noch nicht beobachtet worden; auch die Eingebornen wissen sich dergleichen nicht zu erinnern. *Dieffenbach*

glaubt, dass *Auckland* in Hinsicht der allgemeinen Witterungsverhältnisse mit *Montpellier* im südlichen Frankreich übereinstimme, nur dass hier der Unterschied zwischen dem heissesten und dem kältesten Monate 68° F. ist, während er in *Auckland* nur 19,8° beträgt. Der wärmste Monat in *Auckland* hat dieselbe Temperatur wie der in *Wien*, der kälteste steht etwas unter der mittlern Temperatur des kältesten Monats in *Lissabon*. — Ebbe und Fluth betragen in Auckland 10 Fuss; doch steigert der Ostwind die Fluth zuweilen auch auf 12 und 13 Fuss. Die magnetische Abweichung ist 14°, die Neigung 61°7.

Zwischen dem Golf von Hauraki und der Insel-Bay sind noch sechs andere Häfen, wo sich Europäer niedergelassen haben.

Der zweite Band von Dieffenbachs Reisebeschreibung verbreitet sich sehr umständlich über die *Eingebornen* Neu-Seelands. Da wir in dem erwähnten Artikel des XVI. Jahrganges unsers Taschenbuches ebenfalls das, was *Yate* über *Lebensweise*, *Sitten*, *Gebräuche*, *Religion* etc. der Neu-Seeländer berichtet, mitgetheilt haben, so glauben wir hier diesen Gegenstand nicht weiter besprechen zu dürfen. *Dieffenbach* schätzt die gesammte eingeborne Volksmenge auf 114890 Seelen. Bemerkenswerth ist, was er in einem eignen Kapitel über

das jetzige Verhältniss dieser Naturkinder zu den europäischen Ansiedlern und Missionären, und wie sich die brittische Gesetzgebung den Eingebornen gegenüber zu benehmen habe, weitläuftig ausführt. Man kann — sagt er unter anderm — nicht ohne schmerzliches Bedauern wahrnehmen, wie wenig Gutes den sogenannten wilden Völkern des Erdbodens aus ihrem Verkehr mit den sogenannten gesitteten Nationen erwachsen ist. Der einzelne Wilde leidet nicht bloss in Hinsicht auf Körperkraft und Gesundheit, sondern auch ganze Stämme nehmen allmählich an Seelenzahl ab und verschwinden zuletzt gänzlich. Was die Thier- und Pflanzenwelt betrifft, so wissen wir allerdings, dass auch hier ganze Geschlechter und Familien im Laufe früherer Jahrtausende zu Grunde gegangen sind, aber weniger allgemein bekannt ist es, dass dergleichen Erscheinungen auch noch in den neuern Perioden der Erdgeschichte vorkommen. Das Aussterben gewisser Gattungen von Thieren und Pflanzen liegt vielleicht im Plane der allgemeinen Haushaltung der Natur, so dass der Mensch wenig oder keinen Einfluss darauf ausüben kann. In Bezug auf Neu-Seeland haben wir weiter oben gesehen, dass der Vogel *Kiwi-kiwi* (*Apterix australis*) seit der Einführung der Hunde fast gänzlich verschwunden ist. Ein anderer Vogel, der *Kakapo*, welcher nach einigen Federn zu urtheilen, die der Verf. erhielt, ein grosser und schöner *Centropus* zu seyn

scheint, ist schon viele Jahre nicht gesehen worden. Nur die ältesten Leute erinnern sich seiner und sagen, dass die von den Europäern eingeführten Katzen ihn ausgerottet haben. Anderwärts ist es den Menschen gelungen, Thiere, deren Aussterben sie bemerkten, und an deren Erhaltung ihnen gelegen war, vor diesem Schicksale zu bewahren. So war der *Auerochs (Bos urus)*, welcher zu Tacitus Zeiten in grossen Heerden die Wälder des mittlern und nordöstlichen Europa bewohnte, am Ende des vorigen Jahrhunderts beinahe verschwunden und nur einige Hundert Stück hatten sich im Innern eines litthauischen Urwaldes erhalten. Durch Massregeln der Regierung ist der weitern Zerstörung dieser *Thiergattung* vorgebeugt worden und ihre Zahl hat sich wieder vermehrt. In diesen und andern Fällen ist die Einführung neuer Thiergeschlechter oder auch die Einwanderung neuer Völker Ursache der Vertilgung gewisser Gattungen gewesen, die diesen fremden Einwirkungen nicht widerstehen konnten. Mit dem *Menschen* aber, urtheilt der Verf., verhält es sich nicht auf gleiche Weise. Alle bisherigen ethnographischen Forschungen berechtigen zu der Annahme, dass die Menschenrassen in ihrem Grundwesen nicht verschieden sind und dass nicht nothwendig eine Rasse der andern Platz machen müsse. Selbst der rohe Wilde Australiens steht in manchen Beziehungen höher als ein grosser Theil der europäischen Völker. Dass er dem Europäer weicht

und allmählich seinem Erlöschen entgegen geht, während er unsere Ueberlegenheit in vielen Stücken anerkennt, beweist nur unsere Ungeschicklichkeit in den Künsten der Civilisation und moralischen Herrschaft, welche uns unfähig macht, seine rohe Einfachheit und seine guten Eigenschaften mit dem, was unser gesellschaftlicher Zustand ihm zur Verbesserung seiner Lage bieten könnte, zu vereinigen und welche ihn bloss das Unangenehme unserer Civilisation empfinden lehrt. Diess spricht aber keineswegs dafür, dass er als Wilder von schlechterer Rasse sei als wir. Wir Europäer, die wir mit »Feuerwasser«, Schiessgewehr und Krankheiten die sonst harmlosen Stämme farbiger Menschen bekriegen, haben kein Recht, sie für schlechteren Stoffes zu halten, sondern sollten vielmehr einsehen, dass unsere eigene Civilisation noch mangelhaft ist.

Von diesen und andern allgemeinen Betrachtungen auf die *Neu-Seeländer* übergehend, gesteht der Verf., dass man bereits Ursache habe, ein feindseliges Zusammenstossen zwischen Eingebornen und Ansiedlern zu befürchten, wenn Letztere fortwährend wie zum Theil bisher, sich auf Ländereien niederlassen, die den Erstern gehören und für deren Erwerbung auf friedlichem und gesetzmässigem Wege nicht Sorge getragen worden ist. Bis jetzt haben sich allerdings die kräftigen Neu-Seeländer noch nicht thätlich zur Vertheidigung ihrer Rechte erhoben, sondern sich bloss mit Protestationen begnügt;

aber wenn ihnen kein gesetzlicher Schutz zu Theil wird, so wird die Zunahme europäischer Einwanderungen sie keineswegs einschüchtern, sondern vielmehr mit Misstranen erfüllen, zum Widerstande reizen und zu offenen Feinden machen, welche keineswegs zu verachten seyn dürften. Sie können sich in undurchdringliche Wälder zurückziehen, wohin kein Weisser ihnen zu folgen vermag; sie können alle Zwecke der Ansiedlung vereiteln, besonders wenn die einzelnen Stämme nothgedrungen ihre Privatzwiste vergessen und sich gegen den gemeinschaftlichen Feind vereinigen*).

Die brittische Regierung hat die Nothwendigkeit eingesehen, die Eingebornen in ihren natürlichen Rechten zu beschützen. Der Gouverneur wurde angewiesen, die Souverainetät von den Häuptlingen mittelst Vertrag zu erwerben. Diess geschah mit einigen Stämmen im Norden der Insel und mit Einzelnen im Süden. Aber später war man durch die Umstände gezwungen, ohne die Eingebornen zu fragen, die volle Herrschaft über alle drei Inseln sich anzumassen. Es war diess mehr eine Förmlichkeit, fremde Staaten oder Gesellschaften an der Erwerbung etwaiger Souverainetäts-Rechte zu hindern. Den Eingebornen konnten dadurch keine

*) Bekanntlich sind, wie öffentliche Blätter melden, im Jahre 1843 schon blutige Fehden zwischen Neuseeländern und Europäern ausgebrochen.

eigentlichen Unterthanspflichten auferlegt werden. Auch war die Massregel desshalb unvermeidlich, weil man fast mit jedem der zahlreichen, von einander unabhängigen Stämme, ja selbst mit den Individuen, da die Häuptlinge nicht über das Eigenthum der Untergebenen verfügen können, im Einzelnen hätte unterhandeln müssen, und die Gesammteinwilligung unmöglich zu erhalten gewesen wäre.

Die Eingebornen hatten übrigens schon mehre Jahre früher einen grossen Theil der Insel an die Europäer verkauft und erkannten diese als rechtmässige Besitzer an. Zugleich hatten sie sich dabei gewisse Bezirke für ihren eignen Anbau vorbehalten. In manchen Fällen aber war kein solcher Vorbehalt gemacht worden, indem die Eigenthümer stillschweigend voraussetzten, dass sie im Besitz der Pflanzungen bleiben würden, die sie und ihre Voräitern seit undenklichen Zeiten inne gehabt hatten. Das giebt dann zu Zwistigkeiten Anlass, da der Europäer nach seinen Gesetzen sich berechtigt glaubt, den Eingebornen aus dem gekauften Grunde zu vertreiben. Sehr häufig hatten auch die Eingebornen keinen Begriff von dem Verkaufe an Fremde mittelst eines Agenten. Sie konnten nicht einsehen, wie ein Mann Millionen Acker Landes für einen andern kaufen könne, der 15000 Meilen entfernt lebte und vielleicht gar nicht persönlich hieher kommen und ihnen den Nutzen gewähren würde, den sie vom Verkaufe erwarteten.

Die *Neuseeland-Compagnie* hat, um weitern Unannehmlichkeiten vorzubeugen, festgesetzt, dass bei allen Länderkäufen zum Anbau einer Stadt den Eingebornen der durchs Loos zu bestimmende zehnte (später der eilfte) Theil vorbehalten bleiben soll. Obschon diess hinreichend für ihre Bedürfnisse ist, so glaubt der Verf. doch nicht, dass der beabsichtigte Zweck mit dieser Massregel erreicht worden. Die Eingebornen haben ihre Lieblingsstrecken, die in der Regel für den Europäer werthlos sind. Sie davon zu vertreiben und auf eine andere Stelle zu verweisen, und dadurch den Stamm von dem Orte, wo er geboren worden und seine Aeltern, Kinder und Geschwister begraben sind, gewaltsam zu trennen, würde eben so ungerecht als grausam seyn, abgesehen davon, dass der Plan ganz unausführbar ist. Wenn er in Bezug auf das gesammte Land der Inseln ins Werk gerichtet werden sollte, würde der Antheil der Eingebornen allein 5 Mill. Acres betragen, was für die höchstens 115000 Seelen betragende Volksmenge auf jeden Fall zu viel ist. Der Verf. glaubt, dass 10 Acres für jedes Individuum mehr als hinlänglich seyn dürfte.

Wir heben noch Einiges von dem aus, was Dieffenbach über die bestehenden *Missionen* mittheilt. Es giebt gegenwärtig dreierlei Missionen auf Neu-Seeland: die der *englischen* (anglikanischen) *Hochkirche*, der *Wesleyischen Methodisten* und der *Römischkatholischen Kirche*. Die anglikanische Mission

ist die älteste und wurde durch den frommen und eifrigen Geistlichen *Sam. Marsden* 1814 begründet. Sie besteht aus 18 Stationen, zusammen mit 6 Priestern und 18 Katechetisten (Religionslehrern) nebst 1 Druckerei-Aufseher mit 1 Assistenten. Die Wesleyische Mission zählt 7 Stationen, jede mit einem Geistlichen, und hat ebenfalls eine Druckerei. Die katholische Mission hat 1 Bischof und 10 Priester, von welchen einer gewöhnlich seinen Posten in Wangaroa, einer in Hokianga, einer in der Insel-Bay, einer in Tauranga und einer auf den Südlichen Inseln hat. Doch wechseln sie zuweilen diese Plätze und der Bischof, dessen Diöses sich ausserdem über mehre Inselgruppen des Grossen Weltmeeres erstreckt, ist in Begleitung einiger Priester beständig auf Reisen von einem Orte zum andern begriffen. Die Zahl aller Missionäre ist demnach 44, so dass im Durchschnitt, die Volksmenge der Eingebornen zu 115000 gerechnet, 2500 auf einen kommen würden. Sie sind jedoch nicht gleichförmig vertheilt. Die am weitesten von der Insel-Bay entfernten Plätze sind erst spät besetzt worden und manche stark bevölkerte Gegenden haben gar keine Missionäre. Die jährlichen Kosten der anglikanischen Missionen betragen beiläufig 17000 Pf. St.

Die Fortschritte, die das Christenthum macht, sind sehr ungleich. Ein Fehler ist, dass die Missionen in der Regel bei den vornehmsten Hafenplätzen errichtet worden, wo schon früher allerlei

schlechtes Volk, von fremden Schiffen entlaufene Matrosen, flüchtige Sträflinge aus Neu-Südwales, sich niedergelassen und mit den Eingebornen vermischt hatten. Hier sind gerade die schlechtesten Christen. Den anglikanischen Missionen hat auch der Länderkauf geschadet. Viele der ältern Missionäre sind Gutsbesitzer, Viehzüchter, Getraidehändler und überhaupt reiche Leute geworden. Bei der brittischen Besitznahme der Inseln meldeten sich 11 Missionäre mit Ansprüchen auf 96219 Acres! — Den Wesleyschen Missionären ist kein Länderkauf gestattet; sie dürfen nur so viel besitzen, als zum Bedarf ihrer Familien nothwendig ist. Dasselbe ist mit den Katholiken der Fall. Letztere haben sich durch Uneigennützigkeit und höhern Bildungsgrad viele Freunde unter Eingebornen und Europäern erworben und sind in ihren Bekehrungsarbeiten nicht minder glücklich als die protestantischen Missionäre gewesen. Die Eingebornen besitzen grosse Lernbegierde, besonders was Lesen und Schreiben betrifft. Die Bücher gehen von Hand zu Hand und man sieht ganze Gruppen stundenlang beisammen sitzen und das Gelesene besprechen.

Bemerkenswerth ist die Art, wie die Eingebornen die Europäer eintheilen. Sie unterscheiden nämlich vier Klassen: *Mihaneres* (Missionäre), *Hohios* (Soldaten), *Revera* (Teufel) und *Kukies* (Sklaven). Zu den Teufeln rechnen sie Alles, was nicht in die übrigen drei Klassen passt, als Schiffskapitäne, Kaufleute

und *Gentlemen*, mit welcher letztern Abtheilung sie erst neuerlich seit der brittischen Besitznahme bekannt geworden sind. Unter *Kukies* begreifen sie Handwerker, Matrosen, Dienstleute. Die protestantischen Eingebornen rechnen ihre katholischen Landsleute zur dritten Klasse, was zur Folge hat, dass Letztere sich fortwährend mehr an ihre Heiden gebliebenen Brüder anschliessen. Die alten National-Zwiste werden jetzt leider unter dem Deckmantel der Religion ausgefochten.

IV.

ERINNERUNGEN AUS ESTHLAND.

Unter dem Tittel *Lettres from the Shores of the Baltic* (Briefe von den Küsten des Baltischen Meeres) sind 1842 zu London in zweiter Ausgabe 2 Bändchen Briefe einer englischen Dame erschienen, welche in den Jahren 1838 und 1839 eine Reise nach *Petersburg* und von da nach *Esthland* zum Besuche einer dort verheuratheten Schwester unternommen hat. Diese Briefe enthalten über Leben, Sitten und Gebräuche der vornehmen Welt sowohl als des Landvolkes in *Esthland* so viel Einzelnes, im Allgemeinen wenig Bekanntes, aber Belehrendes und Unterhaltendes, dass ein Auszug davon in unserm Taschenbuche wohl nicht ungern gelesen werden dürfte.

Die Verfasserinn hatte sich bis in den November in Petersburg aufgehalten und es war um diese Jahreszeit, wo schon der s. g. »kleine Winter« eingetreten, nichts Leichtes noch bis *Reval* zu kommen. Das Dampfschiff ging schon lange nicht mehr. Diligencen gab es nicht und es blieb nichts übrig, als sich mit eigenem Fuhrwerk auf den Weg zu machen. »Eine Reise von dreihundert (engl.) Meilen durch ein fremdes Land mit fremder Sprache hatte allerdings etwas sehr Abschreckendes. Aber, wer furchtsam ist, bleibe zu Hause. In kurzer Zeit war ein zuverlässiger junger kräftiger Bursche ausfindig gemacht, der sich bereitwillig finden liess, eine Dame zu geleiten, welche bloss still im Wagen zu sitzen brauchte und sich nur mit sich selbst unterhalten konnte. Als er mir vorgestellt wurde und mich, meine Sprache so wenig als ich die seinige verstehend, in meinem Fauteuil sitzen sah, schien er mitleidig zu sagen: »Ich will für dich sorgen, armes Ding.«

Warm eingepackt, mit mehr Kleidern auf dem Leibe, als ein Südländer sein ganzes Leben hindurch braucht, verliess unsere Britinn am 19. Nov. Petersburg. Nach mancherlei Beschwerden in Post- und Wirthshäusern erreichte sie über Narwa in wenig Tagen das ersehnte *Esthland*. Der Vorrath von Lebensmitteln, mit welchen die Reisende von ihren Petersburger Freunden versorgt worden war, ging zu Ende und es wurde auf der Station in

einem nicht eben viel versprechenden Hause Halt gemacht. »*Anton* guckte in ein Zimmer rechts und schüttelte den Kopf, hierauf in eines links und machte dieselbe Pantomime. Beide waren mit Tabaksqualm angefüllt. Der Wirth kam herbei; ich verlangte, denn hier wurde Teutsch gesprochen, ein »ordentliches Zimmer«, wo ich speisen könnte. Er sah ringsum auf den schmutzigen Fussboden, die gebrechlichen Stühle und die rauchenden Gäste und antwortete, die Achseln zuckend: »Was können Sie mehr verlangen?« Ich hätte ihm beinahe ins Gesicht gelacht; aber die Gäste waren artiger und zogen sich, meinen Wunsch allein zu seyn errathend, in das andere Zimmer zurück. Besser ging es auf der nächsten Station, wo ich guten Thee und eine hübsche Frau fand, welche mich indess über den Zweck meiner Reise neugierig ausfragte. Sie erzählte mir auch, dass Se. Majestät der Kaiser vor wenig Wochen auf einer gewöhnlichen *Telega* (Postwagen) hier durchgereist sei und auf demselben Sofa, wo ich jetzt ausruhte, zwei Stunden geschlafen habe..... Um über einen jetzt angeschwollenen Fluss zu kommen, welcher bis zur nächsten Station zu passiren war, musste ein beschwerlicher Umweg nach einer entfernten steinernen Brücke gemacht werden. Darüber war es Mitternacht geworden. Aber begierig vorwärts zu kommen und keineswegs geneigt, in einem Posthause zu übernachten, liess ich ungesäumt weiter fahren. Die Kälte nahm be-

trächtlich zu. Ein dicker Frostnebel erfüllte die Luft. Anton hüllte sich tief in seinen Pelz und sass vor mir wie eine Salzsäule. Auch mich durchdrang die Kälte immer mehr; der Hauch gefror mir vor dem Munde und an den Augenlidern und Augenbrauen hingen Eiszäpfchen. Wie bereute ich es, Menschen und Pferde solchen Unbilden der Witterung ausgesetzt zu haben! Unterdessen fuhren wir über eine offene, mit Wäldern eingefasste Ebene und von Zeit zu Zeit drang ein bald heulendes bald knurrendes Geschrei unangenehm in mein Ohr. Ich horchte vergebens muthmassend darauf, als es sich stärker etwa hundert Yards von uns hören liess. Anton murmelte ganz ruhig: *Volki* (Wölfe). Auch wenn das Wort dem teutschen weniger ähnlich geklungen hätte, würde ich es von selbst errathen haben, und ich zitterte nun noch mehr vor Angst und Sehnsucht, bald eine menschliche Wohnung zu erreichen. Die Gefahr ging indess glücklich vorüber und bald hielten wir vor dem Posthause, wo ich, jetzt weniger bedenklich geworden augenblicklich eintrat und über einen auf dem Boden liegenden Bauer stolperte, der sogleich schlaftrunken aufstand und mir einen schmutzigen Leuchter mit einem grünen Talglichte in die Hand gab. Wir gingen dann durch eine Stube, wo zwei Soldaten auf Bänken schliefen und noch etwas Anderes, das ich nicht unterscheiden konnte, auf dem Boden lag; aber so unbekümmert, als ob ich un-

schuldige Kinder liegen sähe, ging ich in Begleitung Antons vorwärts in ein unbesetztes Zimmer. Hier wärmte mein Diener am Ofen meine Wagenpolster und machte mir auf einem elenden Sofa ein bequemes Lager zurecht, auf dem ich, von Frost und Beschwerden an Körper und Geist ermüdet, augenblicklich einschlief.«

Das nächste Posthaus sah einladender aus als alle bisherigen. Zwei alte Ulmen standen vor der Thüre; die Fenster waren gewaschen, den Fussboden bedeckte frisch gestreuter Sand und in einer Ecke stand eine Stockuhr, bezeichnet mit »*Thomas Hunter, Fenchurch-street*«. — »Ich hätte anbetend niederfallen mögen;« — sagt die Lady. — »Das Räthsel löste sich durch einige Worte in gebrochenem Englisch, welche der Wirth erröthend vorbrachte. Er hatte vor zwanzig Jahren einige Monate in England zugebracht, und hätte er diess auch verschwiegen, so würden sein Benehmen und seine Umgebung die Sache verrathen haben. Der Tisch war sauber gedeckt; Wasser und Handtuch wurde mir dargereicht, und das Gesicht des Mannes leuchtete wohlgefällig, als ich ihm sagte, sein kleines Haus sei so »comfortable« wie ein englisches. Weissbrod war freilich nicht zu haben. Anton thauete also meine gefrornen Petersburger Laibel auf und der Wirth röstete sie auf gut Englisch. Diese Station heisst *Lup* (Loop).«

Von hier bis *Reval*, etwa noch 90 Werste, war

das Land eine einförmige Schneefläche, aus welcher nur die weiss und schwarz angestrichenen Werstpfähle und die Steinhaufen zu beiden Seiten der Strasse hervorguckten. Die nächste Nacht schlief die Reisende sicher und behaglich in Reval, unter dem gastlichen Dache ihrer Schwester. Aber nur einige Tage verweilte sie in der Hauptstadt Esthlands und dann begab sie sich auf ihr Landgut, das nur eine Tagreise entfernt war. Wir lassen die Verf., die leider, wie die meisten Engländer, Alles so finden möchte wie zu Hause, selbst erzählen.

»Wir hielten am Abend vor einem grossen halbmondförmigen Gebäude, dessen Form und Bauart mich an die bekannten Terrassen in Regents-Park erinnerten. Wenn schon das Aeussere viel versprach, so übertraf das Innere bei weitem alle meine Erwartungen, und ich brauchte nur die Augen vor einem gewissen Mangel an höchster Vollendung zu verschliessen, um mir einzubilden, dass ich mich in einer fürstlichen Residenz befinde. Der Reichthum an architektonischen Verzierungen, die Schönheit der Fresken am Plafond, die Politur der marmorartigen Parketten, die Geräumigkeit und die schönen Verhältnisse der Zimmer und Säle — alles diess bildete ein prachtvolles Ganze, und nur das Ameublement schien aus einer Zeit zu stammen, wo das, was wir »Comfort« nennnen, noch nicht zum menschlichen Wohlbefinden für nothwendig gehalten worden seyn mochte.«

»In seltsamer Weise sticht gegen die Pracht des Hauses die höchst einfache, urväterliche Lebensweise der Bewohner ab. Die einzelnen Glieder der Familie stehen zu ungleichen Stunden auf. Zuweilen finde ich nur des Hausherrn leere Kaffeschale, während er schon ausgegangen oder in seinem Zimmer mit Schreiben beschäftigt ist. Ein anderes Mal begegne ich einem Bedienten, welcher dem Herrn das Frühstück vors Bett bringt, und lange nachher, wenn ich schon bei meiner Arbeit sitze, tritt dieser noch im Schlafrocke und mit schlaftrunknen Augen ins Zimmer. Das Frühstück wird hier nicht wie bei uns als eine Mahlzeit betrachtet. Einige nehmen es stehend, andere rauchend, und die Kinder rennen oft mit ihrem »Butterbrod«*) in einen Winkel oder verzehren es am Fussgestelle einer Säule in dem prachtvollen grossen Saale, oder sie spazieren damit herum, eine Unart, die auf unsern englischen Teppichen als ein kleiner Hochverrath würde angesehen werden. Um ein Uhr begiebt sich Alles durch die lange Zimmerreihe nach dem grossen Speisesaal, wo in bester Form eine reichliche Mahlzeit aufgetragen ist. Dieser geht in der Regel das *Frühstück*, wie sie es hier nennen, voraus (unser *Breakfast* heisst hier *Kaffeh*) und dieses wird, im Angesichte der

*) Die Verf. schreibt diese und andere Wörter, so wie ganze Redensarten *teutsch*, auch, eine Seltenheit in englischen und französischen Werken, überall richtig.

vollständig aufgetragenen Hauptmahlzeit, gleichsam als ein Herold betrachtet, der die Leute auffordern soll, gehörig zuzulangen. Es besteht nämlich aus stark gewürzten oder gesalzenen Gerichten, oder Schweizerkäse, Bratwürstchen, Sardellen etc., welches Alles mit einem Glas starken Liqueurs hinabgespült wird, den die ältern Damen eben so gern wie die Herren zu trinken scheinen. Die Küche ist teutsch, mit einheimischer Grundlage, Letztere besonders am Mittwoch und Sonnabend, wo auch der fremde Gast wenigstens davon kosten muss; denn nach althergebrachter Sitte vertritt an diesen beiden Tagen die Stelle der Suppe regelmässig eine Art Pudding aus Habermehl, »*Brei*« genannt, welchen ein Bedienter von Gast zu Gast herumreicht, während ein anderer mit einer grossen Kanne des trefflichsten Rahms (Schmetten, Sahne) folgt, mit dem man den heissen Brei begiesst. Ueberhaupt ist Rahm ein Bestandtheil vieler Speisen und es wird so viel davon genossen, dass er in meinen Augen, die Fälle ausgenommen, wo man ihn sauer geniesst, eine Menge Küchensünden bedeckt. Eine andere täglich vorkommende Eigenthümlichkeit der Tafel ist das Roggenbrod, welches für die Herrschaft nur schwach, sehr stark aber für die Dienstleute gesäuert wird und eine Uebung von etlichen Wochen erfordert, wenn es einem fremden Gaumen behagen soll. Weissbrod wird hier als eine Leckerei, fast wie Kuchen, angesehen; es besteht aus dem feinsten

Moskauer Weizenmehl und zeichnet sich durch eine gewisse Sprödigkeit und fades Geschmack aus. Unter »*Brod*« versteht man nur die langen schokoladenfarbigen Laibel Roggenbrod, und die Kinder machten sich unendlich lustig über die Unwissenheit der englischen Tante, wenn sie bei der Tafel »*Schwarzbrod*« verlangte. Die Bedienung beim Essen ist wie in Teutschland; die Speisen werden auf einem Seitentische zerlegt und dann herumgegeben, was zuweilen dem Gaste nicht angenehm ist, da z. B. gerade nach einem Braten ein Gemüse folgen kann, welches früher willkommener gewesen wäre.... Um sechs Uhr wird trefflicher Thee getrunken, der mit Weissbrod für eine leichte Mahlzeit gelten kann. Später folgt die ebenfalls aus mehren Gesichten bestehende Abendmahlzeit; kein Wunder, dass für das Frühstück wenig Appetit übrig bleibt.

Männliche und weibliche Dienstboten (Kinder von Unterthanen) schwärmen hier so zahlreich herum als in einem Hause desselben Ranges in England, jene freilich in muffigen Kitteln und mit ungeputzten Stiefeln, diese aber nett und reinlich, in der Regel sämmtlich in ihrer Dorftracht und die ledigen Mädchen mit einfach geflochtenem und malerisch um den Kopf gewickelten Haaren. So sieht man sie, bei der seltsamen Bauart der Häuser, durch die ganze Reihe eleganter Zimmer über die gewichsten Parketten hingleiten, um sich, da kein anderer Weg

vorhanden ist, aus der Gesindestube in die Küche zu begeben. Die Weibespersonen arbeiten hier, wie in allen noch auf niedriger Gesittungsstufe stehenden Ländern, doppelt so viel und willig als die männlichen Dienstleute. Die Esthländischen Damen verlangen aber auch wirklich so viel Aufmerksamkeiten und haben ihre Bedienung gewöhnt, sie so unbehülflich zu betrachten, dass ich Anfangs einen etwas harten Kampf mit einem überdienstfertigen Kammermädchen zu bestehen hatte, um in Hinsicht meiner eignen Gewohnheiten die nöthige Unabhängigkeit zu behaupten.«

Nachdem ich die ganze innere Einrichtung der Wohn- und Schlafzimmer kennen gelernt, führte mich meine schwesterliche Wirthinn in ihre »*Schaffarei*« oder Vorrathshaus, dessen Thüre sie mit einer gewissen Feierlichkeit aufschloss. Es war in der That ein grosses Magasin, reichlich mit allen Erfordernissen einer grossen Haushaltung ausgestattet, mit Gegenständen, welchen die Verzehrenden oft zu wenig und die Anschaffenden zu viel Aufmerksamkeit schenken. Auf dem Fussboden standen oder lagen ganze Reihen dickbäuchiger Branntwein- und Liqueurflaschen, Krüge voll eingemachter Früchte, Fässer mit eingesalznen Fischen, Webeu grober Leinwand, Wollenknäuel, Flachsklobben und Zuckerhüte. Grosse Kisten rings herum enthielten Moskauer Mehl, Salz, Sago, Saffran, Stärke etc. etc., während andere Behältnisse mit gebackenen Aepfeln,

Birnen, Kirschen, Erbsen, Bohnen, Bickenmuthen etc. angefüllt waren, welche Letztere zur Bereitung eines Absuds (Decocts) für Wunden gebraucht werden. Ausserdem sah ich an den Wänden grosse Garn- und Zwirnknäuel, Netze, Korkstöpsel, Kerzen aller Farben und zum Theil so gross, wie die der Mutter Gottes von Kasan geopferten, schwarze und weisse Schaffelle und zahllose andere von der Decke herabhangende Schätze, während seitwärts verschiedene Schubfächer mit Weintrauben, Feigen u. dgl. für leckere Gaumen vollgestopft waren. Diese Schafferei ist vorzugsweise das Heiligthum der Frau vom Hause, welche, wenn sie ihrem Berufe genügen will, das ganze Jahr über hinlänglich zu thun hat. Denn die Geschäfte in einer esthländischen »*Wirthschaft*« beschränken sich nicht auf Anordnung der Tafel und Ausschelten der Dienstleute, sondern umfassen auch, wie bei unsern Grossmüttern vor hundert Jahren, wenn sie die wichtigen Angelegenheiten eines grossen Landaufenthaltes zu besorgen hatten, die Leinweberei, das Lichterziehen, Seifenkochen, Liqueurbrennen etc. etc., und bei der erschwerten Verbindung mit zum Theil weit entfernten Städten braucht es keinen geringen Grad von Ueberlegung und Voraussicht, um für den langen nordischen Winter die Haushaltung keinem Mangel an irgend einer Nothwendigkeit auszusetzen. Freilich hat jede Hausfrau ihre Haushälterinn, welche sie benachrichtigt, dass die Essigflaschen, die Stärkefässer etc. leer

sind, oder, wenn sie besonders reich ist, eine eigne Gehilfinn, *Mamsell* genannt, der alle diese Geschäfte obliegen. Aber Haushälterinnen und Mamsells sind schwache Wesen so gut wie ihre Gebieterinnen, und es trifft sich wohl zuweilen, dass alle drei gemeinschaftlich eine wichtige Kleinigkeit vergessen, die der Mahlzeit Eintrag thut und den »*Hausherrn*« auf mehre Tage um seine gute Laune bringt.

Bei allen diesen grossen Verantwortlichkeiten ist das Amt einer vornehmen Hausfrau, obschon ein ehrenvolles, dennoch ein ziemlich beschwerliches. Schon das Wort »Wirthschaft« hat für sich eine fast magische Kraft. Erwachsene Mädchen, die in kurzer Zeit selbst Hausfrauen zu werden hoffen, sprechen es mit einer Mischung von Achtung und Besorgniss aus. Für junge Frauen ist es in den ersten Wochen nach der Hochzeit das Losungswort ihrer neu erlangten Würde und von den Lippen mancher ältern Damen ertönt es mit einer gewissen Freudigkeit und innern Selbstbefriedigung, gleichsam als ob sie froh wäre, dadurch von allen andern weiblichen Pflichten entbunden zu seyn..... Erziehung ist bisher nicht eben unter die nöthigen Bestandtheile der Ausstattung einer esthländischen Braut gerechnet worden, aber die Fortschritte der Aufklärung und einzelne Verheurathungen mit Frauen aus weiter vorgeschrittenen Ländern haben allmählich auf den Gedanken gebracht, dass Leute von Er-

ziehung sich auch in den gemeinsten Geschäften des Lebens auszeichnen.....

»Nachdem das Magazin wieder gehörig verschlossen war, führte uns der Weg zunächst in die bequeme und warme Wohnung der Haushälterinn, in deren mit Ziegeln gedeckten Fussboden sich drei kleine Kinder und sechs junge Hühner getheilt hatten, hierauf in die Küche, wo Alles um die flachen Heerde in emsiger Bewegung war, und zuletzt in die »*Volksstube*«, wo alle geringern Dienstleute, Kutscher und Stallknechte, Viehmägde und Schafjungen etc., zusammen 20 oder 30, täglich sich zum Essen versammeln. Hier hätte ein Künstler Beschäftigung gefunden: ein schwarzer, ungedielter Fussboden, Wände von allen Farben, roth, schwarz und gelb; ein ungeheures Bollwerk von einem Kachelofen; Töpfergeschirr, hölzerne Fässer und Bänke.... Aber das Anziehendste waren in diesem Augenblick die lebendigen Insassen. Etwa fünfzehn Bauermädchen sassen theils einzeln theils gruppenweise an ihren Spinnrädern, ohne sich durch unser Eintreten in der Arbeit stören zu lassen. Ihre gestreiften Röcke und dunkelblauen oder grauen Tuchjacken, so wie langen lohfarbenen über die Schultern herabfallenden Haare und die dunkelbraunen Spinnräder stachen malerisch gegen die übrige Umgebung ab. Manche dieser Mädchen hatten aber ein so lichtes Haar, dass es fast nicht von dem Flachse an ihren

Rocken und Spindeln zu unterscheiden war, und diese durften, wie uns die Haushälterinn in gebrochenem Teutsch sagte, mit Sicherheit bald auf einen Bräutigam rechnen, denn solchen Flachsköpfen könne kein Bauernherz widerstehen. Die meisten gingen barfuss und ein hübsches gelbhaariges Mädchen liess, als sie bemerkte, dass ich sie besonders ins Auge fasste, ihr Haar wie einen Schleier auf das gebückte Gesicht fallen und guckte verstohlen hinter demselben uns an. Uebrigens sah keines dieser Mädchen besonders reinlich und einladend aus, so malerisch sie sich auch im Ganzen ausnahmen. Einige standen auf, als wir sie anredeten, und streichelten uns, die Augen niedergeschlagen, von oben bis unten rechts und links mit beiden Händen, als ob sie unsere Kleider glatt streifen wollten. Es ist diess der nationale Gruss gegen ihre Gebieter, besonders wenn sie eine Bitte vorzutragen haben. Weiterhin stand eine stämmige Küchenmagd, mit aufgezogener Jacke, und knetete in einem grossen hölzernen Backtrog grobes Brod für die Dienstleute, oder s. g. *»Kolkbrode«*. Die spinnenden Mädchen sind Unterthanen des Gutes und bringen mehre Wochen im Winter auf dem *Hofe*, wie das Herrnhaus genannt wird, mit Spinnen (als Frohndienst) unter Aufsicht der Haushälterinn zu. Es scheint nicht, dass sie diese Arbeit ungern verrichten, denn ausser der männlichen Gesellschaft, die sie beim Mittagessen finden, ist die *Kolkestube* auch die Einkehr für alle Bettler

und Hausirer und die allgemeine Klatschversammlung der Nachbarschaft.«

»Die weitere Verarbeitung des Gesponnenen gehört unter das Wichtigste der Wirthschaft. Die gröbere Leinwand wird in den Hütten der Bauern gewoben, aber die feinern Sorten für Tischtücher, Teller- und Handtücher, sind das Geschäft eigner Kunstweber, deren auf jedem Landgute einer oder mehre wohnen, welche ihre Musterkarte der Hausfrau überschicken, damit sie sich die Verzierungen nach ihrem Geschmack auswählen könne. Zuweilen entwirft sie auch selbst einige Blumen oder Arabesken, die der Weber nicht ohne Geschick auszuführen versteht. Die Besichtigung des vom Weber abgelieferten Erzeugnisses ist eine Sache von höchster Wichtigkeit. In Esthland wie in Teutschland ist es alte Sitte, dass eine Braut dem Herzgeliebten nicht nur den grössten Schatz, sich selbst, zubringt, sondern auch in Begleitung ganzer Wagenladungen von Haushaltungs-Erfordernissen, Wirthschaftsgeräthen, Kisten voll Linnenzeug, Schüsseln, Tellern und Gläsern, bei ihm einzieht. Eine sorgsame Mutter kann daher, wenn sie sich an die künftige Bestimmung ihrer Tochter erinnert, nicht frühzeitig genug an die Vorbereitungen dazu denken, und ehe das Mädchen noch mannbar geworden, legt sie schon den Grund zu ihrer »*Aussteuer*.« In frühern Zeiten wurde diese Sorgfalt noch viel weiter getrieben und ein töchtervolles Haus seufzte unter der Last

aufgehäufter Schätze dieser Art. Aber gegenwärtig hat ein gewisser Grad von ökonomischer Bedenklichkeit, ob es denn wirklich rathsam sei, »Schätze zu sammeln, welche Rost und Motten fressen und denen die Diebe nachgraben und stehlen können«, in Verbindung mit dem zunehmenden Geldmangel und, was noch dringender abmahnt, den Ueberresten aus den reichen Garderoben der Grossmütter, den Eifer etwas abgekühlt.«

Im Innern der grossen Häuser dieses Landes ist nicht die mindeste Kälte zu spüren. »Die Zimmer werden durch grosse Oefen erwärmt, die sich, aus mehren stockwerkartigen, geschmackvoll verzierten Abtheilungen von weissem Porzellan bestehend, thurmähnlich vom Boden bis zur Decke erheben, und an der Oeffnung Thüren von Messingblech haben, welche stets blank wie Gold geputzt sind. In geringern Wohnungen erscheint der aus gemeinen Thonkacheln bestehende Ofen bloss als eine Hervorragung der Mauer und hat mit dieser gleichen Anstrich. Zwei an einander stossende Zimmer haben gewöhnlich einen gemeinschaftlichen Ofen, der sich in der Zwischenwand befindet. Diese grossen Oefen werden in 24 Stunden nur Ein Mal geheizt, durch einen alten Caliban, der im Winter fast nichts weiter zu thun hat. Wenn das Holz gehörig ausgebrannt ist, wird die Asche mit der »Ofengabel« sorgfältig zusammengekehrt und sowohl die zum Rauchfang führende Oeffnung als auch das

Heizloch dicht verschlossen, so dass der Ofen noch sechs Stunden lang heiss bleibt und auch später nicht völlig auskühlt. Aber grosse Vorsicht ist nöthig, dass die Kaminöffnung nicht zu früh geschlossen werde, denn wenn das kleinste Stück unverbrannten Holzes zurückbleibt, so dringt kohlensaures Gas ins Zimmer und wird der Gesundheit nachtheilig.... Schon zeitig vor dem Eintritt des Winters werden die Doppelfenster eingesetzt, welche das Bischen Licht, was die Natur in dieser Jahreszeit spendet, noch mehr vermindern. In der Regel hat jedes Zimmer ein »Klappfenster«, oder zwei bewegliche Scheiben, deren eine nach innen, die andere nach aussen geöffnet werden kann und durch welche man *stundenlang* etwa 10 Minuten lang frische Luft hereinlässt. Aber in manchen Familien herrscht ein so grosser, vom Vater auf Sohn vererbter, Widerwille dagegen, dass dergleichen Luftlöcher nicht angebracht werden dürfen oder, falls sie vorhanden sind, sorgfältig mit Papier verklebt werden müssen. Da alle Zimmer und Säle, selbst die Schlafgemächer nicht ausgenommen, an einander stossen, die sämmtlichen Thüren stets offen stehen und das Ganze demnach als ein einziges grosses Gemach zu betrachten ist, so vertheilt sich die Wärme der verschiedenen Oefen gleichförmig und es lebt und schläft sich recht angenehm, so dass wir (Engländer) uns nicht wundern dürfen, wenn Fremde unsere Einrichtung, wo man am Ofen heizt und am Fenster auflüftet, sehr

tadelnswerth finden. Ausserdem hat die gleiche Temperatur der russischen Zimmer das Gute, dass man trotz der strengen Winterkälte nichts von Lungenkrankheiten und Rheumatismen weiss, obschon das lange Entbehren der frischen Luft andere Krankheiten begünstigt.« .....

Nach dieser allgemeinen Uebersicht des Hauses beschreibt die Verfasserinn ihre Wanderungen durch den 120 Fuss langen, in der Mitte durch eine Reihe steinerner Pfeiler abgetheilten Schafstall, die andern Viehställe, und die »*Branntweins*-Küche« (Brennerei), wo Tag und Nacht aus Roggen oder Kartoffeln Branntwein gebrannt und das Spülicht zur Viehmästung verwendet wird. Der Verbrauch an Winterfutter für so zahlreiche Heerden vom Oktober bis Anfang Mai würde einem englischen Landwirth unglaublich vorkommen. Die Schafe waren auserlesene Merinos (wohl sächsische Electorals), ein Zweig der Viehzucht, der erst neuerer Zeit in Esthland eingeführt worden ist. »Auch ein Paar englische Schafe befanden sich darunter, zarte Thiere, mit langen groben und zottigen Vliessen und kurzen Beinen, auf welche der sächsische Schafmeister mitleidig, fast verächtlich herabsah und meinte, dass sie nur zum Essen taugten.« Auch der mit drei Fuss hohem Schnee bedeckte Garten mit seinen Glas- und Treibhäusern wurde besucht. Die gewöhnlichen exotischen Gewächse erregten nur Bewunderung; aber — »als wir an ein kleines Exemplar

von gemeinem Epheu kamen — diesem Kinde englischer Abkunft, welches bei uns zu grossen Büschen emporwächst und frei über Kirchen, Hütten und Ruinen wandert, hier aber in einem Topfe wurzelte und sich kümmerlich an einem dünnen Spalier emporrankte, da wurde meine empfindsame Saite berührt: — Heimath! süsse Heimath! Es geht nichts über die Heimath!«

In einem folgenden Briefe schildert die Verf. das Angenehme des nordischen Winters. »Es liegt etwas Belebendes, Erheiterndes in dieser athemlosen, klaren, stillen Luft. Der bald in zartes Roth bald ins Perlfarbene spielende, bald mit allen Farben des Regenbogens glänzende krystallne Schnee bietet keineswegs den Anblick einer leblosen weissen Fläche dar. Wir machen jeden Tag einen Gang ins Freie, und kaum haben sich die schweren Flügelthüren unsers Hauses geöffnet, so empfangen uns freudig ein halbes Dutzend grosser Hofhunde, überstürzen mit ihren Liebkosungen ein Paar Kinder, kaum so gross wie sie selbst, und machen sogar den Erwachsenen Mühe, sie sich vom Leibe zu halten. Zuweilen schlagen wir die Landstrasse ein, wo uns Bauern mit rohen Karren, an welchen weniger Eisen zu finden, als ein englischer Arbeiter an seinen Schuhen trägt, in Reihen zu neun oder zehn hinter einander begegnen, oder eine flinkfüssige Bäuerinn in hoher Mütze und reinlichem Schafpelz, um uns, auszuweichen, bis an die Hüften in den Schnee

springt und uns freundlich ihr *Terre Hommikust* (Guten Tag!) zuruft. Oder wir folgen einem Fusssteig in die Wälder, so schmal, dass wir wie die wilden Indier eines hinter dem andern gehen müssen, während die uns vorbeijagenden Hunde tief in den Schnee sinken. Diess ist das Land der Fichten, mit Rinden so glatt wie ein Schiffsmast, mit Aesten so regelmässig wie die Sprossen einer Leiter und bis zu fünfzig Fuss Höhe kaum um einen Zoll Umfang von einander abweichend, meilenweit nur durch einzelne seitwärts geneigte Stämme, nirgends durch verkrüppelte, unterbrochen und an ihrem Fusse von kräftigem Nachwuchs eingefasst, kecken Liliputern, deren auf einem Geviertfuss lichten Raumes wohl fünfzig emporschiessen. Wie erscheinen dagegen unsere kostbar gezogenen und gepflegten englischen Wälder! Hier thut die Natur Alles und unendlich besser für ihre wild aufwachsenden Kinder, welche dichter beisammen stehen, stärker und höher emporwachsen, als die sorgfältig gepflanzten und verpflanzten Sprösslinge unsers Bodens. Hier und da sieht man einen kahlen, ausgekerbten Stamm und am Fusse desselben einen Teppich frisch abgebrochener Aeste. Ein Bauerjunge hat sich einen Spass gemacht, der bei uns forstgesetzlich bestraft werden würde; er ist an dem Baume, einen Ast nach dem andern abbrechend, emporgeklettert, bis er zur schwindelnden Höhe des Wipfels gelangte, wo er nur noch mit den Händen sich er-

halten konnte. Je weiter er hinauf kommt, desto grösser ist sein Jubel, aber freilich auch desto halsbrecherisch das Wiederherabklettern. Wenn wir diese Wälder so durchwandeln, so beschleicht uns doch zuweilen die Furcht, dass die Wölfe, deren Fährte mit der der Hasen und den Spuren von mancherlei Vögeln wir im Schnee, selbst bis unter den Fenstern unsers Hauses erblicken, auch am Tage herumstreifen möchten. Einsmals, als wir, vielleicht zum Glück, ohne Begleitung unserer grossen Hofhunde, auf dem Wege nach einer benachbarten Mühle eine Anhöhe hinaufstiegen, stand meine Schwester plötzlich still und zeigte, mich bei der Hand fassend, schweigend auf einen 50 Yards entfernten, sich bewegenden Gegenstand. Es war ein grosser Wolf, der aber ganz gemächlich ohne uns zu bemerken, fortschlenderte und den nämlichen Weg in den Wald einschlug, den wir kurz zuvor verlassen hatten. Wir erblassten allerdings beide, gingen aber doch muthig vorwärts. Die Fälle, dass Menschen, selbst wehrlose kleine Kinder, angegriffen worden, sind äusserst selten; nur im grössten Hunger und eines Tages bei einem Fleischer, dessen Kleider nach frischem Blut rochen, ist dieses geschehen. Letzteres lockt die Wölfe so stark an, dass Bauern, welche Fleisch eingekauft haben, von ihnen verfolgt werden und oft um ihrer eignen Sicherheit willen genöthigt sind, die gefährliche Last preis zu geben. Ein mit Fleisch beladener

Schlitten wird von drei bis vier hungrigen Thieren angefallen, welche sich der Beute vor den Augen des Eigenthümers gewaltsam bemächtigen. Wo immer ein Thier fällt, so finden sich auch, selbst wenn meilenweit keine Spur von ihnen zu sehen war, in einer halben Stunde eine Menge Wölfe ein. Ein verwundeter Wolf weiss, dass er nur, wenn er sich versteckt, vor den Anfällen seiner blutdürstigen Brüder sicher ist. Was die Hunde betrifft, so ist es herzbrechend zu denken, wie viele die Treue gegen ihre Herren mit dem Leben bezahlen müssen. Wenn ein Paar Wölfe um ein Haus oder eine Schafhürde herumschleichen, so sind gewiss ein Dutzend Hunde aller Grösse bei der Hand, sie vereinigt in die Flucht zu jagen. Wagt sich aber ein einzelner zu weit vorwärts, so ist in wenig Minuten von dem armen *Carrier Pois* (Schafbuben, wie die grossen Hunde im Esthischen genannt werden) gewiss nur ein Büschel blutiger Haare zu finden. Das Hausvieh vertheidigt sich tapfer und die Pferde, besonders die Stuten, welche ein Füllen haben, wehren sich mit den Vorderfüssen, deren Hufeisen gewöhnlich sehr gute Dienste thun. Aber wehe ihnen, wenn es dem Angreifenden gelingt, das Thier bei der Kehle, oder von rückwärts an den Flanken zu fassen; dann hört alle Vertheidigung auf. Eine Kuh ist zuweilen so unglücklich, dass der Wolf sie beim Schwanze fasst und mit zehnpferdiger Kraft sich so fest daran hält, dass das arme Thier vergebens mit ihm, feldeinwärts

rennend, zuletzt genöthigt ist, das theure Anhängsel preis zu geben und froh seyn muss, mit dem Stummel davon zu kommen. Diese Raubthiere hatten einst so überhand genommen, dass die »Ritterschaft« (wie der adelige Provinzialsenat genannt wird) eine Belohnung von 5 Rubeln für jedes Paar an die Behörde abgelieferter Wolfsohren aussetzte. Diess hatte gute Wirkung, und in dem Masse, als sich die Wölfe verminderten, verdoppelte die Ritterschaft die Prämie.... Ein altgebräuchliches Mittel, Wölfe herbeizulocken, besteht darin, dass man ein Schwein in einen Sack steckt und diesen auf einen Wagen bindet, mit dem man schnell durch einen Wald oder Bruch jagt. Das Geschrei des Thieres zieht bald eine Menge Wölfe herbei. Merkwürdig, dass die Menschenstimme allein sie abschreckt. Auch das Blasen auf einem Horn, die Töne einer Geige und das Schellengeläute der Pferde vor einem Schlitten sind ihnen zuwider.«

Das *Weihnachtsfest*, welches nach dem russisch-griechischen Kalender mit dem Dreikönigsfeste des gregorianischen zusammenfällt, wird in Esthland, obschon hier Alles protestantisch ist, an demselben Tage wie im ganzen übrigen Russland gefeiert. Es währt drei Tage. Die Verf. war mit der ganzen Familie ihres Schwagers zu einer Festlichkeit auf ein benachbartes, 12 Werst entferntes Schloss eingeladen, und die Toilette musste daher, wenn man zur gehörigen Zeit dort eintreffen wollte, schon um

11 Uhr Morgens gemacht werden. »In dem Augenblick, wo ich in den Schlitten steigen wollte, fühlte ich mich zurückgehalten, von meiner zärtlich besorgten Wirthinn, welche unter Wollenröcken und Pelzen einen unbeschützten Atlasschuh und Seidenstrumpf hervorgucken gesehen hatte. Ich musste wieder zurück in den warmen Saal, wo meine Füsse, ehe ich noch wusste, was man mit mir vorhabe, von zwei lachenden Kammerzofen ergriffen wurden, deren eine sie in grobe Wollstrümpfe, die andere in Pelzstiefel steckte. Hierauf setzten wir uns, meine Schwester und ich, oder sanken vielmehr in das Lager von Dunenpolstern, mit welchen der Sitz und der Boden des Schlittens bedeckt waren. Bediente und Kammermädchen waren beschäftigt, uns in Pelzmäntel einzuhüllen; einzelne Flaumenpolster wurden in jeden noch leeren Winkel des Schlittens gestopft und zuletzt ein grosses Bärenfell über das Ganze ausgebreitet. Nun warf der Kutscher, ein bärtiger Russe mit blossem Halse, in einen grauwollnen mit Pelz gefütterten Tuchmantel gehüllt, der um die Hüften durch einen buntfarbigen Gürtel zusammengehalten wurde, noch einen letzten Blick hinter sich, um sich zu überzeugen, dass die Damen wohl verwahrt seien, ergriff, nachdem er noch einen Bedienten neben sich auf den Bock genommen, die geflochtnen Leitriemen und fort galoppirten vier muthige, wie an den altrömischen Wagen, neben einander angeschirrte Rosse. Die hiesigen Schlitten

denkt man sich am besten als ein leichtes offenes Gestell, auf Balken (Kufen) statt auf Rädern ruhend, mit langen Querbalken, um das Umwerfen zu verhindern, und ledernen, flügelartig am Vordertheil angebrachten Schutzwehren zur Abhaltung des von den Pferdehufen emporgeschleuderten Schnees. Das Schlittenfahren ist übrigens hier kein so sanftes Hingleiten als man es gewöhnlich vorstellt. Im Gegentheil, der fest gefrorne Schneeboden ist durch das anhaltende Fahren seit vielen Wochen so löcherig und höckerig geworden, dass man unaufhörlich geschüttelt und geworfen wird, was ungeachtet der dichten Hülle von Federbetten nichts Angenehmes ist. Plötzlich neigt sich auch wohl der Schlitten klaftertief auf eine Seite, während der Kutscher oder Bediente einen Fuss ausstreckt, ihn aufzuhalten, und man liegt ganz gemächlich auf dem nebensitzenden, halb erstickenden Geführten. Wird an einzelnen Stellen die Bahn schmaler, so gerathen die Seitenpferde nicht selten in einen nicht bemerkten, mit Schnee gefüllten Graben, arbeiten sich aber, da die lange Anschirrung ihnen freie Bewegung gestattet, schnell wieder heraus, schütteln den Schnee ab und fliegen schnaubend weiter. Die mittlern oder »*Deichselpferde*« sind stets die Hauptpferde, die besten des Stalles.... Aber die Gewandtheit des Kutschers ist nicht weniger bewundernswerth als die der Pferde. Ohne auf das Sommergeleis der Strasse zu achten, steuert er ge-

rade aus, über Flussufer, Gewässer und Sümpfe auf seinen Gegenstand los und verfehlt, wie ein Zugvogel, selten sein Ziel. Diese Schlittenfahrten vermitteln während des langen Winters, wo freundlicher Besuch am meisten Bedürfniss ist, die geselligen Zusammenkünfte; denn der sämtliche Sumpf, welcher im Sommer einen Umweg von zwanzig Werst nöthig macht, kann im Winter in einer halben Stunde überschritten werden.«

»Das Schloss *Fähna* — so hiess das Gut, wohin wir fuhren, — zeigte sich bald in der Ferne als ein grosses vierseitiges Gebäude, ringsum aber weder ein Baum noch sonst ein Gegenstand. Hier packte man uns langsam aus; wir krochen wie Schmetterlinge aus unserer Einpuppung hervor und wurden sogleich in eine grosse Gesellschaft geführt, wo uns die Wirthinn, eine hübsche junge Dame, mit grösster Artigkeit empfing und sich innig freute, den fremden Gast mit einigen Worten in englischer Sprache begrüssen zu können. Sofort wurde ein kaltes »*Frühstück*«, Schweinskäse und gesalzener *Strömling* (ein dem Lande eigenthümlicher Fisch) herumgereicht; ein Bedienter flüsterte der Hausfrau etwas zu und diese erhob sich mit den Worten: »Darf ich Sie sämmtlich zur Tafel einladen?«, wobei sie dem ältesten Herrn der Gesellschaft den Arm gab und die Uebrigen, wenigstens fünfzig an der Zahl, paarweise, ungerechnet ein Schwarm von Knaben und Mädchen, welche den Nachtrab bildeten, in

langer Reihe nachfolgten. Sobald jedes Paar den Speisesaal betreten hatte, verliess der Herr mit tiefer Verbeugung seine Dame und sämmtliche Herren nahmen jetzt die eine Seite der Tafel ein, während die Damen sich ihnen gegenüber auf die andere Seite setzten. Der Herr vom Hause nahm unter dem männlichen Theile der Gesellschaft Platz und seine Gemahlinn sass oben an. Während der Mahlzeit ging es ziemlich förmlich zu; kein einziger Herr knüpfte mit seinem *Vis à vis* eine Unterhaltung an..... Ich für meine Person hatte das Glück zwischen zwei jungen Frauen zu sitzen, die ihr Land auf die liebenswürdigste Weise vertraten. Die Tafel war reich besetzt und entfaltete namentlich eine Fülle von Glas- und Silbergeschirr, welches Letztere nebst dem prachtvollen Linnenzeug sich als bräutliche Ausstattung zu erkennen gab und wahrscheinlich dereinst als Erbschaft auf die Töchter übergehen wird. Unter den mir neuen Gerichten war ein Braten von Elenn, der noch die hiesigen Wälder bewohnt, eine Conserve von Rosenblättern und Gefrornes. Letzteres war bloss im Gegensatz zur Jahreszeit bemerkenswerth; aber Niemand konnte dem seltsamen Eindringling zürnen, denn die Hitze im Saale war zum Ersticken und das köstliche Walnuss-Crême-Eis schluchzte sich höchst angenehm hinunter. Als die letzten Teller mit Obst und Zuckerwerk die Runde gemacht hatten, erhob sich die Wirthinn von ihrem Vorsitze, und die Herren stellten

sich in einer grossen Gruppe an der Thüre auf, wo jeder seine Dame wieder empfing, sie ins Nebenzimmer führte und sich hier mit einer Verbeugung wieder empfahl. Kaffeh wurde aufgetragen und da sich eine lange Reihe von Gemächern vor uns öffnete, so bildeten sich bald einzelne auf und ab wallende Gruppen junger Damen, während die ältern sitzen blieben und sich, wie es guten Hausfrauen ziemt, von ihren Kindern und ihrer »Wirthschaft« unterhielten.

....»Und wo waren die Herren unterdessen? Ohne Zweifel entschädigten sie sich jetzt für den Zwang, den ihnen die Absonderung bei der Tafel aufgelegt hatte, und mischten sich fröhlich unter die schönen Gruppen, deren einige in den Fenstervertiefungen plauderten, andere das Piano umstanden und noch andere sich mit Gesellschaftsspielen belustigten? — Ach! die Muse der Galanterie schüttelt ihr Haupt und gesteht höchst ungern, dass jene jungen Stoiker die Reize der Karten und Tabakswolken vorzogen und mehr Gefallen an ihren langen Pfeifen als an den schlanken, die Zimmer auf und nieder wogenden Gestalten fanden, sich mehr um die braunen Cigarren als um die rosigen Wangen blühender Mädchen bekümmerten. Nach ein Paar Stunden kam der Thee, aber die Herren hielten sich immer noch hinter den Wolken verborgen und erst als zur Abendtafel eingeladen wurde, führten sie uns wieder mit derselben Feierlichkeit wie vorher

in den Speisesaal..... Es war eine sternhelle grimmig kalte Nacht, in der wir nach Hause fuhren, wo wir gerade um Mitternacht, nach einer Abwesenheit von 12 Stunden, wieder eintrafen.«

Mit dem Dreikönigsfeste (18. Jänner) gingen die Festlichkeiten in der vornehmen Welt zu Ende und die Familie kehrte zu ihrem winterlichen Stillleben zurück. Die Verf. wünschte jetzt auch das häusliche Leben des esthländischen *Landvolkes* kennen zu lernen und bat ihre Schwester, sie in irgend ein Bauernhaus zu führen, welches ein treues Bild der Lebensweise dieser Menschenklasse gewähren dürfte. Ein Schlitten brachte sie zu der drei Werst entfernten Wohnung eines Unterthanen des Gutes. Das Haus hatte nur ein Erdgeschoss, war aus roh behauenen Balken gebaut und hinlänglich geräumig, mit einer Hausflur zwischen zwei Wänden, wo sich einiges Hausvieh, borstiges und gefiedertes, nebst ein Paar kleinen Kindern, herumtummelten. »Um in die Stube zu gelangen, mussten wir über eine hohe Schwelle durch eine niedrige Thüre kriechen... Hier brauchte es einige Minuten, unsere Augen an die Dunkelheit und die beissenden Rauchwolken zu gewöhnen, welche die Stube erfüllten. Das Erste, was wir unterscheiden konnten, war ein rosiges Mädchen an einem Webstuhl. Die Stube hatte wenigstens 25 Fuss Länge und einen aus der blossen schwarzen Erde bestehenden Fussboden, welcher mit feinen Tannennadeln bestreut war. Der ungeheure

aus Ziegeln aufgemauerte Ofen erhob sich wie ein Thurm bis an die Decke und auf den steinernen Vorsprüngen kletterten kleine Kinder im blossen Hemd herum, während ganz oben das jüngste sanft eingeschlafen war. An den Wänden zu beiden Seiten der Stube waren zwei Fuss hoch über dem Boden breite hölzerne Bänke angebracht, die mit Stroh bedeckt, des Nachts als Schlafstätten, am Tage aber zu andern häuslichen Gebrauche dienen und unter denen sich Hühnerkörbe befanden. Ein Rauchfang war nicht zu sehen und das Licht fiel nur durch die offene Thür herein (?) An diese Stube stiessen zwei kleinere Gemächer, jedes mit einem trüben Spiegel, zwei oder drei Stühlen, einer Kleiderlade und einigem andern Hausgeräthe. Unter demselben Dache befand sich auch, der Wohnung gegenüber, der Viehstall. Beim Abschiede beglückten wir die Kinder mit einigen Semmeln, einer Leckerei, die für sie so selten ist wie für unsere der Kuchen.«

»Dieser Bauer hat auf dem Gute meines Schwagers etwa 25 Acres Land inne. Jedes Gut ist nämlich in der Art zertheilt, dass ein beträchtlicher Theil vom Besitzer selbst bewirthschaftet wird, das Uebrige aber an die Bauern verliehen ist, welche seit undenklicher Zeit zum Gute gehört haben und bis in die letzen Jahre noch Leibeigene waren. Dieselben Grundstücke, für welche sie sonst einen unbestimmten, bloss vom Willen des »*Herrn*« abhän-

gigen Zins entrichteten, besitzen sie jetzt gegen bestimmte gesetzmässige Leistungen. Jeder Bauer oder »*Wirth*« hat so und so viel Land inne und leistet dafür wöchentlich so und so viel Tage Frohndienste auf den Feldern des Herrn, entrichtet alljährlich eine bestimmte Menge Getraide, ein Kalb, eine Gans, so und so viel Hühner oder Eier, Bündel Flachs etc. Je kleiner der Grundbesitz, desto geringer natürlich die Leistung und desto ärmer der Bauer. Ein s. g. Zweitage-Wirth verrichtet den Frohndienst persönlich, ein Sechstage-Wirth aber, wie der Bauer, den wir so eben verlassen, schickt einen von seinen Leuten, und wenn er drei Tage nach einander jedes Mal zwei schickt, so ist er für die übrige Woche frei. Auf dem hiesigen Gute werden jede Woche nicht weniger als 360 Frohntage geleistet und dennoch sind diese für den Bedarf nicht immer hinreichend. Diese wöchentliche Vertheilung ist für den Bauer eine grosse Erleichterung gegen die frühere Einrichtung. Im Winter ist oft wochenlang nur wenig zu thun; wollte aber der Herr alle Frohndienste bloss im Sommer, wo die meiste Arbeit nöthig ist, in Anspruch nehmen, so bliebe dem Bauer für seine eigne Wirthschaft kein Tag übrig.«

Die Verf. beklagt, dass die Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft in Esthland nicht die Vortheile gewährt habe, welche Manche erwartet hatten. Das Volk war noch nicht vorbereitet, die Wichtigkeit dieser Wohlthat einzusehen, welche bereits

1838 den Provinzen *Esthland*, *Liefland* und *Kurland* zu Theil wurde. »Als die Bauern noch leibeigen waren« — sagt die Verf. — »lag es im eignen Interesse ihrer Herren, sie vor gänzlichem Mangel zu schützen, und die Bauerschaft fiel in schlechten Jahren dem Herrn zur Last. Eben so musste, wenn der Bauer seine Kopfsteuer nicht bezahlen konnte, der Herr dafür einstehen. Gegenwärtig sind alle diese Verbindlichkeiten dem Bauer auf die eigenen Schultern gelegt und wenn es einzelne Herren giebt, die ihm zu Hilfe kommen, so gehören diese unter die Ausnahmen...: Der angebornen Sorglosigkeit zu begegnen, besteht ein Gesetz, dass jeder Bauer verhalten wird, in guten Jahren eine bestimmte Menge Getraide in die *Bauernklete* (Schüttboden) abzugeben, wodurch ein Vorrath auf den Nothfall eintretenden Mangels gebildet wird*). Aber gleichwohl benutzt der leichtsinnige Bauer jede Gelegenheit, das Gesetz zu umgehen, und wenn der Herr nicht streng auf Befolgung desselben hält, so stehen die Schüttböden zur Zeit einer Hungersnoth leer. Eine bemerkenswerthe Folge der Freisprechung war, dass die Bauern, welche sonst wie die russischen Leibeignen nur mit ihrem und des Vaters Taufnamen bezeichnet wurden, nunmehr eigne *Familiennamen* erhielten. Diese Einführung fand hier erst

*) Dieselbe Einrichtung der „Contributions-Getraide-Schüttböden" besteht gesetzlich schon längst auch in der *österreichischen Monarchie*. D. H.

vor wenigen Jahren Statt und es kostete dem Herrn und der Frau nicht wenig Mühe, für die grosse Menge ihrer Unterthanen die nöthige Anzahl und Mannichfaltigkeit von Namen aufzutreiben. Der Herr nahm ein Wörterbuch, die Frau den Walter Scott (bei uns wäre es die Bibel gewesen) zur Hand und altteutsche sowohl als altschottische Namen kamen wieder ins Leben, die in Zukunft manchen Genealogen in Verlegenheit setzen werden. Das Schlimmste war, dass es schwer hielt, die armen Leute zufrieden zu stellen. Mancher junge Mann, der mit seinem neuen Familiennamen wohlgemuth nach Hause ging, kam am folgenden Tage mit einem Schafsgesicht zurück und bat, indem er gestand, dass *seiner Frau* der Name nicht gefiele, um einen andern bessern, auch wohl um die Erlaubniss, den Namen des gnädigen »*Erra*« (Herrn) führen zu dürfen. Aber, wie freigebig auch der esthländische Adel mit Ausspendung von Namen seyn mag, so weit erstreckt sich diese Freigebigkeit doch nicht. Er weigert sich sogar, dem Bauer den allgemeinen Volksnamen zuzugestehen. Nur der Adelige ist ein »*Esthländer*«, der Bauer ein »*Esthe*«; eben so ist nur die Gattinn des Edelmanns eine »*Frau*«, die des Bauers ein »*Weib.*« Jede Verwechselung dieser Benennungen würde für beleidigend angesehen werden.«

Die Verf. hatte jetzt eine Kenntniss vom häuslichen Leben der esthländischen Bauern erhalten und wünschte sie nun auch in grössern Volksver-

sammlungen zu sehen. Sie besuchte zu dem Ende mit ihrer Schwester die etwa fünf Meilen vom Schlosse entfernte Dorfkirche. »Hier fanden wir« — erzählt sie — »eine Doppelreihe von Schlitten auf der Strasse, so dicht beisammen wie bei uns die Kutschen vor einem Schauspielhause bei einem Morgen-Concert, und begaben uns, mitten durch die gedrängte, unsere Geruchsnerven nicht eben angenehm reizende Menge zu der der gutsherrlichen Familie gehörenden Emporkirche, von welcher wir auf eine Plattform menschlicher Köpfe blonder und brauner Farbe herabblickten. Schwarze waren nur wenige darunter und graue gar keine, obschon es an alten Leuten nicht fehlte. Der Gottesdienst, welcher in esthländischer Sprache gehalten wurde, hatte bereits angefangen... Die Männer standen sämmtlich auf der einen Seite der Kirche, die Weiber auf der andern....: Das Ganze wurde durch die Gegenwart einer Braut belebt, welche bei ihrem heutigen Aufgebot das beneidenswerthe Vorrecht genoss, vor der versammelten Menge in voller Herrlichkeit ihres Putzes zu erscheinen, der aus allen möglichen Bändern, Tüchern und Röcken zusammengesetzt war; namentlich erschien als Mittelpunkt, auf den sich alle Blicke der neidischen Landsmänninnen richteten, die helmförmige Haube mit einer Fülle von Blumen, Bändern, Schneiderabschnitzeln, Pfauenfedern und andern bunten Sächelchen, die aus dem Kehricht des herrschaftlichen Schlosses aufgelesen seyn mochten.«.....

»Der Gottesdienst war nach meinen Begriffen wenig erbaulich. Nachdem einige Lieder in einer Molltonweise von der Versammlung gesungen worden, betrat der Prediger die Kanzel und hielt mit starker Stimme und in grosser Aufregung, gleich dem alten Knox, einen Vortrag, welcher häufig von Husten, Schneuzen, zuweilen auch wohl von Kindergeschrei und einem Pst! der Mütter unterbrochen wurde. Die Kirche selbst war ein unschönes altes Gebäude mit einfacher Bretterdecke, bunt ausstaffirtem Altar und weissen Kalkwänden. Vor dem Schluss des Gottesdienstes ging ein Mann mit einer langen Stange, an der ein Beutel (der Klingelbeutel) befestigt war, herum und sammelte von allen Seiten Kupfermünzen ein. Der Geistliche sprach hierauf vor dem Altar, das Gesicht gegen die Versammlung gekehrt, den Segen; Alles strömte hinaus und in fünf Minuten flogen sämmtliche Schlitten weithin über das Land.«

»Der lutherische Geistliche hat, was sein Einkommen betrifft, keine besonders achtungswerthe Stellung. Er wird vom Herrschaftsbesitzer in Getraide bezahlt; auch steuert ihm jeder Bauer etwas an Korn, Hühnern und Eiern, doch nirgends mehr als den fünfzigsten Theil seines eignen Ertrages. Ausserdem hat der Pfarrer einige landwirthschaftliche Grundstücke mit einigen Frohndiensten, welche ihm die Bauern leisten, so wie auch sein Haus in baulichem Stand erhalten werden muss. Die Fonds dazu bilden die ‚sonntäglichen Sammlungen unter

der Aufsicht des Kirchenvorstehers, welches Amt stets ein benachbarter Edelmann versieht. In grössern Kirchspielen sind die Stola-Gebühren von einiger Bedeutung. Der Pastor empfängt von den vornehmern Klassen für eine Trauung 50, für das Versehen eines Sterbenden 25 Rubel, während der Bauer seine 50 Kopecken zu entrichten hat. Arbeit giebt es übrigens für den Pastor genug. Ausser seinen wöchentlichen Geschäften und der Beschwerde, sieben Monate lang in einer Kirche zuzubringen, wo die Kälte selten geringer als — 10° F. (= — 18 bis 19° R.) ist, muss er von Zeit zu Zeit Kranke und Sterbende besuchen, die häufig in einem Umkreise von hundert Werst zerstreut leben. Zwei Mal im Jahre versammeln sich alle erwachsenen Knaben und Mädchen des Kirchspiels in seiner Wohnung, um für die Confirmation vorbereitet zu werden. Die Frau Pastorinn darf diese Gelegenheit benutzen, um die Mädchen zum Flachsspinnen und andern kleinen häuslichen Arbeiten anzuhalten und hat nicht selten auch die Ehre, die jungen Gräfinnen oder Baroninnen der gnädigen Herrschaft bei sich zu empfangen; denn auch diese müssen den Confirmations-Unterricht besuchen, wie denn überhaupt jedes christliche Individuum des ganzen russischen Reichs gesetzmässig zum Empfang des Sacramentes verpflichtet ist. Keine Braut, selbst die vornehmste nicht, darf getraut werden ohne eine Bescheinigung des Geistlichen, dass sie confirmirt worden und re-

gelmässig zum Abendmahl gegangen ist. Eben so erhält kein junger Mann einen Pass zu einer Reise ins Ausland, wenn er nicht ein solches Zeugniss beibringt. Eine nicht minder strenge Vorschrift ist, dass jeder Pfarrer nicht allein den Tag, sondern auch die Stunde der Geburt eines jeden Kindes einzutragen hat. Da die Bauern keine Uhren haben, so liest man überall in den Kirchenbüchern, dass die Kinder entweder bei Sonnenaufgang, Mittags oder bei Sonnenuntergang geboren worden.«....

Der *Landtag*, welcher alle drei Jahre im Februar zu *Reval* gehalten wird, verschaffte der Verfasserinn Gelegenheit, das Winterleben der höhern Stände dieser Hauptstadt kennen zu lernen, indem sich die Familie ihres Schwagers ebenfalls auf einige Zeit dahin begeben musste. Die esthländische *Ritterschaft* oder der s. g. *Senat* besteht aus dem gesammten immatriculirten Adel der Provinz und an der Spitze derselben befindet sich ein von ihr selbst gewählter Präsident, *Ritterschafts-Hauptmann* genannt, dessen Functionen drei Jahre dauern und welcher die Rechte der Körperschaft zu wahren, Bittschriften an die Krone einzureichen, Verträge mit derselben über den Verkauf verschiedener einheimischer Erzeugnisse, z. B. Branntwein und Getraide, welche von der Krone angekauft werden, etc. etc. abzuschliessen hat. Um nun von Zeit zu Zeit einen Bericht über die Verwaltung seines Amtes anzuhören, die Abdankung des alten Hauptmanns

zu empfangen, einen neuen zu wählen, eine Lücke auszufüllen, die etwa der Tod eines der zwölf lebenslänglichen *Landräthe* verursacht hat, neue eilf *Hakenrichter* — Magistratspersonen für die Bezirke Esthlands, welche gleichfalls alle drei Jahre erneuert werden müssen — zu ernennen: kurz, eine Menge Gegenstände der innern Verwaltung abzuthun, wird alle drei Jahre im Februar ein *Landtag* in Reval gehalten. Dazu versammelt sich nun der gesammte Adel und die kleine Hauptstadt wird der Schauplatz nicht bloss der Staatsgeschäfte, sondern auch mannichfacher Unterhaltungen und Belustigungen.

»Die Vorbereitungen dazu« — sagte die Verf. — »sind keine Kleinigkeit. Lebensmittel aller Art müssen besorgt werden nicht nur für die ganze Familie auf der Reise, sondern auch für die Zeit des Aufenthalts in Reval. Der Heuboden, der Keller, die Fleischkammer etc. müssen mitgenommen werden und selbst die Garderobe, wie nothwendig sie auch seyn mag, steht hier an Wichtigkeit zurück. Schon lange vor dem Aufbruch gehen daher mehre Bauern mit schwer beladenen Wagen nach Reval; auch Dienstboten werden zur vorläufigen Einrichtung vorausgeschickt, bis endlich die Herrschaft selbst nachfolgt.«

Die Verf. beschreibt umständlich alle Zurüstungen, namentlich wie die Kinder über und über in Pelze eingewickelt werden, so dass nur Augen und Mund sichtbar bleiben. Es war ein schöner

heller Morgen, als man sich auf den Weg machte, die Damen mit den Kindern für sich, die Dienstleute beiderlei Geschlechts abgesondert ebenfalls in eignen Schlitten, und zuletzt der gnädige Herr selbst ganz allein in einem kleinen Einspänner, über den nach allen Seiten Mantel und Pelz herabhingen, so dass vom Schlitten nichts zu sehen war und es schien, als ob der Fahrende nur »auf seiner eignen hochfreiherrlichen Basis« dahinglitte.

»Man muss über die Verwandlung erstaunen,« — schreibt die Verf. nach ihrer Ankunft in Reval — »welche diese Versetzung vom Lande in die Hauptstadt hervorbringt. Die schlichte, geschäftige Wirthschaftsseele ist hier zur Modedame, der im Hausrock und Pantoffeln herumschlendernde Landjunker zum Modemann geworden; Besuche und Bälle, Theater und Club sind an die Stelle des ruhigen Landlebens getreten. Auch auf leblose Dinge erstreckt sich die Verwandlung. Vor unserer Hausthüre hält ein zierlich gebauter und geschmückter Stadtschlitten. Die Pferde haben ihr schmutziges Lederzeug mit glänzendem, reich mit Messing oder gar mit Silber verziertem Geschirr vertauscht. Der Kutscher hat seinen mönchsgrauen Rock ausgezogen und dafür einen von Bischofspurpur, der durch einen Seidengürtel von allen Farben des Regenbogens zusammengehalten wird, angezogen, während den Kopf ein schwarzer Biberhut mit silberner Quaste und Tresse bedeckt. Selbst der kleine Postillon,

zu Hause ein barfüssiger Stalljunge, leitet hier als Miniaturbild des Kutschers stolz das vordere Pferdepaar. Vier Pferde neben einander zu spannen erlauben die schmalen Gassen nicht und alle Reisewagen müssen daher bei der Ankunft an den Thoren das eine Paar aus- und vorspannen.«

»Und nun kamen die Morgenbesuche und die neuen Gesichter und die langen Namen..... und dann folgten die Einladungen und die Morgen- und Abend-Engagements; denn das Diner um zwei Uhr ist ganz verschieden von den Abendunterhaltungen. Die Mittagstafel ist nämlich die Zeit, wo die Geschäfte des Landtags besprochen und Bemerkungen ausgetauscht werden über den letzten Ritterschafts-Hauptmann, Vermuthungen über seinen Nachfolger, ...wie dieser oder jener junge Edelmann, von dem man sonst nie eine Sylbe vernommen, angemessen über diess und das gesprochen, oder wie ein gewisser alter Herr, dem sonst Niemand ein Herz zugetraut, Thränen patriotischer Wehmuth vergossen habe.«

Die vornehmsten Häuser in Reval, welche empfangen, sind das Schloss des *Gouverneurs* und die Häuser des durch die Schlacht von Navarin berühmt gewordenen Grafen *Heiden*, Hafen-Admirals von Reval, der Baroninn *Üxküll* und des Baron *Shackelberg*. Hier finden jede Woche ein Mal Einladungen Statt, aber nur für Adelige, wobei übrigens auf Rang und Vermögensverhältnisse keine

Rücksicht genommen wird. Ein kleines teutsches Theater dient zur Abwechselung. Die Verf. sah hier Stücke von Kotzebue und Iffland, auch die *Griseldis*, von Halm, und spricht sich über die Darstellungen günstig aus.

Reval besteht aus zwei von einander geschiedenen Theilen, der *Untern Stadt* und der *Obern*, oder dem *Domberg* (von der hier befindlichen Domkirche so genannt); ein runder Felsenhügel, der sich wie eine Citadelle über die Untere Stadt erhebt und das Schloss des Gouverneurs so wie die Häuser der Adeligen enthält, welche Letztern, mit Ausschluss aller Bürgerlichen, allein das Recht haben hier Grundstücke zu besitzen. Die malerischen Reste der alten Ringmauern und Thürme vergrössern den Umfang beträchtlich; die Lücken werden von Wohngebäuden ausgefüllt, worunter sich einige sehr prachtvolle befinden. Man geniesst von hier einer weiten Aussicht über Land und Meer, die selbst jetzt im Winter viel Reizendes hatte. Nach der Landseite erblickt man die in Rauchwolken gehüllte Stadt mit ihren Schneedächern, die Reste der alten Festungswerke mit Thürmen und Thoren, die verschiedenen lutherischen und griechischen Kirchen, während an der entgegengesetzten Seite der Fels schroff gegen das Meer abfällt und hier die russische Flotte und weiterhin die Ruinen eines mittelalterlichen Klosters sichtbar werden. — Nur zwei Wege führen vom Domberg in die Tiefe hinab;

der eine durch einen massiven niedrigen Thurm und über eine abschüssige Brücke, etwa ein Viertelwerst lang, nach der flachen Landseite; der andere, steil über den Felsen, zwischen zwei hohen Steinmauern, endet plötzlich bei einem hohen Thurme, durch dessen schmales Thor allein die Verbindung mit der Untern Stadt möglich ist. Da das Theater, der Club und alle Kaufmanns-Gewölbe sich hier befinden, so ist der Verkehr auf diesem Wege den ganzen Tag über nicht nur sehr beträchtlich, sondern auch wegen der grossen Steilheit für die Wagen nichts weniger als gefahrlos. Die geringe Breite des Weges, der überdiess am Thore selbst eine schnelle Krümmung macht, gestattet nicht, dass zwei Wagen neben einander fahren oder sich ausweichen können; andererseits treffen am untern Ende des Weges die Ausgänge von drei der lebhaftesten Strassen zusammen. Um gefährlichen Zusammenstössen vorzubeugen, besteht daher die Verordnung, dass alle Kutscher und andere Wagenführer, die vom Berge herabkommen, ihre Annäherung am Thore durch einen lauten Ruf verkündigen müssen, welcher von einer Schildwache im Thorwege wiederholt wird, damit die aus der Stadt kommenden Wagen unterdessen Halt machen.

Die Verf. zog es vor, statt sich in der Kutsche Gefahren auszusetzen, ihre Spaziergänge trotz der auffallenden Kälte von 12° F. (am Tage, bei der Nacht 25° (21¼° R.) zu Fuss zu machen. Nur als

sie mit der Familie des Schwagers zu einer *Hochzeitfeier* eingeladen würde, musste sie sich dem Zweigespann anvertrauen. Die Einladung zu dergleichen Festlichkeiten geschieht durch ein gedrucktes reich verziertes Circular in folgender Weise: »*Der Trauung meiner Tochter N. N. mit dem Herrn N. N. von N. am ..... Abends um 7 Uhr in meiner Wohnung gütigst beizuwohnen, bittet ergebenst NN. von N.*« — »Der eigenthümliche Charakter des Brautvaters« — erzählt die Verf. — »gab bei dieser Gelegenheit viel Stoff zur Unterhaltung in unserm Gesellschaftskreise. Er ist zu Hause ein Mann von wenig Worten, aber diese wenigen sind Gesetz. Damit seine Gemahlinn nie auf den Einfall kommen möge einen andern Willen als den seinigen zu haben, wählte er aus seiner Bekanntschaft ein gutes Mädchen von vierzehn Jahren zur Frau und richtete sie so glücklich ab, dass man nur aus der landesüblichen Haube, die sie trug und welche hier das alleinige Vorrecht der Verheiratheten ist, so wie aus drei Kindern, die sie ihm geboren, erkennen konnte, dass sie seine Hausfrau sei. Auch die Töchter waren in und zu diesem leidenden Gehorsam erzogen worden. Verschiedene Liebhaber, die es versäumt hatten, sich mit ihren Wünschen und Hoffnungen zuerst an den Papa zu wenden, hatten abziehen müssen, bis sich endlich einer fand, der den rechten Weg einschlug und zu seiner Empfehlung überdiess ein »schuldenfreies Gut« aufweisen konnte.

Da trat denn eines Morgens der Papa in das Zimmer der Tochter und sagte im gewöhnlichen Tone: *Mein Kind, du bist Braut!*, worauf diese gehorsam antwortete: *Gut Papa!*

»Wir verfügten uns also zur bezeichneten Stunde in das Haus des Hrn. v. N. und wurden am Eingange von vier s. g. Marschällen, jungen Männern aus den beiderseitigen Familien, jeder mit einer weissen Binde um den Arm, empfangen, welche uns in ein blendend erleuchtetes Zimmer führten, wo bereits ein festlicher Kreis von Gästen, auf der einen Seite die Herren, auf der andern die Damen, versammelt war und die Hausfrau, welche wenig älter als ihre Tochter aussah, uns schweigend empfing. In der Mitte des parkettirten Fussbodens war ein kleiner Teppich ausgebreitet. Diesen betrat der Geistliche mit der Trauungs-Agenda und gleich darauf kam die Braut an dem Arme ihres Vaters, welchem der Bräutigam mit zahlreicher Begleitung folgte. Das Brautpaar stellte sich vor den Geistlichen auf denselben Teppich, die Marschälle standen mit grossen Leuchtern an den vier Ecken und die übrige Gesellschaft umschloss in bunter Mischung die feierliche Stelle. Den Akt eröffnete eine kurze Rede moralischen Inhalts. Ich stand so, dass ich die Gesichter der Brautleute nicht sehen, jedoch bemerken konnte, dass der Myrthenkranz auf dem Haupte der übrigens bewegungslosen Braut wie Espenlaub zitterte. Dann folgten die biblischen

Ermahnungen in Betreff der Pflichten eines christlichen Ehepaars und die Hauptfragen nach der Einwilligung beider Theile, welche mit einem deutlichen Ja beantwortet wurden, worauf der Geistliche jedem einen Ring an den Finger steckte und die ganze Feierlichkeit, die keine zehn Minuten gedauert hatte, beendigt war. Die Braut empfing mit Kälte den Kuss des Gatten und flüchtete in die Arme der Mutter und der Schwestern. Wein und Zuckerwerk wurden nun herumgereicht und ehe fünf Minuten verflossen, begann eine *Polonaise*, von der sich weder Alter noch Geschlecht ausschliessen durfte und an welcher eine Matrone von achtzig Jahren so munter Theil nahm als die Braut. Auf diese folgte ein förmlicher Ball — Quadrillen, Cotillons, Mazurkas — und zuletzt ein glänzendes Souper mit mancherlei Trinksprüchen, während die vier Marschälle aufwarteten. Plötzlich verschwand die Braut, kehrte aber in wenig Minuten umgekleidet, mit der ziemlich geschmacklosen Frauenhaube auf dem Kopfe und dem am Arme hangenden Myrthenkranze zurück. Alle unverheuratheten Fräulein der Gesellschaft schlossen jetzt einen Kreis um sie und sie gab, nicht ohne Thränen, jeder den Abschiedskuss. Dasselbe Ceremoniell fand, jedoch mit trocknen Augen, beim Bräutigam und seinen Jugendfreunden Statt. Ein neuer Kreis von Mädchen bildete sich nun um die jetzt mit verbundenen Augen dastehende Braut, welche gleichwohl so

viel Licht behielt, dass sie den Kranz auf das Haupt der ältesten, bereits heirathsfähigen Schwester ihres Gemahls setzen konnte. Diess freute den alten Herrn v. N. über alle Massen; er rieb sich die Hände und sagte: »*Meine Tochter wird eine kluge Frau werden!*« Eine ähnliche Feierlichkeit fand mit dem Bräutigam und seinen Freunden Statt..... Es schlug vier Uhr, als die Gesellschaft sich trennte. Am nächsten Tage empfing das neue Ehepaar zahlreiche Besuche, welche ihre Glückwünsche darbrachten. Mittags war grosse Tafel, Abends Concert und auch an den folgenden Tagen fehlte es nicht an allerlei Lustbarkeiten.«

In den folgenden Briefen giebt die Verf. eine Uebersicht der *Geschichte Esthlands*, beschreibt den Zustand der Stadt beim plötzlich eintretenden Thauwetter, erzählt von verschiedenen Ausflügen aufs Land und von einer Lustfahrt auf dem Dampfboot nach *Helsingfors* in Finnland etc. und kehrt noch einmal nach *Reval* zurück, um nachträglich eine Uebersicht verschiedener Merkwürdigkeiten dieser Stadt, welche sie erst in den Sommermonaten kennen lernte, mitzutheilen.

.... »Bei der jetzigen schwülen Jahreszeit ist unser Aufenthalt auf dem *Domberge* vorzüglich angenehm. Wir geniessen hier die von der Bay heraufwehende kühle Seeluft, während die Strassen der Untern Stadt glühend zu unsern Füssen liegen. Um die Mittagszeit verlässt ohne dringende Ge-

schäfte Niemand das Haus, aber gegen Abend — wenn die Zeit, wo man sich noch bei hellem Tage um eilf Uhr schlafen legt, so genannt werden darf, — begeben wir uns auf den Weg, besuchen einen »Hof« nach dem andern, ergötzen uns an den alterthümlichen Resten von Thürmen und Klöstern..... und warten auf den Retraite-Schuss des im Hafen liegenden russischen Kriegsschiffs oder auf das schöne Glockenspiel der griechischen Kirchen, worauf wir wieder zu unserm Adlerneste emporklimmen.

. . . . . .

..... Wer *Hamburg* und *Lübeck* oder die niederländischen Städte gesehen hat, wird *Reval* sogleich als eine ehemalige Hansestadt erkennen. Die unregelmässig gebauten vielstöckigen Häuser, die gegen die Strassenseite gekehrten Giebeldächer, die grossen Bodenkammern und die geräumigen Hallen im Erdgeschoss, wo sich gewaltige Massen von Kaufmannsgütern aufspeichern lassen, die gothisch gewölbten Hausthore, zu welchen man einige Stufen hinauf steigen muss, die steinernen, jetzt zum Theil auf Befehl der Regierung weggeschafften Bänke vor den Thüren, wo in alter Zeit die Einwohner am Abend nach vollbrachter Arbeit sich unterhielten, das alte Rathhaus, die vielen alten Kirchen, Thürme und Stadtthore: alle diese Einzelheiten erinnern an so manche Schwesterstädte, von ähnlicher alterthümlicher Merkwürdigkeit und heutigem Verfall, und gewähren einen Anblick,

welchen eine gewisse hochgestellte Dame in der Hofsprache »*parfaitement rococo*« genannt hat.«

»Wie das altägyptische Theben hat *Reval* sieben Thore, nämlich die *Grosse* und die *Kleine Strandpforte*, die *Lehmpforte*, die *Karrippforte*, die *Schmiedepforte*, die *Sisternpforte* (?) und die *Dompforte*. Alle diese Thore nehmen sich durch ihre Bauart und die Verzierungen mit verschiedenen historischen Andeutungen, den Wappen aus der Zeit der Dänischen Herrschaft, dem einfachen Kreuz des Teutschen Ritterordens, dem Stadtwappen etc. sehr malerisch aus. Die Schmiedepforte ist als der Schauplatz einer kühnen Magistrats-Handlung im Jahre 1535 merkwürdig. Von jeher hatte zwischen den reichen Bürgern der Stadt und dem gesetzlosen kleinen Adel der Provinz eine feindselige Stimmung geherrscht. Die Landjunker störten den Handelsverkehr und spotteten der Gesetze der Stadt, ohne sich das ehrenwerthe Benehmen der Ritter als Beispiel dienen zu lassen. Um die obige Zeit hatte ein Baron von *Riesenberg* einen seiner eignen Bauern auf offener Strasse in *Reval* erschlagen und der Magistrat war darüber so entrüstet, dass er dem Verbrecher drohte, man werde, wenn er sich je wieder im Gerichtsbezirke der Stadt betreten liesse, nach aller Strenge der Gesetze gegen ihn vorgehen. Dessenungeachtet begab sich dieser, bloss in Begleitung einiger Diener, wieder nach Reval, wo er aber sogleich ergriffen, verurtheilt und vor den Augen seiner Leute ausser-

halb der Schmiedspforte hingerichtet wurde. Langwierige und blutige Fehden waren die Folgen dieses Acts. Das Thor wurde später vermauert und erst zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts wieder geöffnet.«...

»Die Zahl der *Kirchen*, — lutherische, griechische und katholische — ist beträchtlich. Vom höchsten Alter sind die lutherischen. Auch die zu *St. Olav* gehört darunter, obgleich sie in ihrer jetzigen Gestalt erst seit 1880 besteht. Sie wurde 1389 gegründet, und brannte im Laufe der Zeit acht Mal ab. Doch blieben stets die Archive und Kirchenbücher, so wie auch manches alte Denkmahl, verschont. Darunter gehört eine schöne Skulptur, bestehend in zwei weiten Nischen, von welchen die obere leer ist, die untere aber ein Skelett, mit einer darauf liegenden Kröte und einer aus dem Ohre kriechenden Schlange enthält. Es soll die Zerstörung eines alten Götzenbildes symbolisch darstellen. Ausserdem sieht man an der Wand eine lange Reihe von Basreliefs in acht Abtheilungen, welche die Leidensgeschichte des Erlösers und andere Begebenheiten des Neuen Testaments enthalten, mit der Jahrzahl 1548. Der Thurm, welcher ganz in der vorigen Grösse und Gestalt wieder hergestellt worden, dient den Schiffern auf dem Meere als eine Landmarke. Die Kirche ist die Haupt-Pfarrkirche der Untern Stadt und dem *heil. Olav* geweiht, dem ersten norwegischen Könige, welcher im XI. Jahrhundert das

Christenthum annahm und es unter seinem Volke verbreitete.«

»Nächst dieser ist die wichtigste Kirche zum *heil. Nikolaus*, ein grosses aus drei Flügeln bestehendes Gebäude, mit einem hohen vierseitigen Thurm, 1317 vom Bischof Nikolaus gebaut. Sie hat noch viele Reste aus der katholischen Zeit und scheint dem Fanatismus der reformatorischen Bilderstürmer, welche durch ganz Esthland eben so eifrig die Kirchen ausleerten, als die Doktoren den Katechismus, entgangen zu seyn. Am anziehendsten sind die Altargemälde, besonders zwei Flügelthüren, welche kleine Bilder in halber Lebensgrösse von Kardinälen, Bischöfen, Priestern und Nonnen enthalten, sämmtlich aus *Holbeins* Zeit und in seinem Styl, auf blauem Grunde von grosser Schönheit. Nicht minder sehenswerth ist eine Kreuzigung mit Inbegriff der zwei Schächer, nebst Stadt und Gebirgen im Hintergrunde und einem Zuge von Reitern, die durch das Thor passiren, aus der Raphaelschen Schule, besonders in der Manier *Andreas del Salerno*. Gleich rechts vom Eingange in die Kirche sieht man eine Darstellung des bekannten *Todtentanzes*, welche nicht nur in Hinsicht des Alters und der Anordnung, sondern auch in den plattteutschen Versen unter jeder Figur mit demselben Bilde in der Marienkirche zu *Lübeck* übereinstimmt, so dass zum Theil die beiderseitigen Lücken ergänzt werden. Der Anfang, welcher in Lübeck fehlt, nämlich der Papst,

der Kaiser, die Kaiserinn, der Cardinal und der König, sind hier erhalten. Das Uebrige ist theils gänzlich zu Grunde gegangen, theils beschädigt, doch kann man an einigen Stellen noch die Inschriften lesen, namentlich beim Wiegenkinde, wo es heisst:

»O Tod! wie schall ik dat verstan?
Ik schall tanzen und kan nit gan!«

Die zur Kirche gehörigen Kapellen einiger vornehmen Adelsfamilien sind mit eisernen Gittern und reich verzierten Wappen versehen, aber sämmtlich in sehr vernachlässigtem Zustande. Die der Familie Rosen enthält jetzt den unbeerdigten Leichnam des Herzogs von *Croy*. Dieser ehemalige teutsche Reichsfürst, Markgraf von *Mont Cornette* etc. etc. hatte mit Auszeichnung in der östreichischen und polnischen Armee gedient, und trat dann in die Dienste *Peters des Grossen*, wo er den Oberbefehl über die russische Armee erhielt und die Schlacht von *Narwa* gegen *Karl* XII. verlor. Den Zorn des Kaisers fürchtend, ging er zum Feinde über und wurde als Gefangner nach *Reval* geschickt, das damals unter schwedischer Herrschaft stand. Hier führte er ein so ausschweifendes und verschwenderisches Leben, dass nicht nur sein ganzes Vermögen darauf ging, sondern auch bei seinem Tode eine bedeutende Schuldenlast zurückblieb, worauf seine zahlreichen Gläubiger, sich auf ein altes Gesetz berufend, es dahin brachten, dass ihm ein christliches Begräb-

niss verweigert wurde. Der Leichnam wurde also einstweilen in einen Keller nächst der Kirche gelegt. Man hätte denken sollen, dass später nach dem Tode der Gläubiger selbst, auch der Herzog von *Croy* eine Ruhestätte würde gefunden haben; aber Niemand bekümmerte sich weiter um ihn, und so blieb der Leichnam in dem ungeweihten Behältnisse bis zum Jahre 1819, wo durch einen Zufall entdeckt wurde, dass die eigenthümliche trockene Beschaffenheit des Gewölbes ihn vor der Verwesung geschützt hatte. Er wurde nun in der Rosenschen Kapelle beigesetzt und gehört jetzt unter die Haupt-Merkwürdigkeiten *(the lions)* der Stadt. Er ist kostbar, in schwarzen Sammt und weissen Atlas gekleidet, mit seidnen Strümpfen, einer reich gelockten Perrücke und einem höchst feinen Spitzenkragen, Alles dieses nach 138 Jahren noch wohl erhalten. Der alte Sakristaner, eine zusammengetrocknete Mumie, die fast eben so aussah, wie der todte Körper vor uns, zieht ein hübsches Einkommen aus dem Besuche der Fremden und sagte nicht ohne Bedeutung, als er uns die Thüre der Kapelle aufschloss: »Da liegt mein bester Freund!«

Noch älter als die Kirchen zu St. Olav und St. Nikolaus ist die *Esthländische Kirche*, welche schon 1284 bestand, wo der Bischof *Johann* von Reval der Stadt das *Jus ecclesiasticum et episcopale* verlieh. Auch die Kirche, welche in neuer Zeit

für den *griechischen* Gottesdienst der Russen eingerichtet worden, hat ein hohes Alter.

Das alte *Rathhaus* hat in den letzten Jahren moderne Fenster, aber mit diesen keinen weitern Vorzug erhalten, als dass es lichter geworden. Im Innern sieht man noch die verfallnen Rathsstühle aus alter Zeit und das Bildniss eines Bürgers, welchem die Zunge ausgeschnitten worden, weil er ein Staatsgeheimniss verrathen hatte.

»Auch einige alte Zunftgebäude (*Guildhalls*) erinnern an jene Corporationen von Kaufleuten, welche sich einst hier zu Geschäften und Festlichkeiten versammelten und jetzt mit der Handelswichtigkeit der Stadt erloschen sind. Nur das Corps der *Schwarzen Häupter (les Frères têtes-noires)*, wahrscheinlich nach dem ehemaligen Schutzpatron *St. Mauritius*, so genannt, eine im Jahre 1343 entstandene militärische Verbündung junger Kaufleute zur Vertheidigung der Stadt, ist noch vorhanden. Dieses Corps war sehr angesehen, hatte von den Heermeistern des Teutschen Ordens militärischen Rang und Vorrechte erhalten, trug eine eigne Uniform und eine Fahne mit der Inschrift: *aut vincendum aut moriendum.* Jeder neu etablirte Kaufmann war unter schwerer Strafe verbunden, gleich im ersten Jahre in das Corps einzutreten und die Aufnahme der neuen Mitglieder geschah mit grosser Feierlichkeit. Die Schwarzen Häupter fochten bei vielen Gelegenheiten tapfer gegen die Feinde der Stadt

und ein Denkmahl wenige Werst davon, an der Pernau, bezeugt, dass hier im Jahre 1500 eine grosse Zahl gefallen sind. Alle spätern Regenten bestätigten ihre Privilegien. *Peter der Grosse* liess sich als Mitglied aufnehmen und schrieb sich eigenhändig in ihre Matriken ein. *Katharina II.* verlieh dem Anführer den Rang eines Hauptmanns in der russischen Armee. *Alexander* befahl, dass ihrer Fahne militärische Ehrenbezeigungen erwiesen werden sollten und auch der jetzige Kaiser hat das Corps in seinen Rechten bestätigt. Das Gebäude, wo es seine Versammlungen hält, ist von aussen merkwürdig mit einem Mohrenkopf und verschiedenen Wappen verziert, im Innern aber seines alterthümlichen Schmuckes beraubt; nur die Archive sind noch vorhanden, so wie Bildnisse verschiedener gekrönter Häupter und Heermeister des Teutschen Ordens. Auch befindet sich hier das Altarblatt aus dem Kloster *St. Brigitta*, einer prachtvollen Ruine am Meeresufer; es besteht aus drei Abtheilungen, in der Manier des *Van Eyk*; die mittlere Gott den Vater mit dem Jesuskinde, rechts die heil. Jungfrau, links Johannes den Täufer, darstellend. Das Bild erinnert theilweise an das berühmte Altarblatt in der *St. Bevons*-Kirche zu Gent.« *)

»Noch manche andere Reste von alten Klöstern sind vorhanden, aber zu sehr von spätern Bauwer-

*) S. den XX. Jahrg. dieses Taschenbuches (1848), S. 106.

ken verdeckt, als dass sie vortheilhaft ins Auge fallen könnten. Unter den zum Theil seltsam gestalteten Thürmen der alten Ringmauer sind der *Lange Hermann*, ein besonders hoher und schlanker Thurm auf dem Domberge, und die *Dicke Margarethe*, ein niedriges Gebäude dieser Art, aber von auffallend grossem Durchmesser, in der Untern Stadt, zu bemerken. — Das alte *Schloss* auf dem Domberge bildet ein ungeheures Viereck und dient theilweise zur Wohnung des Gouverneurs; hier ist auch die *Domkirche*, ein geschmackloses Gebäude, welches aber merkwürdige Grabstätten, wie die der Grafen *De la Gardie*, *Thurn*, *Horn* etc. enthält. Auch sind hier die gemeinschaftlichen Todtengrüfte der verschiedenen Handwerker-Innungen, jede durch sprechende Sinnbilder bezeichnet, z. B. die Gruft der Schuhmacher durch einen kolossalen Stiefel auf dem Denksteine, die der Fleischhauer durch einen Ochsenkopf u. dgl. m. Weiter davon steht das *Ritterschaftshaus*, wo der Landtag gehalten wird, die Landräthe sich versammeln etc. Jede immatriculirte adelige Familie hat hier ihr Wappenschild mit dem Datum des Patents, während auf weissen Marmortafeln die Namen aller esthländischen Edelleute, welche im letzten Kriege gegen *Frankreich* gedient haben und auf andern von schwarzem Marmor die Namen derjenigen, welche in diesem Kampfe gefallen, verzeichnet sind. Die Archive der Ritterschaft gehen nicht über 1590 zurück, indem

alle ältern auf einem ehemaligen Transport nach Schweden zu Grunde gegangen sind.«....

»Der *Jahrmarkt* fällt in die Zeit der Annäherung des Frühlings. Er wird auf einem sehr malerischen Platze, unter den alten Ulmen vor der St. Nikolaus-Kirche, gehalten, wo man die niedrigen Buden mit ihren breiten Dächern, angefüllt mit Waaren aller Art, und Kaufleute aller Farben erblickt. Ehemals war dieser Jahrmarkt weit lebhafter als jetzt. Jeder bedeutende Kaufmann in Reval bezog seine Bude, um alte Kunden mit alten Waaren zu bedienen, und obgleich jene so wenig schwierig als diese wohlfeil waren, so schieden doch Käufer und Verkäufer, zufrieden sich wieder einmal gesehen zu haben, von einander. Aber jetzt sind die Leute, wie man glaubt, klüger geworden; man gesteht stillschweigend ein, dass weder der Jahrmarkt bessere und wohlfeilere Waaren liefert, noch eine grössere Nachfrage zuwege bringt, und dass es eben so vortheilhaft ist, zu Hause im Gewölbe zu verkaufen als sie unter den alten Bäumen im Kirchhofe auszubreiten. Der Jahrmarkt wird daher allmählich immer mehr nur von den herumziehenden fremden Handelsleuten besucht, welche, obwohl einem gemeinschaftlichen Herrscher unterworfen, doch durch kein weiteres geselliges Element an einander gefesselt sind. Hier sah man also *Russen* mit sibirischem Pelzwerk und *Bulgaren* mit türkischen Stoffen und Kaufleute aus *Tula* mit ihren

Messerschmiedt-Waaren, alle für mich unendlich interessanter als die Gegenstände, die sie auslegten. Vor der einen Bude dehnte sich der schläfrige *Mongole* mit plattem Gesicht, hervorstehenden Backenknochen und kleinen Augen; neben ihm ging der ernste *Armenier* mit langer Nase und hoher spitziger Stirn auf und ab; keiner konnte mit dem andern sprechen, aber beide redeten mich in einem Russisch an, das wenig besser als meines war. »Die Sudarina ist keine Nyemka (Teutsche),« sagte der Armenier.... »*Ya Anglitschanka*«, (ich bin eine Engländerinn) gab ich zur Antwort, und setzte, in der Meinung, ihm Achtung einzuflössen, hinzu: »Meine Heimath ist 2000 Werst von hier.« »*Eto nitschavo* (das ist nichts), erwiederte der Armenier mit einem etwas geringschätzigen Lächeln, »mein Weib und meine Kinder leben 6000 Werst von hier.«....

»Der Jahrmarkt dient in den Morgenstunden zur Unterhaltung; die Abend-Promenade ist *Katharinenthal*, ein kaiserliches Lustschloss, mit hübschen Bäumen und Spaziergängen umgeben, was die Leute hier einen »superben Park« nennen. Die Stadt erhielt diesen Belustigungsort von *Peter dem Grossen* zum Geschenk. Da der Zar öfters zum Besuch nach Reval kam, so liess er sich erst ein noch jetzt vorhandenes bescheidenes kleines Haus am Fusse des felsigen Laaksberges bauen, aus dessen Fenstern er seine hier in der Bay vor Anker lie-

gende junge Flotte betrachten konnte. Aber einige Jahre vor seinem Tode wurde in geringer Entfernung von diesem holländischen Gebäude der jetzige Palast und Park errichtet, welcher seiner Gemahlinn zu Ehren den Namen *Katharinenthal* erhielt. Der Zar vergrösserte dieses Geschenk durch den Ankauf der umliegenden Güter im Werthe mehrer Millionen Rubel und wollte damit der Kaiserinn für den Nothfall einen anständigen Wittwensitz bereiten. Die Güter sind indessen später allmählich veräussert worden und in Privathände gekommen, so dass jetzt wenig mehr als der Park zum Schlosse gehört. Letzteres ist zu verschiedenen Zeiten von allen russischen Monarchen einige Wochen bewohnt gewesen.«

.....»Ich hatte zufällig von den Ruinen des *Padis-* (*Paddis*) *Klosters* (vom Flusse Paddis so genannt) gehört, welcher Name oft in der esthländischen Geschichte vorkommt. Da der Ort nur neunzehn Werst von Reval entfernt war, so entschlossen wir uns schnell zu einem Ausflug dahin und sassen in kurzer Zeit unter dem Schatten einer der schönsten Ruinen, welche Esthland aufzuweisen hat. Das Kloster erscheint urkundlich im Anfange des XIV. Jahrhunderts, wo zur Zeit einer grossen Hungersnoth, die in der umliegenden Gegend, aber wahrscheinlich nicht im Kloster selbst, herrschte, die Bauern sich haufenweise zusammenrotteten, den Abt und 28 Mönche ermordeten und die Gebäude

so verwüsteten, dass das Ganze bis 1448 neu hergestellt und durch den Bischof *Heinrich* Baron *Üxküll* von Reval wieder geweiht werden musste. Gegenwärtig gehört das Kloster einem Landrath, welcher einen Theil desselben zum Aufenthalte für seine zahlreiche aus drei und zwanzig Kindern bestehende Familie bewohnbar gemacht hat.«.....

»Vom Padis-Kloster brachte uns eine kurze Tagreise nach *Baltisport* (Baltischport, an der Mündung des Paddis in die Bay Rogerwyk), einem kleinen Seehafen, etwa 50 Werst von Reval, wo Handelsschiffe einen Theil ihren Waaren ausladen und von wo jährlich Tausende von Kisten mit Orangen und Citronen zu Lande nach Petersburg geschafft werden. Die ganze Küstenlinie bildet hier ein Tafelland, welches in malerischen Klippen steil gegen das Meer abfällt. An einigen Stellen erreichen diese Klippen eine Höhe von 400 Fuss mit sanften Abhängen nach der Landseite, während am Fusse die brausenden Wellen sich an gewaltigen Felsstücken brechen, die von oben herabgestürzt sind. Anderwärts hat das zurückgetretene Meer einen schmalen Streifen fruchtbaren Landes zwischen den Klippen und dem Strande gelassen, auf dem eine Fülle der schönsten Erlen emporgewachsen sind. Diese geschützte Stelle bildet einen Theil des Gutes *Leetz*..... Auf der höchsten Stelle bei Baltisport steht ein Leuchtthurm von grosser Wichtigkeit für die Schiffahrt, die hier wegen der vielen

Inseln und Klippen besondere Schwierigkeiten findet. Dieser Umstand soll den Zar *Peter* von dem Entschlusse abgebracht haben, hier seine Hauptstadt zu gründen. *Katharina II.* aber hielt die Stelle nicht für so schlecht und nahm sich vor, einen der grössten Hafen zu errichten und mittelst eines riesenmässigen Dammes die Küste mit der drei Werst entfernten Insel *Rogö* zu verbinden. Die Ausführung dieses Unternehmens blieb indess unvollendet und man sieht jetzt in der projektirten Richtung nur ein Stück Mauerwerk und über den Steinhaufen auf dem Meeresgrunde eine stets bewegte Wassermasse. Baltisport ist eine armselige kleine Fischerstadt mit einer griechischen Kirche, wozu nächstens durch die Freigebigkeit eines frommen Barons eine lutherische kommen wird, und dient zum Sommeraufenthalt für die benachbarten Gutsbesitzer, welche hier Seebäder gebrauchen. Im Jahre 1803 wurde sie von den Engländern bombardirt. Sie ist durch die ungeheuere Menge von Strömlingen berühmt, welche hier gefangen werden. Auf das Stadtrecht, welches *Katharina II.* dem Orte gewährte, haben die Einwohner in den letzten Jahren freiwillig verzichtet, weil sie die damit verbundenen Abgaben nicht bestreiten können.«....

.. »Die erwähnte Insel *Rogö*, welche Zar Peter mit Baltisport vereinigen wollte, hat 6 Werst im Umfang und heisst eigentlich *Klein-Rogö*. Sie liegt der dreimal grössern Insel *Gross-Rogö* gegenüber

und beide Eilande gehörten in alter Zeit zum *Padis-Kloster*, welches sie 1345 für 30 Mark Silber an vier Edelleute verpfändete. Auf dem flachen *Klein-Rogö* sind zwei Dörfer mit wohl angebauten Kornfeldern, und eine Menge ungeheurer Rollsteine (s. g. erratischer Blöcke), welche in der Entfernung wie Thurmruinen aussehen. Aber von den ehemaligen Wäldern, die sich »um des Bauholzes willen« das Kloster bei der Verpfändung vorbehalten hatte, ist nichts mehr vorhanden. Es traf sich gerade, dass an demselben Tage, wo wir die Insel besuchten, auch der Eigenthümer hier war, um seine Abgaben einzutreiben. Im ersten Dorfe, wo wir einsprachen, fanden wir die ganze Bevölkerung, in Folge einer Festlichkeit, stark berauscht. Die Leute stammen von *Schweden* ab und die Sprache ist noch jetzt die schwedische, nebst etwas Esthisch. Da von unserer Gesellschaft Niemand dieser Sprachen mächtig war, so beschränkte sich die Unterhaltung auf freundliche Blicke von beiden Seiten.« .....

Die Verf. beschreibt noch ein paar andere Ausflüge in der Nachbarschaft von Reval, die weiter kein Interesse haben, und erzählt darauf ihre Rückreise nach St. Petersburg, wo sie sich den folgenden Winter aufhielt, dann aber nach England einschiffte.

V.

ZUR KENNTNISS VON MONTENEGRO.

(Nach Boué, Robert, Karadschitsch, v. Welden, Stieglitz etc.)

Der X. Jahrgang dieses Taschenbuches (1832) gab bereits aus der Feder des sachkundigen Hrn. Prof. *Petter* in Spalato eine Skizze von dem kleinen Gebirgslande, welches herkömmlich noch zur Türkei gerechnet wird, obschon es thatsächlich einen unabhängigen Staat bildet. Da in neuerer Zeit das allgemeine Interesse an der merkwürdigen Volksthümlichkeit der Bewohner dieses Ländchens zugenommen und auch zu einer genauern Kenntniss desselben geführt hat, so möge eine kurze Ueber-

sicht dessen, was uns davon bekannt geworden, hier ein Plätzchen finden.

Die slawischen Bewohner nennen das Land *Zernagora*, das Schwarze Gebirge, welchen Namen die Venetianer durch *Montenegro* (oder *Montenero*) übersetzten. Dieses Gebirge, welches die etwa 25 teutsche Geviertmeilen grosse Oberfläche des Landes bildet, ist ein Theil eines grössern aus der in Nordwesten angränzenden Herzegowina kommenden und südwärts nach Albanien streichenden Gebirgssystems. Die vorherrschende Felsart ist nach *Boué* *) ein grauer oder weisslicher, selten röthlicher Kalkstein, welcher dem secundären Alpen-Kalkstein gleicht und stellenweise Mergelschiefer eingelagert enthält. Ein Theil der Gebirge besteht auch aus Hippuriten- und Nummuliten-Kalkstein, nebst dichtem Kalkstein, Dolomit, Sandstein und Mergel. Nach *Vialla* enthalten die Gebirge Eisen, Gold, Silber und Schwefel. Der Zugang ist von allen Seiten sehr schwierig und dieser Umstand hat seit Jahrhunderten die Unabhängigkeit des Landes gesichert. Der k. k. General (jetzt Feldmarschall-Lieutenant) Freiherr v. *Welden*, der von Cattaro aus einen Ausflug nach Monte-

*) *La Turquie d'Europe* etc. etc. Paris, 1840. Dieses durch den Reichthum an neuen Mittheilungen und wichtigen Aufschlüssen ausgezeichnete Werk hat unbegreiflicher Weise noch keinen teutschen Uebersetzer und Verleger gefunden. Wir haben ein grösseres Bruchstück daraus im XX. Jahrgange unsers Taschenbuches, S. 159 — 227, mitgetheilt.

negro unternahm **), schildert den Weg dahin und den Eindruck, welchen der erste Anblick des wilden Gebirges auf ihn machte, in folgender Weise:

»Wir fuhren (längs der Küste) an schönen Landhäusern vorüber, bis diese in einer hohen Schlucht, in der ein Giessbach vom *Monte Cosman* herabkommt, endigen. Es ist hier, als sollte die Welt ein Ende nehmen; umsonst sucht das Auge ein Zeichen von Vegetation; nur nacktes Steingerölle reicht bis an die Wolken, und doch sollten wir da hinan!.... Die Felsstücke waren so überhangend, dass es schien, als würde jeder Tritt, der einen Stein bewegen könnte, den Einsturz des ganzen Thales nach sich ziehen. An einem einzelnen Hause trafen wir unsere Führer und Maulthiere und drei Montenegriner, die, uns vom Basar her bekannt und von unserer Ankunft unterrichtet, uns längs ihrer Gränze begleiten wollten..... Eine Stunde bis zu dem armseligen Dörfchen *Oracovatz* ging es noch ganz gut an einer Steile aufwärts, von der wir senkrecht ins Meer hinabsahen; vom Schwindel durfte hier Niemand befallen werden, sonst wäre er verloren gewesen. Aber der Weg ward nun bald ganz loses Steingerölle und wir mussten im beständigen Zickzack aufwärts klettern, wobei die herabrollenden Felsstücke die unten Reitenden zu erschlagen

**) *Wiener Zeitschrift* etc., 1831. Nr. 79 bis 84.

drohten. Bald waren wir tiefer in die Schlucht eingedrungen und über und unter uns war nur ein wildes Felsen-Chaos zu schauen. Da die Führer, um ihre Thiere anzutreiben, und die Montenegriner, um verständlich zu werden, ein grosses Geschrei machten, welches in diesen Felsen hundertfältig wiederhallte, so waren wir mit einem beständigen Lärm umgeben, der alle Raubvögel aus ihren Nestern störte, die uns in grossen Bogen umkreisten und die einzigen Bewohner dieser Einöden zu seyn schienen. Von Zeit zu Zeit ruhten meine Begleiter; dann herrschte ein Stillschweigen, dass man die Bewegung eines Blattes hätte vernehmen können; alle ihre Gehör-Organe waren in der höchsten Spannung. Es war, um zu erforschen, ob ein anderes menschliches Wesen sich in unserer Nähe bewege, welches sich durch das Rollen des Gesteins hätte ankündigen müssen..... So waren wir gegen zwei Stunden gestiegen, als einer der Montenegriner uns einlud, eine kleine Wegstunde rechts nicht zu scheuen, um über das Joch des *Monte Cosman* hinweg ganz Montenegro zu übersehen.... Wir liessen unsern Train auf dem Fusspfade, der nach Risano hinabführt, vorausziehen und klimmten dann, aber mehr auf allen Vieren kriechend, gegen die Schneide eines Felskammes hinan, den ich indess ohne die hilfreiche Hand meiner Gefährten, welchen der ganze Weg eine ebene Heerstrasse schien, wohl nie erreicht hätte. So waren wir nach mehren der müh-

seligsten Stunden meines Lebens zu einer engen Felsenspalte gelangt, durch die wir, wie durch ein gothisches Kirchenfenster, in ein unermessliches Steinmeer hineinsahen. »Unser Vaterland!« riefen die drei Montenegriner, und es lag ein Ausdruck von Stolz in ihren Mienen, als wenn sie mir Peru gezeigt hätten. Es währte lange, bis ich aus dem verworrnen Bilde klug werden konnte, das wie das Chaos vor der Schöpfung zu meinen Füssen lag. Von dem Platze, wo wir standen, erhob sich nordwestlich der schon öfters genannte *Monte Cosman*, die dreifache Gränze mit der Herzegowina, Montenegro und Albanien bildend. Eine hohe Gebirgskette zog sich von ihm (meine Begleiter sagten, vierzig Miglien weit) gegen Norden als Gränze von der Herzegowina und Montenegro. Vier grosse Aeste sah man von ihr sich trennen und sich östlich wenden; sie bildeten die Thäler der Flüsse *Moratscha*, *Zeta*, *Zernitza* und *Welika Richa*, die sich alle in den See von *Skutari* ergiessen. Wie diese Kette die westliche, so bildet die Moratscha so ziemlich die östliche Gränze von Montenegro; die südliche wird durch ein hohes zackiges Vorgebirge geschlossen, welches zwischen dem See von Skutari hinziehend den östlichen Thälern von Montenegro den Ausgang versperrt und dadurch jenen ungeheuren Kessel bildet, als welchen man sich das Land eigentlich vorstellen muss. Durch das letztere Gebirge führen nur enge Schluchten.«..... Im Allgemeinen ist das

Land gegen Südwesten oder nach dem Meere hin am meisten steinig und kahl. Die Montenegriner sagen im Scherze, dass dem lieben Gott, als er über die Erde gegangen und Steine gesäet habe, über Montenegro die Säcke zerrissen und der ganze Vorrath da niedergefallen sei. Weiter landeinwärts gegen Bosnien und Serbien sind die Gebirge mehr bewaldet.«

Die Angaben über die Grösse des Landes sind verschieden. Während Prof. *Petter* sie auf 25 teutsche Geviertmeilen angiebt, wird sie vom General v. *Welden* auf 60 geschätzt. Nach *Karadschitsch**) sagen die Eingebornen, dass man das Land in drei Tagen nach jeder Richtung durchreisen kann. Eine genauere Bestimmung ist bei dem Culturzustande der Einwohner auch wohl nicht möglich.

Das ganze Gebiet besteht, nach demselben Schriftsteller, aus dem *eigentlichen Montenegro*, welches in vier Bezirke (oder *Nahien*) zerfällt und dem *Gebirgsgebiete (Berda* **). Die vier Nahien heissen: 1) *Katunska*, die grösste und felsigste unter allen; 2) *Rietschka*; 3) *Ljeschanska* und 4) *Zernitza* (gewöhnlich *Zermnitza*, bei v. Welden *Serbenitza*).

---

*) *Reisen und Länderbeschreibungen* etc. XI. Lieferung. *Montenegro* und die *Montenegriner*. Stuttgart, 1837.

**) *Stieglitz* (in demselben Werke, XXI. Lief. *Ein Besuch auf Montenegro*, S. 42) überreichte dem Wladika ein Empfehlungsschreiben mit der Adresse: „*A Son Altesse Sérénissime le Prince de Montenegro et de Berda*“ etc.

Eigentliche Ebenen giebt es nur sehr wenige. Die grösste ist in der Nahia Zernitza, zu beiden Seiten des gleichnamigen Flusses bis an den See von Skutari; nächst dieser die Umgebung von Zetinje in der Nahia Katunska, etwa 3000 Klafter lang und 500 breit, von hohen Felsengebirgen eingeschlossen; wahrscheinlich das Bett eines ehemaligen Sees. Doch giebt es in diesem muthmasslichen Seegrunde wenig Wasser. Nur auf der weniger felsigen südlichen Seite sind einige Brunnen; die nördliche ist durchaus Stein- und Felsenboden und keines Anbaues fähig. Als bemerkenswerthe Flüsse führt *Karadschitsch* folgende an: 1) die *Rieka Zernojewitscha*; sie entspringt in der Nahia Rietschka, die davon den Namen führt, und ergiesst sich nach kurzem Laufe gegen Südost in den See von Skutari; sie ist schon unweit der Quelle so kräftig, dass sie mehre Mühlen in Bewegung setzt und durch die Stauung an der Mündung wird sie weit aufwärts so beträchtlich, dass man sie fast bis zum Ursprunge mit kleinen Fahrzeugen beschiffen kann. *Stieglitz* fuhr auf dem Flusse bis weit in den See hinab. Auf einer vorspringenden Höhe hart am Flusse sind Thurm- und Mauertrümmer zu sehen, die Reste der ehemaligen Burg *Obod*, welche der ruhmvolle Kriegsheld *Ivan Zernojewitsch*, dessen Andenken noch im Volke fortlebt, in der letzten Hälfte des XV. Jahrhunderts hier gebaut hatte. Der Fluss hiess sonst ebenfalls *Obod*, führt aber seit

jener Zeit den Namen *Zernojewitscha Rieka* (Fluss des Zernojewitsch). An der Stelle, bis zu welcher die Schiffe aufwärts gelangen können, sind einige Häuser erbaut und hier wird jeden Sonnabend Wochenmarkt gehalten, welcher nicht nur von den Montenegrinern aller Nahien, sondern auch von den Nachbarn sowohl aus türkischem als österreichischem Gebiete fleissig besucht wird. 2) Die *Zernitza*; diese entspringt in der Nahia gleiches Namens und ergiesst sich in südöstlicher Richtung ebenfalls in den See von Skutari. Auch sie kann man von ihrer Mündung an eine ziemliche Strecke weit befahren, bis zu einem für dieses Land ungewöhnlich hohen und geräumigen Steingebäude, *Wir* genannt, wo jeden Sonntag ein Wochenmarkt für die Nahia gehalten wird. »Als wir« — sagt *Stieglitz* — »durch die Mündung der Zernitza aufwärts steuerten, hatte ich Mühe mich zu überreden, dass ich wirklich im Gebiete von Montenegro, dem überall als ödes Felsenland verschrieenen Montenegro mich befinde. Ein weites reiches Thal, das in jedem Lande für schön gelten würde, breitete sich nach allen Seiten hin vor den Blicken aus. Ueppige Wiesen, sorgfältig bebaute Felder lehnten sich an Rebenhügel, zwischen denen Mandel- und Granatpflanzungen, Feigen- und Olivengärten zu sehen waren. Strotzende Heerden schritten an beiden Ufern im hohen Grase bis dicht an das durch all diesen Segen sich schlängelnde Flüsschen. Im Hintergrunde erhob sich, wie

zum Schutz dieses Paradies umlagernd, ein himmelanstrebender Kranz von dunkel bewaldeten Bergen.«....; 3) die *Zeta;* sie hat ihren Ursprung in den Gebirgen der Herzegowina, durchfliesst einen Theil des Gebietes Berda und ergiesst sich dann in die ebenfalls aus der Herzegowina kommende *Moratscha*. Letztere fliesst unweit von der östlichen Gränze Montenegro's durch türkisches Gebiet und fällt durch zwei Mündungsarme, an deren rechtem oder westlichem auf einer Anhöhe die türkische Festung Schabljak liegt, in den See von Skutari.

Im Innern des Landes herrscht, wie schon bemerkt, zur Sommerszeit in vielen Gegenden empfindlicher Wassermangel, und es giebt Orte, wo man eine Tagreise weit nach Wasser gehen muss. Für die Viehzucht ist diess besonders drückend. Oft schon ist, wie *Karadschitsch* bemerkt, eine Quelle die Ursache blutiger Zwiste und grässlicher Mordthaten gewesen. Die Heerden werden daher im Sommer nicht selten in die Gebirge getrieben, wo der Schnee in den Vertiefungen gesammelt und am Feuer geschmolzen wird.

Das *Klima* ist trotz der geringen Grösse des Landes sehr verschieden. Die westlichen und nördlichen Gegenden, namentlich die Nahia Katunska, ist auffallend kalt; die Gebirge, welche diese vom Küstenlande trennen, sind bis tief in den Sommer hinein mit Schnee bedeckt, welcher in Vertiefungen auch wohl das ganze Jahr hindurch nicht weggeht.

Dagegen haben die tiefer gelegenen östlichen und südöstlichen Gegenden, besonders zu beiden Seiten des Flusses Zernitza, ein sehr mildes Klima, und der Schnee bleibt hier niemals lange liegen. Der Sommer ist oft unerträglich heiss.

Der Beschaffenheit der Oberfläche und des Klimas in den einzelnen Bezirken entspricht die Verschiedenheit des Pflanzenwuchses. Den Namen *Zernagora*, das Schwarze Gebirge, erhielt das Land von den in älterer Zeit häufigen dunkeln Nadelwäldern, mit den die Gebirge bewachsen waren. Gegenwärtig sucht man von der dalmatinischen Küste aus bis eine gute Strecke in das Gebirge hinein vergebens nach Spuren jener reichen Bewaldung. Aus den grauen Spalten bricht nur dürftiges Gras oder niedriges Gestrüppe hervor. Häufiger erscheint die über alle diese Gebirge reichlich verbreitete Salbei, deren ins Grünliche spielende Aschfarbe nur wenig von der Grundfarbe des Gesteins sich unterscheidet. In der Ebene von Zetinje fand *Stieglitz* dieselben Erscheinungen wie in den bis dahin durchzogenen Gegenden: steinbesäete Felder, mühsam den Felsen abgewonnen und bearbeitet; einzelne Eichen oder Ulmen, häufig ihrer ausgreifenden Aeste beraubt und aus der Ferne gesehen eher einer dunkeln Pappelart ähnlich; hin und wieder auch Obstbäume von geringem Ertrag; ringsum die natürliche Schanze des grauen Bergkranzes, spärliche Futterkräuter für die weidenden Heerden bietend,

stellenweise auch niedriges Gestrüppe, hie und da grössere oder kleinere Reste älterer Waldung. Mannichfaltiger und reicher an Vegetation ist die Gegend von Zetinje gegen den See von Skutari, wohin der Fluss Zernojewitscha seinen Lauf nimmt. Kaum eine Stunde von Zetinje entfernt erblickt man Nuss- und Feigenbäume, Getraidefelder, Weinreben und Oelbäume nicht allein um die Wohnungen, sondern auch sorgfältig gepflegt hie und da weiterhin bis gegen die mittlern Höhen. Das Thal der Zernitza enthält sogar Mandel- und Granatbäume. Andere Produkte sind Mais, Quittenäpfel Küchengewächse, besonders Knoblauch und Zwiebeln, Tabak und Kartoffeln. Letztere sind durch den verstorbenen Wladika, als er in den Achtziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts von Petersburg rückkehrte, zuerst nach Montenegro gebracht und seitdem weiter im Lande verbreitet worden. Sie gedeihen hier besser als in den dalmatischen Küstengegenden. Ein grosser Theil dieser Erzeugnisse des Landes wird an die Bewohner der angränzenden türkischen Provinzen so wie des Küstenlandes verkauft. Auf dem Basar in Cattaro bildet einen der vornehmsten Handelsartikel aus Montenegro das gelbe Färbeholz (in der Landessprache *Rujevina*, von den Italiänern *Scotano* genannt); es ist das Holz des auch unter dem Namen *Perrückenbaum* bekannten Strauches *(Rhus Cotinus L.)* mit hellgrünen rundlichen Blättern, welcher in Menge auf

den östlichern Gebirgen wächst. Die Blüthen stehen in grossen röthlichen Endrispen beisammen, wie verwirrte Haare, wovon der teutsche Name kommt. Das Holz ist grünlich gelb und wird von den Montenegrinern entweder gleich an Ort und Stelle, wo es gehauen, oder doch alsbald zu Hause, so lange es noch frisch ist, von der, nur zum Verbrennen tauglichen, braunrothen Rinde entblösst. Auch die Blätter, welche zur Bereitung des Corduanleders gebraucht werden, kommen reichlich zu Markte. Stieglitz erwähnt noch einer andern Holzgattung, *Zanovet* genannt, dessen nähere botanische Bestimmung er jedoch nicht erfahren konnte. Die Bäcker bedienen sich desselben in ihren Oefen, weil es verbrannt einen angenehmen Geruch verbreitet. Die Blätter sollen, als Viehfutter verbraucht, der Milch und der Butter einen lieblichen Geschmack mittheilen.

Die bekanntesten *Thiere* sind Schafe, Schweine und Ziegen, weniger Pferde und Rindvieh; ausserdem Hunde, Fische, Schildkröten und Bienen.

Die Bewohner sind *Slaven serbischen Stammes* und bekennen sich zur *griechischen nichtunirten Religion*. Nur in *Kutschi* giebt es einige Tausend katholische Albanesen. Die Gesammtzahl ist höchstens 100000, worunter 15000 streitbare Männer. Städte sind gar nicht und eigentliche Dörfer nur wenige vorhanden. Was man so nennt, sind meistens nur kleine Häusergruppen, von einer Brüder-

schaft (*Bratrstwo*) bewohnt, d. h. eine Vereinigung mehrer Haushaltungen, die eine Gemeinheit bilden, deren sämmtliche Glieder sich als Verwandte betrachten. Die Häuser sind grösstentheils von Stein, höchst einfach, ohne viel Geräthschaften, meist am Fusse felsiger Berge und Hügel erbaut und so dicht an einander, dass nur ein schmaler Fusssteig dazwischen durchgeht. Fast alle haben Schiessscharten. Auch giebt es thurmähnliche Gebäude (*Kulas*) mit einem Oberstockwerk; das Erdgeschoss dient, bei feindlichen Angriffen das Vieh in Sicherheit zu bringen. Die gewöhnlichen Nahrungsmittel sind Gemüse, Milch, Brod und andere Mehlspeisen von Mais und Gerste, nebst Kartoffeln; Fleisch (von Schafen und Ziegen) wird nur an Festtagen und wenn man Fremde bewirthet, gegessen.

Das Volk theilt sich in mehre Stämme (*Pléme*). Von diesen bewohnen neun die Nahia Katunska; es sind die *Zetinje, Niegusehi, Bjelitze, Tscheklitschi, Momani, Pljeschiotzi, Zuzi, Osrinitschi* und *Sagaratschi*. Nach *Robert**) sind diese Stämme, da sie die ärmsten und unfruchtbarsten Gegenden des Landes bewohnen, zum Raube geneigt, und die gefürchtetsten Räuber der Türkei kommen aus diesen Gebieten. Hier findet man das feste Kloster *Zetinje* (auf den bisherigen Landkarten italiänisch *Cettigne*

*) *Les Slaves de Turquie* etc.; par M. *Cyprien Robert*. Paris, 1844. Tom. I. S. 119 u. ff.

geschrieben), den Sitz des Wladika und Metropoliten, so wie des Senats. Es sind zwei Hauptgebäude. Der erst in den letzten Jahren aufgeführte, weiss angestrichene Neubau hat, wie ihn *Stieglitz* schildert, in seiner ganzen Anlage und Ausführung viel Aehnliches mit einer Kaserne. »Er ist nur einen Stock hoch, langgedehnt, und umfasst, ausser den Zimmern des Wladika und dem Senatssaale die Wohnungen der zwölf Senatoren, der persönlichen Leibwache (*Perianist*) des Wladika, eines Theils der zur Vollziehung der gerichtlichen Entscheidungen nöthigen bewaffneten Truppe (*Guardia*) und der Dienerschaft. Im Senatssaale, wo des Morgens die Berathungen gepflogen werden, versammeln sich um denselben Herd, der ihnen die Speisen bereitet, an langen Winterabenden der Wladika und die Senatoren, den alten Gesängen lauschend, die unter Begleitung der *Gusli* (einer Art Geige mit nur Einer Saite) die Thaten der gepriesenen National-Helden vergegenwärtigen, oder auch wohl den Bericht von jüngern Streifzügen vernehmend. Das unfern hart an einem Hügel gelegene Kloster, gestiftet im XV. Jahrhundert durch *Iwan Zernojewitsch*, gleicht hinter seinen grauen Mauern eher einer Veste; nur der aus ehemaligen Getraidespeichern in Wohnungen umgewandelte linke Flügel hat ein modern abgeflachtes Gepräge. Seit 1623 durch die Türken zu wiederholten Malen niedergebrannt, ist es nach dem Rückzuge des Feindes

stets wiederhergestellt worden und seit dem letzten Einfalle 1785 in den Hauptbestandtheilen unverändert geblieben. Bedeutende Vertheidigungswerke, wie man sie bei den benachbarten Klöstern im Küstenlande findet, hat es keine. Die eben nicht erhebliche Ringmauer niederzuwerfen würde der heutigen Belagerungskunst ein Spiel seyn. Was würden aber auch hier die festesten Thürme und Schanzen von Menschenhand bedeuten gegen die gewaltigen Bollwerke, welche rings umher grossartig und unzerstörbar die Natur von allem Ursprung her aufgerichtet hat?« ...

Unweit der Ebene von Zetinje liegt die von *Nieguschi*. Sie ist, wie Stieglitz bemerkt, nächst der von Zetinje die ausgedehnteste, nicht allein in der Katunska Nahia, sondern auch im ganzen Lande, ausser der Zernitza. »Anmuthig «— sagt Stieglitz — »liegt rechts auf einem Hügel das weisse Kirchlein von Nieguschi, von welchem ab nordwärts beinahe halbkreisförmig sich die recht freundlich in der Mitte der Ebene liegende Ortschaft zieht, unbedingt die grösste und zusammenhangendste im Montenegriner Gebiete; ringsum an den Bergen und gegen dieselben hin zerstreut einzelne Hütten.« Die Bauart ist dieselbe einfache wie anderwärts. Das Haus besteht aus einem Viereck von etwa 7 bis 8 Fuss hoch aufgethürmten Steinwänden mit einem vorspringenden Dach von Stroh oder Baumrinde, hier und da an der Seite ein Loch hinausgebrochen,

um der Sonne und der Luft den Eingang, dem Rauche aber den Ausgang zu gestatten. Wo diese Steinhütten zerstreut liegen, sieht man um jede eine Strecke zum Theil mühsam dem Steinboden abgewonnenen Feldes, welches hier bei *Nieguschi* sorgfältiger bestellt ist als anderwärts; überhaupt zeigen sich hier, so weit man das Wort gebrauchen darf, mehr Spuren von Cultur. Auch sieht man zahlreichere Heerden und die Berge sind mehr bewachsen. Im Nieguschi wohnen die berühmtesten Familien des Landes, die *Petrowitsch*, Brüder, Oheime und Vettern des Wladika, die *Bogdanowitsch*, die *Jakschitsch*, die *Prowokowitsch*, deren jetziges Haupt, *Laso*, ein Neffe des gleichnamigen, 1809 von den Franzosen fusillirten Popen, noch immer ein Schrecken der benachbarten Türken ist. *Robert* vergleicht *Nieguschi* in einiger Beziehung mit *Moskau*. Die bescheidene Wohnung der Väter der jetzigen Dynastie wird hier noch immer mit derselben Ehrfurcht unterhalten, wie dort das Haus der ersten *Romanows*. Es hat ein einziges Stockwerk und unterscheidet sich von den übrigen Gebäuden des Ortes nur durch seine Grösse. Ein anderes nach denselben Verhältnissen erbautes Haus, welches aber gegenwärtig abgetragen ist, war noch vor einigen Jahren von der, jetzt ganz verarmten Familie des Civil-Gouverneurs bewohnt, der mehr als ein Jahrhundert lang dem Metropoliten die weltliche Herrschaft über Montenegro streitig gemacht hatte. Die

durch Volksgesänge berühmten Dörfer *Tsebenu*, *Zuse* und *Welestowo* liegen in abgelegenen, alles Anbaues unfähigen Felsenthälern.

Der einzige wahrhaft fruchtbare Theil der *Katunska Nahia* ist der kleine Gebirgskessel *Stanjewitsch*, welcher das Kloster zum *heil. Erzengel Michael*, die vormalige Residenz des Wladiken, umschliesst und treffliches Obst und köstlichen Wein liefert. Die reichste Nahia aber von ganz Montenegro ist die *Zernitza*, welche sich am See von Skutari gegen Budwa und Antiwari erstreckt und wo in einigen Thälern die Bodenkultur auf einer hohen Stufe von Vollkommenheit steht. Diese Nahia wird von sieben Stämmen bewohnt: den *Podgori*, *Gluhidi*, *Bertehell*, *Boljewitsch*, *Limljani*, *Sotoniti* und *Dupili*. Die *Rietschka Nahia* oder *Giubotin*, der mittlere Theil von Montenegro, zählt fünf Stämme: die *Lubotini*, *Kosjeri*, *Tseklini*, *Dobarski* und *Gradschani*. Diese Nahia hat keine andere Hilfsquelle als den Fluss *Zernojewitsch*, welcher eine Menge Forellen und andere Fische liefert, die gedörrt oder geräuchert, nach Dalmatien und Italien ausgeführt werden. Namentlich wird hier zu gewissen Zeiten eine Gattung kleiner Fische, nicht grösser als eine Sardelle gefangen, von den Eingebornen *Ukljewa*, in Italien *Sooranza* genannt. Bei Annäherung des Winters ziehen diese Fische in den See von Skutari hinab und bilden dabei so dichte Massen, dass die Oberfläche des Wassers

davon eine ganz eigne Farbe erhält. Hier halten sie sich am liebsten an gewissen, wahrscheinlich durch Quellen auf dem Boden des Sees gebildeten Wirbelstellen, *Oka* (Augen) genannt, auf, welche eine höhere Temperatur als das obere Wasser haben, und wo die Ukljewas oft so angehäuft sind, dass ein in die Masse hinein gestossenes Ruder darin stehen bleibt. Die am Ufer wohnenden Stämme haben gewissermassen das ausschliessende Besitzrecht dieser Oka, wo der Fischfang zu Ende des Herbstes Statt findet. Die ganz kleinen werden geschont und mittelst Hürden an den grasreichsten Stellen des Sees in grossen Massen, so dass sie sich kaum bewegen können, zusammengepfercht. Sie gedeihen hier trefflich und setzen besonders viel Rogen an, aus welchem ein guter Caviar bereitet wird. Kleiner als die übrigen Nahias und unfruchtbarer als die Rietschka ist die Nahia *Ljeschanska* oder *Ljeskopolje*, an der östlichen Seite des Landes, gegen die Moratscha. Sie wird nur von drei Stämmen, den *Draschovini*, *Buroni* und *Gradsati*, bewohnt.

Was die *Körperbeschaffenheit* und die *Kleidertracht* der Montenegriner betrifft, so schildert diese der bereits oben angeführte Freiherr v. *Welden* sehr getreu in der Beschreibung, welche er von dem Basar in *Cattaro* giebt, auf dem sich die Montenegriner regelmässig einfinden. »Die Männer« — erzählt er — »waren grösstentheils sechs Schuh hoch, schön und nervig gebaut, von wildem, aber freiem

Ansehen, welches, wenn man es gewohnt war, mehr Zutrauen als Verdacht erregte..... Der Bau der Mädchen und Frauen ist nicht so hochstämmig wie jener der Männer. Selten sieht man bei ihnen schöne Formen, welche die Haus- und Feldarbeit, so wie das beständige Tragen schwerer Lasten nicht aufkommen lassen; auch ihre Gesichtszüge entbehren des feinen Schnittes und Ausdrucks, welcher die männlichen Physiognomien charakteristisch bezeichnet, unter denen mir, und ich habe doch mehre Hundert beobachtet, kein dummes Gesicht vorgekommen. Beide Geschlechter haben zwar einen grossen Mund, aber darin die schönsten Zähne, die man sich denken kann, welche bei den Männern durch den schwarzen Schnurbart, den alle tragen, noch mehr gehoben werden. Uebrigens sind alle Gesichter, von Sonne und Wetter verbrannt, schwarzbraun, die Backenknochen hervorstehend, der Blick des Auges unstät, aber dieses, so wie das Gehör, von ausserordentlicher Schärfe bis ins späte Alter. Die Weiber haben sehr lange, feine und dunkle Haare, die unsern Haarkünstlern willkommen seyn würden. Zwei Zöpfe, die ich kaufte, wogen, nachdem sie ausgesotten waren, $1^3/_4$ Pfund und sind der schönsten Seide zu vergleichen.

...»Auf dem Leibe zunächst hat der Montenegriner ein Hemd von grobem Leinenzeuge, welches aber, wie bei den meisten slawischen Völkern, über dem weiten blauen türkischen Beinkleid, das nur

bis an die Knie reicht, getragen wird. Ueber dieses ist ein weisser Leibrock, der mit jenem, wie ihn die Römer trugen, viel Aehnliches hat, von grobem Wollenstoffe, den die Weiber verfertigen, geworfen, der den starken Nacken und die breite haarige Brust der Hitze und Kälte offen lässt, längs der Kante aber mit blauer Wollstickerei und vielen schwarzen Knöpfen verziert ist. Die Aermel sind weit und mit blauen, in die Spitze zulaufenden Aufschlägen versehen. Ein lederner Riemen hält diese Kleidungsstücke um den Leib zusammen; an ihm hangt ein mit vielen weissen Nägeln und drei Quasten verziertes Kästchen, welches Kugeln, gehacktes Blei und Pulver enthält; in einem kleinern, ähnlichen, befindet sich das Feuerzeug, auch hangt ein Tabaksbeutel daran. Ueber diesem Riemen ist um die Lenden ein buntes wollnes Tuch geschlungen, welches aber auch oft im Winter wie ein Turban um den Kopf gewunden wird. In diesem Gürtel stecken zwei stets geladene Pistolen und der *Handzahar*, ein zwei Schuh langer türkischer Messer, als Hau- und Stichwaffe vortrefflich, aber auch zu allen häuslichen Verrichtungen brauchbar, z. B. um Holz und Fleisch zu hacken etc. Die Füsse vom Knie abwärts sind im Sommer bloss, im Winter mit wollnen Lappen bedeckt. Vielfarbige gestrickte Wollenkamaschen decken den Knöchel. Die untere Fussbekleidung bilden die bei allen illyrischen Völkern gebräuchlichen *Opanken*, welche in einem Geflechte

aus Riemen von Ziegenhaut bestehen. Die bekannte rothe Kappe, schwarz verbrämt, ist zu allen Jahreszeiten die einzige Kopfbedeckung *). Der Kopf selbst ist von der Stirn aufwärts glatt geschoren, am Hinterhaupte bilden die Haare einen kurzen Zopf. Auf der linken Schulter hängt bei beiden Geschlechtern zu allen Jahreszeiten die *Struka*, ein aus Ziegenhaaren verfertigter Shawl, eine Elle breit, und fünf Ellen lang, an beiden Enden mit langen Fransen verziert. Diese Struka, bei den gemeinen Leuten gewöhnlich braun, bei den Vermöglichern zierlich roth und schwarz gewirkt, dient zur Bedeckung eines Theils des Oberleibes, vorzüglich aber der Waffen; im Regenwetter wird sie der Länge nach um die Schultern geschlagen; des Nachts dient sie als Decke. Die Weiber verfertigen dieses Gewebe oft sehr fein und zierlich, so wie auch die übrigen Kleidungsstücke. An Festtagen tragen die Wohlhabenden über dem Oberkleid eine Jacke ohne Aermel, von grünem, rothem oder schwarzem Sammt, mit Seide ausgenäht, oft mit Pelz verbrämt. Eine lange türkische Tabakspfeife und eine Albanesen-Flinte vervollständigen das Ganze. Letztere ist

*) Ein grosser Theil dieser rothen Kappen wird auf der Herrschaft *Strakonitz* in Böhmen verfertigt, wo dafür zwei k. k. landesprivilegirte Fabriken bestehen, die in der Stadt Strakonitz und auf den Dörfern 7- bis 800 Personen beschäftigen. (S. mein Werk: *Das Königreich Böhmen*, etc. etc. VIII. Bd. (Prachiner Kreis) S. 118 und 196).

fünf Schuh lang; die Schäftung mit Messing stark beschlagen und oft mit Perlmutter eingelegt. Wir suchten vergebens einige dieser Waffen durch *Kauf* an uns zu bringen. »Sie sind uns so wenig feil als unsere Freiheit« gaben sie einstimmig zur Antwort. Dagegen machte mir Einer sogleich sein Gewehr, ein Anderer seinen Handschar zum *Geschenk*, wofür nun allerdings Gegengeschenke angenommen wurden.«

»Die Tracht der Weiber« — fährt Hr. v. *Welden* in seiner Schilderung fort — »war nicht so gleichförmig als jene der Männer. Die ärmere Klasse war nur mit einem langen Hemde, einem Gürtel, der wollnen Schürze und der Struka bekleidet; bei den Wohlhabendern konnte man Frauen, mannbare Jungfrauen und junge Mädchen durch den Kopfputz unterscheiden. Die Erstern bedecken das platt gescheitelte Haar mit einem an den Ecken mit farbiger Wolle ausgenähten Tuche. Die Jungfrauen tragen darunter das rothe Käppchen mit Münzen behangen, durch eine Nadel mit metallnem Knopfe oben befestigt. Die jungen Mädchen tragen einfach die rothe Kappe. Bräute setzen eine Art Geflechte auf den Kopf, welches ganz mit Münzen dachziegelartig bedeckt ist und in der Mitte durch eine Nadel in die Höhe gehalten wird. An den Seiten hangen an kleinen Metallkettchen Sonne, Mond und Sterne herab, oder sind in zwei lange Haarzöpfe verflochten, die nach vorwärts herumhangen, wodurch bei

jeder Bewegung ein Geräusch wie Schellengeläute entsteht. In den Ohren stecken grosse Metallringe, eben so sind alle Finger damit überladen und um den Hals hangt ähnliches rauschendes Geschmeide. Gewöhnlich sind diese Zierrathen, auf die sie viel halten, von Messing, selten von schlechtem türkischen Silber, immer mit falschen Steinen besetzt. Die Braut trägt auch nach der Hochzeit so lange diese Metallkappe, bis sie zum ersten Male Mutter wird, wo sie solche dann für immer ablegt..... Worauf das weibliche Geschlecht nächst dem drei bis vier Pfund schweren Geschmeide den meisten Luxus wendet, ist die Stickerei der Hemden auf Brust und Hals und an den Aermeln, die wirklich auch mit grossem Geschmack durchaus in Wolle, oft mit Gold durchwunden, gestickt sind. Leider ist dieses Oberhemd, welches nur bis an den Gürtel reicht, nicht für das Waschen bestimmt und die schönen Stickereien erhalten also bald eine Zugabe von Schmutz, der jede Bewunderung stört. Ich fand indess Gelegenheit, dergleichen neue Hemden zu kaufen, die unsern schönsten Pariser Stickereien in Hinsicht des Geschmacks, der aber immer orientalisch bleibt, gleich gestellt werden können. Die durchaus gestickten Aermel sind sehr weit und nähern sich den ballonartigen Gestalten, die unsere Damen mit so viel Vorliebe tragen. Von diesem feinern Oberhemde abwärts vertritt eine Art groben Unterrocks, der bis unter die Waden reicht, die Stelle des Hemdes.

Ueber diese erste Bekleidung wird eine Art Tunica mit sehr kurzen Oberärmeln von weissem groben Wollenstoff getragen, die sich nur im Schnitte der Taille etwas von jenem Oberkleide der Männer unterscheidet. Alles diess umschliesst ein handbreiter lederner Gürtel mit Zierrathen ausgenäht und vielfarbigen falschen Steinen besetzt, an dem ein mit weissen Nägeln stark beschlagenes Kästchen hangt. In diesem befindet sich, äusserst charakteristisch für die weibliche Eitelkeit, ein kleiner Spiegel, Zwirn, Nadeln und ähnlicher kleiner Hausbedarf. An einer Schnur hangt ein Schlüssel, an einem Riemen ein Taschenmesser und unter der linken Brust steckt ein schuhlanger Dolch an einer oft silbernen Kette befestigt, den man aber nur selten sieht, weil ihn die Struka bedeckt, die wie jene der Männer beschaffen, nur etwas leichter ist. In einem buntfarbig von Wolle geflechtenen Täschchen (einem s. g. Handsack, auch Réticule, wenn man will), das am linken Arme hangt, befindet sich das Strickzeug, auch oft Eier, oder alles Gebrechliche, was auf den Markt getragen wird. Die Schürze ist mehr ein Schürzfell, ein vielfarbiger, in Rücksicht der Zeichnung schön gewirkter Wollteppich, von halb ovaler Form, mit schuhlangen Fransen verbrämt. Die Strümpfe sind von Wolle, die übrige Fussbekleidung ist der der Männer ähnlich.«

Das *Hauptgeschäft* des Montenegriners, wodurch er seinen Lebensunterhalt erwirbt, ist Vieh-

sucht. Ackerbau wird in geringerm Masse betrieben und Handwerke am allerseltensten. Den Viehstand des Montenegriners bilden vornehmlich Schafe und Ziegen. Schweine und Rinder giebt es wenig, auch Pferde sind selten, da man sich statt ihrer der Maulthiere bedient. Das Hauptgetraide des Landes ist Kukurus (Mais oder Türkischer Waizen); ausserdem säet man da, wo der Boden dazu geeignet ist, etwas Waizen, mehr aber Roggen, Gerste und Haber. Die grösste Wohlthat für die Landbewohner sind die Kartoffeln. Von den verschiedenen Fruchtgattungen so wie von der Fischerei war bereits oben die Rede.

Der *Handel*, welchen die Montenegriner treiben, ist zum Theil schon in dem erwähnten Aufsatze des Prof. *Petter* (X. Jahrg. S. 268) besprochen worden. Er wird, wie *Karadschitsch* bemerkt, immer nur als Nebensache angesehen und es giebt daher weder grosse Kaufleute, noch kann der Handel überhaupt beträchtlich genannt werden. Von den bei *Petter* angeführten Ausfuhr-Gegenständen, welche nach *Cattaro* kommen, bezeichnet Karadschitsch als die wichtigsten Fische, geräuchertes Schöpsen- und Ziegenfleisch (italiänisch *Castradina* genannt), Vieh und Käse. Die Hauptmärkte, wohin die Montenegriner diese Artikel bringen, sind die dalmatischen Hafenstädte *Cattaro* und *Budwa* (*Budua*). Ein Handelsmann versicherte, wie *Stieglitz* sagt, die meisten Angaben von *Petter* seien im Verhältnisse

zu dem gegenwärtigen Betrieb (1839) bei weitem zu gering. Namentlich belaufe sich die Einfuhr von Kleinvieh und Käse ganz unverhältnissmässig höher; eben so Wolle, Schaffelle und Talg; dagegen andere Artikel, wie z. B. die Skoranze, nach den mehr oder weniger günstigen Jahren wechseln; wieder andere, z. B. Schweinfleisch, Gemüse und Eis, seien zu hoch angegeben. Von den Einfuhr-Artikeln sei vornehmlich an Wein, Branntwein, Oel, Leinwand etc. eine weit höhere, an Glas eine viel geringere Menge anzunehmen.

Die erwähnte *Castradina* wird vorzugsweise im Stamme *Njeguschi* bereitet. Den hiezu geeigneten Thieren werden im Herbste die Eingeweide ausgenommen und der Kopf abgeschnitten, darauf der ganze übrige Körper ausgespannt, gesalzen und geräuchert. Wenn die Zubereitung gehörig geschieht, lässt sich diese Castradina lange Zeit erhalten, und schmeckt auch nicht übel. Die Montenegriner haben in der Bereitung derselben grosse Uebung. Manche kaufen auch Schafe und Ziegen in der *Herzegowina*, bereiten das Fleisch so zu und setzen es in grossen Quantitäten nach *Triest* und *Venedig* ab.

Die Einfuhr-Gegenstände werden in der Regel von jedem einzelnen Montenegriner nach Bedürfniss eingekauft. Nur in der *Rietzokha Nahia* haben in neuerer Zeit eine kleine Zahl von Podgoritza aus-

gewanderte Kaufleute Gewölbe mit einigen Artikeln, als Pulver, Seide und Baumwolle zum Sticken, Indigo zum Färben, Nähnadeln etc. errichtet; im Allgemeinen aber darf man sagen, dass es im ganzen Lande weder Kaufleute noch Hausirer giebt.

Ueber den Verkehr mit den Montenegrinern auf dem Basar in *Cattaro* äussert sich Hr. v. *Welden* in folgender Weise: »Da am folgenden Tage mit den Montenegrinern Basar gehalten wurde, so waren wir schon mit Tagesanbruch im Ersteigen des Schlossberges begriffen..... Das Merkwürdigste blieb uns die Ansicht der Schlucht, aus welcher die *Fiumera* vom *Monte Sello* herabstürzt, ein wildes Felsenchaos, wo man, weder Weg noch Steg unterscheidend, nicht begreifen konnte, wie Menschen hier durchkommen sollten, und doch war diese Schlucht die Haupt- und Heerstrasse nach *Montenegro*. Bald hörten wir auch Steine rollen und in dem gewöhnlichen Klageton aller illyrischen Nationen Lieder singen, aber Menschen waren nur mühsam hie und da, kaum wie Punkte gross, zu erkennen, bis ein gutes Fernrohr uns eine Karawane zeigte, die von Fels zu Fels springend ihren Weg nach dem Thale herabnahm. Es waren Weiber mit grossen Lasten auf dem Rücken, die spinnend schwerbeladene Esel und anderes Vieh vor sich trieben; dann kam ein Trupp Bewaffneter der hie und da stille hielt, sich umsah und durch lautes Geschrei die Richtung anzugeben schien, welche die Voudern zu nehmen hätten. Die Leich-

tigkeit, mit der sich der ganze Zug durch himmelhohe, senkrecht abfallende Felstrümmer herabwand, hatte wirklich etwas Zauberartiges..... Aber auch wir mussten nun dem Basar zueilen, um die Ankunft der Montenegriner in der Nähe zu sehen. Dieser Markt wird unmittelbar vor dem nördlichen Thore, von wo der Weg nach *Dobrota* führt, jede Woche zwei (nach *Petter* drei) Mal gehalten. Wir fanden das Thor, den Platz und die Brücke über die Fiumara stark mit Militär besetzt, welches scharf geladen hatte und in beständiger Bereitschaft war. Da kamen dann nach und nach unsere Gäste, über die Felsenwand herabspazierend, zum Vorschein. Bei einer Mühle, die auf Flintenschussweite vom Basar entfernt war, legten die Männer (in einer eigens dazu bestimmten Hütte) ihre Waffen ab, bei denen einer der Ihrigen Wache hielt, da es ihnen nämlich untersagt ist, bewaffnet zu erscheinen, und eben so ohne besondere Erlaubnisscheine in die Stadt einzutreten, welche nur den bestgesitteten und nie mehr als sechs Männern auf Ein Mal ertheilt werden. Die Weiber dagegen haben freien Zutritt. Der ganze Haufe näherte sich unter einem fürchterlichen Geschrei und Lärm, so dass man Mord und Todtschlag hätte vermuthen können, und ehe wir es uns versahen, waren wir von einigen Hundert Montenegrinern umringt..... Die Weiber luden die schweren Bürden ab, welche grösstentheils in Brennholz bestanden, von dem sie wohl 50 bis 60 Pfund auf dem Rücken

eben so leicht bergauf als bergab tragen..... Gegen eilf Uhr verlor sich nach und nach die Menge. Die Einen hatten ihre Waaren abgesetzt, die Andern ihre Einkäufe beendigt, und so verliessen sie truppweise den Basar, nicht ohne sehr herzlichen Abschied von Freunden und Bekannten genommen zu haben. Die Männer schüttelten sich die Hände; Männer und Frauen küssten sich unter beständigen Segnungen, die sie vom Himmel erflehten, auf Wangen und Mund, Mädchen erhielten einen Kuss auf die Stirn. Da der Basar der Vereinigungsort der Montenegriner von allen Distrikten ist, so sehen sich Bekannte hier eher als in ihrem eignen weglosen Lande, und da auch jeder Streit hier verboten ist, so sind sie viel unbefangener und ruhiger. Doch setzen sie auch hier oft ihre blutigen Fehden fort, die dann an den Verbrechern mit Verweisung vom Basar bestraft werden, welches man als die eingreifendste Züchtigung erprobt hat.« ....

In *Budiva* beschränkt sich der montenegrinische Handel bei den jeden Mittwoch und Freitag vor den Thoren gehaltenen Märkten auf die Einfuhr von Kartoffeln, Brennholz, Eiern, Geflügel, Käse und Castradina.

Die Wochenmärkte im Lande selbst werden an der Rieka Zernojewitscha und der Zernitza bei Wir gehalten und nicht nur von den Eingebornen und den Küstenbewohnern, sondern auch von Leuten aus dem türkischen Gebiete besucht, welche Leta-

tern besonders Getraide zum Verkauf bringen. Aus demselben Grunde besuchen auch einzelne Montenegriner zuweilen, wenn sie mit den Türken im Frieden sind, die türkischen Gränzstädte, um zu kaufen oder zu verkaufen. Das gangbare Geld im Lande ist gegenwärtig meistens österreichisches.

Die *Handwerke* sind noch schlechter bestellt als der Handel. Denn nicht genug, dass es deren im eigentlichen Sinne, weil fast alle Bedürfnisse von den Weibern verfertigt oder auf den Märkten eingekauft werden, fast gar keine giebt, so lässt sich auch von der nächsten Zukunft wenig in dieser Hinsicht erwarten, so lange der Stand des Handwerkers wie bisher ein verachteter und verspotteter ist. Von einem Kleidermacher z. B. sagen die Montenegriner spottweise, er treibe ein weibisches Geschäft. Jeder Schmiedt heisst ein Zigeuner und selbst der Büchsenmacher, den sie doch so nothwendig brauchen, geniesst, weil auch er sich mit Schmieden abgeben muss, keine grössere Ehre. Uebrigens fehlt es den Montenegrinern keineswegs an den nöthigen Anlagen zur Erlernung von Handwerken.

Was die *Sitten* und *Gebräuche* der Montenegriner betrifft, so begnügen wir uns, auf den mehrerwähnten Aufsatz unsers Taschenbuches, von Prof. *Petter*, zu verweisen, mit welchem die von Karadschitsch und Stieglitz mitgetheilten Schilderungen im Wesentlichen übereinstimmen. Dagegen verweilen wir etwas länger bei der Darstellung ihres

Kirchen- und *Schulwesens*, über welches Karadschitsch umständlichere Aufschlüsse giebt.

Die *Religion* der Montenegriner ist die griechisch-orthodoxe (oder nichtunirte) und wahrscheinlich, wie unter den übrigen Serben und den Bulgaren, im neunten Jahrhundert in diesen Gegenden herrschend geworden. Dass ehemals die Geistlichen hinlänglich wissenschaftliche Bildung gehabt haben, um wenigstens in der Religion Unterricht ertheilen zu können, beweisen unter Andern die vielen noch vorhandenen alten Kirchenbücher, welche theils von Mönchen theils von Weltgeistlichen geschrieben worden sind. Seitdem aber die Türken sich der Herrschaft über diese slawischen Länder bemeistert haben, ist der grösste Theil der Einwohner wieder in einen solchen Grad von Unwissenheit versunken, dass Leute, welche gut lesen und noch mehr solche, welche gut schreiben können, unter die Seltenheiten gehören. Man weiss jetzt von keinem andern Buche als dem s. g. *Horologium* und dem *Psalter*, beide in der altslawischen Sprache verfasst, welche dem Montenegriner ungefähr so verständlich ist wie z. B. das Lateinische dem heutigen Italiäner. Grammatik, Geographie, Geschichte, Theologie, Mathematik etc. kennt man kaum den Namen nach. Selbst für den Unterricht im Lesen und Schreiben gab es bis in neuere Zeit im ganzen Lande auch nicht Eine Schule. Wer Geistlicher werden wollte, musste entweder in den Klöstern Unterricht suchen oder

konnte höchstens, wenn es der Sohn eines Geistlichen war, seine Ausbildung vom Vater erhalten. Eben so gross ist der Mangel an literarischen Hilfsmitteln und an zweckmässigen Lehrmethoden, so dass selbst der blosse Unterricht im Lesen und Schreiben mehre Jahre wegnimmt. Das Ritual ist das einzige Buch, das jeder Geistliche hat, und bildet mit dem Horologium und dem Psalter seine ganze Bibliothek. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, dass, was man *Religion* nennt, sowohl beim Priester als beim Volke grösstentheils in der Beobachtung der kirchlichen Feste und äusserlichen Gebräuche besteht.

Die Zahl der *Weltgeistlichen* schätzt Karadschitsch für das ganze Gebiet auf 200. Jeder Montenegriner kann Geistlicher werden, sobald ihn nur der Wladika weihen will. Ein so gewordener Priester darf aber nicht eher als bis nach dem nächsten Feste der heil. drei Könige Pfarrerverrichtungen ausüben. Um diese Zeit jeden Jahres vertheilt der Wladika die Häuser nach der jedesmaligen Zahl der Priester, so dass jeder bald mehr bald weniger erhält. Da die Einkünfte der Geistlichen an Stolagebühren zu gering sind, als dass sich davon leben liesse: so sind sie, wie alle andern Montenegriner, genöthigt, Feldbau und Viehzucht zu treiben. Einige handeln auch mit Vieh, Castradina und andern Artikeln. In *Zetinje* hat ein Geistlicher sogar ein Wirthshaus und schenkt, mit der Pistole im Gürtel,

während die Flinte an der Wand prangt, seinen Gästen persönlich Wein und Branntwein ein. Manche bekleiden zugleich auch weltliche Würden, wie die eines Serdars, Wojwoden etc. Auch ist in gewissen Familien die Würde eines Erzpriesters erblich, und im Allgemeinen kann man, wie Karadschitsch bemerkt, die geistliche Würde überhaupt als erblich betrachten, indem jeder Geistliche seinen Sohn wieder für diesen Stand zu bilden pflegt. Aeusserlich unterscheiden sich die Weltgeistlichen durch gar nichts von gewöhnlichen Montenegrinern. Sie tragen nicht nur keine Bärte (was sonst beim griechischen Ritus ihr gewöhnliches Abzeichen ist), sondern scheeren sich auch den grössten Theil des Kopfhaares mit dem Barbiermesser kahl. Sie tragen Waffen, wie jeder, und ziehen in den Krieg, sowohl gegen einen äussern Feind als auch unter sich im Lande selbst. Da jedoch demjenigen, welcher einen Menschen umbringt, die Ausübung geistlicher Verrichtungen verboten ist, so pflegen sie sich bei Kriegszügen darauf zu beschränken, als Anführer die Uebrigen zu leiten, aufzumustern etc. Auch beim Messelesen müssen sie Waffen und Patrontasche ablegen.

Wie alle griechischen Weltgeistlichen sind auch die in Montenegro verheurathet. Die Aeltern lassen, da die Verheurathung vor der Priesterweihe geschehen muss, ihren für den geistlichen Stand bestimmten Sohn schon in den Kinderjahren mit der für

ihm gewählten Braut copuliren, welche einstweilen bis zur wirklichen Vollziehung der Ehe als Jungfrau im Hause ihrer Aeltern bleibt und auch wohl im Scherz oder aus Neckerei *Popadia* genannt wird. Erst wenn der junge Ehemann herangewachsen und zum Priester geweiht worden, darf er seine Braut mit den gewöhnlichen Gebräuchen heimführen. Stirbt die Braut noch im Mädchenstande bei ihren Aeltern, so muss, da die griechischen Priester sich nur Ein Mal verehelichen dürfen, der junge Geistliche Wittwer bleiben; die Braut aber kann, wenn er selbst vor der gehörigen Zeit stirbt, als Mädchen wieder heurathen.

Ausser den zahlreichen Kirchen, deren jedes Dorf wenigstens eine hat, giebt es in jeder Nahia auch *Klöster*, obwohl nicht in jedem Kloster Mönche. Die Klöster gehören theils dem Wladika, theils sind sie Gemeingut der Nahia. In den Letztern führen die Aufsicht darüber meistens Weltgeistliche oder auch Layen und die Geistlichen kommen dann nur zuweilen, um in der Kirche Messe zu lesen. Karadschitsch glaubt, dass es in ganz Montenegro nicht über 15 Mönche gebe. Die Mönche leben in der Regel vom Betrieb der Landwirthschaft und von freiwilligen Geschenken wohlthätiger Menschen. Bei Kirchweihen z. B. werden in die grössern Klöster Ochsen, Schafe, Ziegen, auch Geld gebracht. In der Kleidung haben die Mönche grosse Aehnlichkeit mit den übrigen Mönchen der griechischen Kirche,

unterscheiden sich aber durch die rothe Kappe und das um dieselbe gewundene seidene Tuch, wodurch diese das Ansehen eines kleinen Turbans erhält. Der jetzige Wladika, der ebenfalls zum Mönchsorden gehört, trägt dieselbe Kleidung, nur von feinerem Stoffe. Auch tragen die Mönche der Vorschrift gemäss meistentheils Bärte; einige sind auch, da alle Klöster, ausser denen in der Rietschka Nahia, nahe an der türkischen Gränze liegen, bewaffnet. Im Ganzen sind die Montenegriner weniger religiös als die übrigen Zweige des serbischen Stammes. Nur die Fasten werden gewissenhaft beobachtet. Es giebt wenig Männer, welche beichten und communiciren, und bei den hier obwaltenden Umständen lässt sich dieses kaum anders erwarten, indem z. B. dem Mörder die Communion zwanzig Jahre lang untersagt ist, während welcher Zeit ihm verschiedene Bussen auferlegt werden, gleichwohl jeder Montenegriner stets zum Morde, wenigstens als Nothwehr, gerüstet seyn muss.

Der jetzige Wladika hat in *Zetinje* eine kleine *Schule* gegründet, worin gegen 30 Jünglinge verschiedener Stämme nicht bloss im Lesen, Schreiben und Rechnen, sondern auch in der biblischen Geschichte Unterricht erhalten. Auch ist auf seine Kosten ebendaselbst eine kleine Buchdruckerei errichtet worden, aus welcher seit 1835 unter der Redaction seines Secretärs ein serbischer Almanach: *Gerlitza* (die Turteltaube) hervorgeht, dessen Haupt-

inhalt in einem Kalender, geographischen, statistischen und historischen Notizen, Volkssagen, Nationalgesängen etc. besteht *).

Was die *Regierungsform* von Montenegro betrifft, so ist die höchste obrigkeitliche Person, wie schon in dem mehrerwähnten Aufsatze des Prof. *Petter* (S. 238 des K. Jahrg.) gesagt worden, der *Bischof* oder *Metropolit*, im Serbischen *Wladika* genannt, was nach Karadschitsch die altslawische biblische Uebersetzung des griechischen *Kyrios* (Herr) ist. Man redet ihn gewöhnlich mit *Sveti Wladiko* (Heiliger Wladika) an; im Gespräch mit Andern wird er auch *Gospodar* genannt. Ehemals gab es auch einen *weltlichen* Regenten unter dem Titel *Wladika* (auch *Upravitelj*). Im Jahre 1832 wurde der letzte Regent, dessen Ansehen ohnehin schon unter dem vorigen, von *Petter* geschilderten Metropoliten *Peter Petrovitsch* sehr gesunken war, in einen schweren politischen Prozess verwickelt und gefangen nach *Zetinje* geführt. Er erhielt zwar später seine Freiheit wieder, wurde aber des Landes verwiesen und die Stelle eines weltlichen Regenten von Montenegro wird seitdem als aufgehoben betrachtet *).

Ausser dem Metropoliten des Landes hat jede einzelne Nahia zum Vorsteher einen *Serdar*, jeder

*) Stieglitz, a. a. O. S. XII. u. ff.
*) Ebendas., S. 39.

Stamm einen *Wojevoda*, *Knes* und *Bairaktar* (Fahnenträger), welche sämmtliche Würden in gewissen Familien erblich sind. Auch geniessen ausser den Würdenträgern die Vornehmsten jedes Stammes einiges Ansehen und werden *Glavari* (Häuptlinge) genannt.

Der gegenwärtige Wladika und Metropolit ist der Neffe des am 30. Oktober 1830 in einem Alter von mehr als achtzig Jahren verstorbenen Wladiken *Peter Petrowitsch* und wurde von diesem auf dem Sterbebette den versammelten vornehmsten Häuptern des Landes zum Nachfolger empfohlen, welche den jungen kaum 18 Jahre zählenden Mann, der damals noch weltliche Kleidung trug, schon am folgenden Tage in geistliche Gewänder gekleidet und mit dem bischöflichen Hirtenstabe in der Hand, dem Volke als neuen Regenten vorstellten*). Auf Ansuchen bei *Mustapha Pascha* von Skutari kam später der Bischof von *Prisren* auf die montenegrinische Gränze, weihte ihn zum Kloster-Diakon und Presbyter und erhob ihn zum Archimandriten. Sein weltlicher Name war *Radoje* gewesen, als Geistlicher bekam er jetzt den Namen seines Vorgängers und Oheims, *Peter*. Aber erst im Jahre 1833 wurde er, am 6. Aug., in *St. Petersburg* zum Bischof geweiht. Sowohl *Karadschitsch***) als *Stieglitz****) schildern ihn

*) Hiernach ist der Schluss von *Petters* Anmerkung (S. 253 des X. Jahrganges) zu berichtigen.

**) A. a. O. S. 44 u. 45.

***) A. a. O. S. 44—49, und 53 u. ff.

als einen sehr gebildeten und höchst patriotischen Mann, der auch durch seine äusserliche Persönlichkeit einen günstigen Eindruck auf jeden sich ihm Nähernden mache. Schon sein Vorgänger hatte es dahin gebracht, dass selbst der ihm damals noch zur Seite stehende weltliche Regent, so wie die Bezirks- und Ortsvorsteher nebst den angesehensten Glawaris, bald nur Verkünder und Vollstrecker seiner Verfügungen geworden waren. Es hatte nur eines Winkes, eines leise ausgesprochenen Wunsches von ihm bedurft, um die verwickeltsten Streitigkeiten friedlich auszugleichen, so dass selbst die althergebrachte *Blutrache* weit seltener in Ausübung kam und die auf Kind und Enkel sich forterbenden Fehden zwischen einzelnen Ortschaften und Familien sich merklich verminderten. Auch den früher so häufigen Räubereien im Lande hatte des alten Bischofs patriarchalisches Ansehen bereits merklich gesteuert. Der neue Wladika nahm die Anordnungen und Entwürfe seines Oheims auf und benützte namentlich die nach dessen letztem Willen vom Volke pünktlich beobachtete sechsmonatliche Waffenruhe zur Sicherstellung der innern Angelegenheiten, und schon im Frühjahre 1831 geschah dafür ein mächtiger Schritt. Statt des ehemaligen Obergerichts wurde aus 16 der vornehmsten Oberhäupter ein *Senat* gebildet und eine *Guardia* aus 135 Personen eingesetzt; auch wurden 15 Leibwächter unter dem Namen *Perjanici* (etwa Feder-

buschträger) aus verschiedenen Stämmen zusammengebracht. Der Senat sollte die höchste Gewalt im Lande ausüben, die Guardia kleinere Streitigkeiten schlichten, grössere aber dem Senate berichten und dessen Beschlüsse zur Vollziehung bringen. Mit allen diesen Anstellungen sollte jährlich gewechselt werden. Jedem Senator wurde als jährlicher Gehalt an Geld 80 fl. Conv. Mze. und Mehl zu Brod, jedem Mitgliede der Guardia aber nur 60 fl. C. M. Geld, und jedem Leibwächter, weil sie im Dienste von ihren Wohnungen entfernt leben müssen, etwas mehr ausgesetzt*). Dem Wladika kamen dabei die Ersparnisse seines Oheims trefflich zu Statten und er bildete sich durch diese Einrichtungen Organe, mittelst deren er bereits einen Anfang damit machen konnte, im Innern des Landes verübten Diebstahl mit dem Strange, und Mord ohne Rücksicht auf die herkömmliche Blutrache nach kurzem Prozess standrechtlich durch Erschiessen zu bestrafen. Damit man nach einer solchen Hinrichtung nicht sagen könne, ein Einzelner, der dann doch vielleicht noch der Rache eines Verwandten oder Stammgenossen verfallen gewesen wäre, habe das Mitglied dieser oder jener Familie getödtet, so ist die Anordnung getroffen, dass mehre Hundert Bewaffnete befehligt werden, alle zugleich auf den Verbrecher zu schiessen,

*) Im J. 1834 wurden diese Gehalte für die Senatoren auf 200 fl. erhöht, für die Guardia aber mit 40 und die Perjanici mit 80 fl. bemessen. (*Šćeglits*, a. a. O. S. 50.)

welchem überdiess im Augenblick des Abfeuerns zugerufen wird, davon zu laufen. Gleichwohl soll nach der ersten Hinrichtung dieser Art von Seiten der Familie förmlich in *Zetinje* angefragt worden seyn, wer ihren Verwandten getödtet habe. Der Senat antwortete: »das Land!« und damit musste man sich beruhigen *). Gegenwärtig bestehen 12 Senatoren unter dem Vorsitz des Wladika, nebst 420 Mann Guardia, und 12 Kapitani, worunter 2 Geistliche, in den verschiedenen Bezirken vertheilt, stehen in beständiger Verbindung mit dem Sitze der Regierung. Findet der Wladika für nöthig, zu kräftigerer Ausführung eines Befehls oder zu schnellerer Entscheidung eines Rechtshandels sich persönlich in eine Ortschaft zu begeben, so geschieht diess in Begleitung eines Theils seiner Leibwache, die gegenwärtig 30 Mann stark ist. Bei Hinrichtungen werden jetzt nicht mehr, wie sonst, die Häuser der Schuldigen zerstört. Von dem, wozu bei einem Rechtsstreit der Beklagte verurtheilt wird, ziehen die vollstreckenden Glieder der Guardia sogleich ein Drittel als Taxe für sich ab; das Uebrige wird abermals in drei Theile, $^1/_3$ für die Vollstrecker, $^1/_3$ für den Senat und $^1/_3$ für den Wladika, abgetheilt.

Bezeichnend für die Eigenthümlichkeit des merkwürdigen Gebirgslandes ist noch Manches, was

*) *Stieglitz*, a. a. O. S. 54.

ungeachtet der politischen Reformen des jetzigen Wladika gegen ähnliche Einrichtungen civilisirterer Staaten absticht. Namentlich verdient, was Karadschitsch über den *Senat* bemerkt, hier einen Platz. »Etwa funfzig Schritte vor dem Kloster steht ein in länglicher Form von Stein aufgeführtes Gebäude ohne Oberstockwerk, mit Stroh gedeckt; — diess ist das Senatshaus und wird gewöhnlich kurz »der Senat« genannt. Zwei Thüren bilden den Eingang. Durch die eine kommt man in eine Abtheilung, welche Rindvieh und Eseln zur Stallung dient. Tritt man durch die andere, so stösst man wieder auf zwei Thüren, welche in Unterabtheilungen leiten. Oeffnet man die zur Rechten, so überblickt man einen Raum, in welchem mehre Bettstätten mit Stroh gefüllt stehen, die den Senatoren zur Nachtruhe dienen; an der Wand hangen ihre Flinten. In der Abtheilung links sieht man auf der einen Seite neben der Mauer eine steinerne Bank; in der Mitte bemerkt man den Platz, welcher den Herd vorstellt und wo Feuer gemacht wird. Um diesen herum werden die Sitzungen gehalten; auch wird hier zugleich durch einen Diener das Essen für die Senatoren bereitet und hier wärmen sich dieselben während der kalten Jahreszeit. Wenn der Wladika in den Senat kommt, so setzt er sich gewöhnlich auf die steinerne Bank, wo man ihm noch eine wollne Decke unterlegt. Was von den Senatoren dann noch Platz findet, setzt sich neben ihn; die

andern, so wie die streitenden Partheien, setzen sich auf kleine, nicht einen Schuh hohe hölzerne Stühle oder auf Steine rings um das Feuer herum, und so mit langen Pfeifen im Mund oder in der Hand findet die Berathung Statt. Bedarf es eines schriftlichen Aufsatzes, so wird der Secretär des Wladika gerufen, der das Nöthige entweder im Kloster schreiben und dann fertig in den Senat bringen kann, oder es dort nach türkischer Art auf den Knien schreiben muss.«

Karadschitsch hält es nicht für wahrscheinlich, dass die vom Wladika begonnenen Reformen in Montenegro sich erhalten und weiter ausbilden werden, sondern fürchtet, dass später Alles nach und nach in den alten Zustand zurückkehren dürfte. »Anders« — sagt er — »wenn der Wladika bei seinem patriotischen Eifer auch im Besitz der nöthigen Geldmittel wäre; allein da die von seinem Vorgänger gemachten Ersparnisse durch die neuen Institutionen fast aufgezehrt sind, der Montenegriner aber..... jede Reform mit scheelem Auge betrachtet und von Abgaben gar nichts wissen will, so lässt sich in der That nichts Anderes erwarten, als dass jeder Schatten von Reform wieder verschwinden werde. Dann giebt es kein anderes Mittel, die Montenegriner, wenn auch erst nach Generationen, aus ihrem niedrigen Zustand emporzuheben, als die Errichtung zweckmässiger Schulen..... Wenn nur erst die Zahl derer sich mehrt, die Begriffe von wahrer Religion,

Ehre und Vaterlandsliebe, von Geographie und Geschichte haben, so wird es ihnen ein Leichtes seyn, die jetzigen barbarischen Nothbehelfe in ihrer Erbärmlichkeit zu schildern. Die Abschaffung derselben wird dann gewiss nicht mehr die Hindernisse finden, wie gegenwärtig, und Gesetzlichkeit und Ordnung werden von selbst folgen. Es werden sich dann gewiss Leute finden, die auch *ohne Sold* dem Vaterlande zu dienen bereit sind, und um die nothwendigsten Ausgaben zu decken, wird sich Keiner weigern, nach Vermögen beizutragen. Zu diesem Zwecke müsste aber die Bildung vom Lande selbst ausgehen und die Einfachheit in Kleidung und Lebensart, die Reinheit der Sitten und was an den bisherigen Gebräuchen Gutes ist, beibehalten werden. Würde man die Bildung im Auslande holen wollen und junge Leute in dieser Absicht auf fremde Schulen schicken, so würde sich auch hier die alte Erfahrung wiederholen, dass diese mit ihren Kenntnissen auch den Hang zu Bequemlichkeit und Luxus zurückbrächten, und da diesen zu fröhnen Montenegro nicht geeignet ist, so würden sie in ihrem Vaterlande nur Missbehagen fühlen und, statt das Erlernte unter ihren Mitbürgern zu verbreiten, es vorziehen, in Cattaro etc. lieber der letzte Krämer, als in Montenegro der erste Seredar zu seyn.«

Wir theilen zum Schluss noch Einiges aus Karadschitsch über die Verhältnisse der Montenegriner

zu ihren türkischen Nachbarn mit, mit welchen sie sich, da die Pforte ihre Unabhängigkeit nicht anerkennt, in immerwährendem Kriegszustande befinden. Es ist bei diesem nachbarlichen Kriege freilich nicht auf Eroberungen abgesehen, sondern nur Raub und Mord sind der Zweck desselben. Gewöhnlich gehen auf die *Cseta* (wie die Montenegriner einen solchen Raubzug nennen), nur 10 oder 20 Männer, oft aber auch Hunderte zusammen aus, und überfallen ganze Dörfer oder auch bloss die Hirten mit ihren Heerden im Freien. Gelingt der Angriff, so besteht die Beute gewöhnlich in Vieh, welches dann von einem Theile der Mannschaft sogleich vorausgetrieben wird, während die Uebrigen, den Nachtrab bildend, die Verfolgenden zurückzutreiben suchen. Sieht die Cseta, dass sie die Beute nicht behaupten kann, so ist sie nur bemüht, so viel als möglich zu verderben, z. B. das Vieh zu erschiessen oder mit dem Handschar zusammenzuhauen, damit der Gegner wenigstens keinen Nutzen mehr davon habe. Als die rühmlichsten Siegeszeichen werden die Köpfe der ermordeten Feinde angesehen. Die Türken pflegen sie auf Pfähle an den Festungsmauern aufzustecken; die Montenegriner thun diess an den Häusern ihrer Häuptlinge oder an Bäumen in der Nähe derselben. Gefangene, die jedoch selten gemacht werden, kauft man später mit Geld los.

Viele Gränzbewohner leben fast nur von solchen

Raubzügen, aber auf grosse Cseta's ziehen, besonders wenn es sich um eine Beleidigung zu rächen, also um die National-Ehre handelt, auch wohlhabende Leute aus, weil es für eine Schande gehalten würde, zu Hause zu bleiben, und das Gelingen mit grossem Heldenruhme verbunden ist. Am häufigsten finden dergleichen Raubzüge in Gegenden Statt, wo die beiderseitigen Bevölkerungen nahe beisammen wohnen, wie z. B. bei *Spusch* (*Spux*), wo man sich gegenseitig singen hören kann. Die Türken besitzen hier nur so viel Ackerland, als sie von der Festung aus vertheidigen können, und die feindlichen Nachbarn arbeiten, jeder mit dem Gewehr am Arm, auf den Feldern nur so weit, als ein Flintenschuss reicht. Erwägt man nun, dass es für jeden die grösste Freude und Ehre ist, wenn er den Andern umbringen oder seine Ochsen erbeuten kann, so hat man eine Vorstellung von dem hiesigen Zustande. Hier geschieht es daher oft, dass der Eine säet und sein Gegner ärndtet, oder dass der Eine ärndtet und der Andere den Ertrag nach Hause bringt oder in Brand steckt. Letzteres wird jedoch als dem Kriegsrecht zuwiderlaufend angesehen und geschieht daher nur selten. Zuweilen wird auch zwischen Nachbarn auf einige Zeit Waffenstillstand geschlossen, während dessen ein gegenseitiger Verkehr Statt findet, jedoch stets mit grösster Behutsamkeit, da es mehre Beispiele von Verletzung dieser Ueberkünfte giebt.

Unter den Bewohnern von Montenegro giebt es, besonders in den Gegenden an der türkischen Gränze, zahlreiche s. g. *Uskoken, Uskozi* (wörtlich: *Eingesprungene*), christliche Flüchtlinge aus der Türkei, welche sich entweder aus irgend einer Ursache in ihrem Wohnorte nicht sicher glauben oder auch als freie Menschen leben wollen, oder gegen die Türken Krieg zu führen Lust haben. Besonders sind in neuerer Zeit die Uskoken längs der östlichen Gränze, gegen die *Moratscha* hin, sehr zahlreich geworden, hauptsächlich in Folge der Unruhen und Gewaltthätigkeiten gegen die Christen in Bosnien und der Herzegowina. Andererseits erhalten auch die Türken von Zeit zu Zeit Uskoken aus Montenegro. Es sind diess Leute, welchen eine Beleidigung zugefügt worden, wofür sie sich nicht angemessen rächen können, oder welche Andere beleidigt haben und sich nicht zu vertheidigen wissen. Dergleichen Uskoken aus Montenegro werden auch in den türkischen Gränzbezirken gefunden und erhalten in der Regel von den dortigen Behörden eine freudige Aufnahme, dürfen keinen Haradsch (Kopfsteuer) bezahlen, werden beim Bau ihrer Häuser unterstützt u. dgl. m., sind aber verpflichtet, gegen die Montenegriner Cseta zu machen.

VI.

HARRIS' GESANDTSCHAFTS-REISE NACH SCHOA.

Der XXI. Jahrgang (1843) dieses Taschenbuchs gab in der »Allgemeinen Uebersicht der neuesten Reisen« (S. XL u. ff.) eine kurze Nachricht von der nach dem Königreiche *Schoa* im südlichen Abyssinien bestimmt gewesenen *brittisch-ostindischen Expedition* unter der Anführung des *Cap. Harris*, und von den Ergebnissen dieser Reise, so weit sie damals bekannt waren. Auch wurde im XXII. Jahrgange S. II., die Rückkunft des Reisenden gemeldet. Vor Kurzem ist in London die vollständige Beschreibung der ganzen Reise in 3 Bänden unter dem Titel erschienen: *The Highlands of Aethiopia*

by Major *W. Cornwallis Harris*; of the Honourable E. I. Company's Engineer, etc. (mit Abbildungen und einer Karte). Das Werk liefert, neben einer Menge unbedeutender Einzelheiten, dennoch so reiche wissenschaftliche Ausbeute, dass wir eine Uebersicht des Wesentlichsten unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen.

Dem Auszuge aus den Instructionen zufolge wurde (der damalige) Cap. *Harris* vom Gouverneur der Präsidentschaft Bombay zum Anführer einer Mission ernannt, welche die »brittische Regierung an *Sáhela Selássie*, König von *Schoa* in Süd-Abyssinien, nach dessen Hauptstadt *Ankóber* zu senden beschlossen hatte.« Die Gesandtschaft bestand, ausser dem Anführer, aus folgenden Personen: Cap. *Douglas Graham*, von der Bombay-Armee, als Adjunkt des Anführers; Hilfs-Arzt *Rupert Kirk*, vom Militär-Sanitätspersonale zu Bombay; Dr. *J. R. Roth*, Naturforscher; Lieutenant *Sydney Horton*, vom 49. kön. Inf. Reg. als Freiwilliger; Lieut. *W. C. Barker*, von der ostindischen Marine; Hilfsarzt *Impey*, vom Militär-Sanitätspersonale zu Bombay; *Martin Bernatz*, Zeichner und Maler; *Robert Scott*, Ingenieur und Kartenzeichner; und *J. Hatchatoor*, britt. Agent in Tadschura. Zum sichern Geleit und zum Dienste der Expedition waren beigegeben: 2 Sergeanten und 15 Gemeine, als Freiwillige, vom kön. 6. Inf. Reg. und von der Bombay-Artillerie; ein Apotheker, ein Zimmermann, ein Schmiedt und zwei Zelt-Lascars.

Die Gesandtschaft verliess an einem schwülen April-Tage (1841) an Bord der brittisch-ostindischen Dampffregatte *Auckland* den Hafen von Bombay und lief, nach einigem Aufenthalte in der brittischen Besitzung *Aden* an der arabischen Küste, dessen Beschreibung wir übergehen, am 17. Mai in die Bay von *Tadschura* ein, wohin die Reisenden auf dem Dampfboote *Euphrat* in 42 Stunden gebracht wurden. Letzteres begrüsste den Hafen mit fünf Kanonenschüssen. Nach einer beträchtlich langen Pause kam ein Neger mit brennender Lunte und näherte sich ziemlich furchtsam einem alten am Ufer auf gebrechlicher Unterlage stehenden Vierpfünder, dem einzigen Geschütz, welches Sultan *Mohammed Ibn Mohammed*, der Beherrscher aller Danákil-Stämme, besass. Einige Minuten verflossen, ehe der Vierpfünder sich bewegen liess, den Gruss des Dampfbootes zu erwidern. Da der Befehlshaber des Euphrat, dessen Verrichtungen jetzt für einige Zeit eingestellt waren, mit dem Sultan von längerer Zeit her bekannt war, so begab er sich ungesäumt nach dessen »Palast«, welcher aus dem mitten in der Stadt aufgerichteten Hintertheil eines ehemals hier verunglückten brittischen Seeschiffes (der Maria Anna) bestand. Er überreichte ihm Empfehlungsschreiben von den politischen Behörden in *Aden* und bat um Erlaubniss zu landen. Obschon der Anblick des fremden Schiffes, dessen nicht über 200 Yards entfernte Kanonen die königliche Resi-

denz tückisch anblickten, ihm einiges Misstrauen einflössten, so überwand der Sultan doch zuletzt seine Furcht und gewährte die Bitte. Eine wüste Strecke Landes nächst der Moschee wurde der Gesandtschaft als Lagerplatz eingeräumt, aber unter der Bedingung, dass diese nicht einen Augenblick länger als unumgänglich nöthig hier zu verweilen habe, eine Clausel des Vertrages, der mit grösstem Vergnügen beigestimmt wurde.

Die schmale Bucht, wo der Euphrat vor Anker lag, heisst *Bahr el Bánatin* (das Meer der zwei Nymphen) und erstreckt sich in südwestlicher Richtung gegen 45 (engl.) Meilen weit bis zu einer Stelle, wo die *Isah* (*Eesah*)- und *Danákil*-Küsten so nahe zusammenrücken, dass nur ein enger Kanal bleibt und die Bucht dadurch die Form einer Sanduhr erhält. Von den vier Inselchen in der Bay sind zwei nur Felsklippen. *Bud Ali*, die dritte, hat 300 Fuss Höhe und ist dicht mit Pflanzenerde bedeckt, aber ganz unzugänglich. Die vierte, *Hud Ali*, von gleicher Beschaffenheit, zeigt, wie die vorige, Spuren vulkanischer Veränderungen aus verhältnissmässig neuer Zeit. Gleich ausserhalb der Bay entspringt aus dem Felsen an der Danákil-Küste eine Quelle, welche zur Fluthzeit vom Meere bedeckt wird, aber während der Ebbe so heiss ist, dass ein Krebs augenblicklich darin getödtet und roth wird. Am westlichen Ende der innern Bay ist eine kleinere, 16 Faden tiefe Bucht zwischen steilen vulkanischen

Klippen, wo die gewöhnlich ruhige und glatte Oberfläche des Wassers zuweilen plötzlich in wallende und wirbelnde Bewegung geräth. Die Eingebornen behaupten, dass hier ein unterirdischer Zusammenhang mit dem grossen »Salzsee« (*Salt Lake*) weiter landeinwärts, Statt finde und nennen die Bucht *Mirsa Ali.*

Am 18. Mai bezog die Gesandtschaft ihr Lager auf dem angewiesenen Platze und empfing in einem geräumigen Zelte von rothem Seidenstoffe den feierlichen Besuch des Sultans und seiner vornehmsten Beamten. Alle diese Herren spielten höchst armselige und widrige Figuren, besonders der alte Sultan selbst, in dessen Zügen man ausserdem, ohne ein Lavater zu seyn, seine bekannte Verschmitztheit, Grausamkeit und Habsucht lesen konnte. Da er sich, gegen seine Gewohnheit, herabgelassen hatte, den Fremden zuerst seinen Besuch zu machen, so fanden sich diese dadurch, als durch eine »Ihrer brittischen Majestät« dargebrachte Huldigung, sehr geschmeichelt. Complimente der niedrigsten Art von Seiten der Gäste wurden, während die Kaffehtassen herumgingen, gemacht, und die glänzendsten Versprechungen geleistet, wofür Cap. *Harris* in dankbarer Anerkennung Kaschmir-Shawls und indische gestickte Seidenschärpen freigebig austheilte, welche gierig von den Empfängern unter dem schmutzigen Kaftan versteckt wurden, die damit ohne weitere Complimente fröhlich abzogen. Ganz

verschieden davon war die Stimmung, in welcher *Mohammed Ali*, Häuptling der *Ruchbe's* (*Rookhba*) in dem Augenblicke, wo der erbliche Sultan der Danákils, sein verhasster Nebenbuhler, fortging, in das Zelt stürzte. Zitternd vor Neid und Zorn fragte er, warum man ihn bei der Vertheilung der Geschenke so schimpflicher Weise übergangen habe. »Bin ich denn ein Hund,« schrie er in der grössten Wuth, »dass man es nicht der Mühe werth hält, meine Gunst zu gewinnen?.... Wir wollen sehen, wer die Schlüssel zur Strasse nach Habesch hat, ob der Sohn von *Ali Abi* oder der Sultan der Seeküste!«

Verschieden von der Thronfolge in andern Ländern befindet sich die nominelle Oberherrschaft über die vereinigten Stämme, welche das Adaïel *Danákil* bilden, abwechselnd bei den Stämmen *Adáli* und *Abli*, in der Art, dass aus dem einen dieser Stämme der Sultan gewählt wird, dessen Wisir aber ein Mitglied des andern Stammes seyn muss. Letzterer folgt dann dem verstorbenen Sultan in der Herrschaft und erhält nun wieder einen Wisir aus dem erstern Stamme. Ausserdem ist die Stadt der Sammelplatz der kleinen Häuptlinge aller umliegenden Clane, welche, acht oder zehn an der Zahl, eine Art Senat mit gleichmässigen Ansprüchen an die Herrschergewalt bilden und jeder mit vielleicht hundert streitlustigen Begleitern sich einen grossen Theil des Jahres hier aufhalten. *Mohammed*

Ali ist der vornehmste derselben und da sein mächtiger Stamm die Mitte der Heerstrasse nach Abyssinien einnimmt, so masst er sich das Recht an, alle dahin gehenden Karawanen zu geleiten. Der Sultan dagegen bestreitet ihm dieses Recht und *Harris* fand es schwierig genug, sich mit beiden rivalisirenden Partheien darüber zu verständigen; doch gelang es ihm, den zänkischen Häuptling in so weit zufrieden zu stellen, dass er vor der Hand auf seine Ansprüche verzichtete und ihre Geltendmachung auf eine andere Gelegenheit versparte.

Nach einer Beschreibung des feierlichen Gegenbesuches, welchen die Gesandtschaft beim Sultan machte, giebt Harris eine nicht eben günstige Schilderung der Stadt *Tadschura* (*Tajúra*), welche von den Eingebornen den Beinamen die »Stadt des Sklavenhändlers« erhielt.

Tadschura (unter 11° 46′ 35″ nördl. Breite und 43° 0′ 20″ östl. von Greenwich gelegen), war in alter Zeit, als die ersten fanatischen Bekenner des Islam ihren Glauben mit Feuer und Schwert auszubreiten anfingen und der gestörte Handel sich weiter nach dem Süden zog, ein bedeutender Platz. Gegenwärtig ist es zu einem armseligen Flecken herabgesunken. Es war zwei Jahre lang in den Händen der Türken, welche es nach der Einnahme von Massauah besetzten und eine Moschee am Meeresufer zu einem Fort umschufen. Gewisses lässt sich, wie *Harris* bemerkt, weder über die Besetzung

noch über die Räumung der Stadt keineswegs von den Einwohnern erfahren, welche durchaus Prahlhänse und unverschämte Lügner sind und deren jeder Einzelne die Heldenthaten seines Stammes über alle andern zu erheben sucht. Das niederschlagende Aussehen dieses Platzes giebt dem Reisenden einen Vorgeschmack von den Leiden, die ihn auf der Fortsetzung seines Weges durch das auf den Karten unter dem Namen *Adel* erscheinende Land erwarten. Diese Bemerkung ist um so wichtiger, da Cap. *Harris* sich durch grossen persönlichen Muth auszeichnet, welchen er namentlich durch eine frühere Reise vom Cap aus ins Innere von *Südafrika*, wo es ihm bloss um absichtlich aufgesuchte Kämpfe mit Löwen, Panthern und Elephanten zu thun war, bewährt hat, in dessen Berücksichtigung er auch vom brittisch-ostindischen Gouvernement zum Anführer der Gesandtschaft nach *Schoa* gewählt wurde. Bei aller moralischen Schlechtigkeit gehören die Einwohner, wie sämmtliche *Danákils*, unter die bigottesten Mohammedaner; sie beten drei Mal täglich mehr, als der Koran vorschreibt, und bringen oft die ganze Nacht in den Moscheen zu. Obschon jedoch an Lügen und Stehlen gewöhnt, flösste ihnen die Haltung der Engländer doch hinlängliche Furcht ein, um sich nicht an den in den Zelten und im Freien herumliegenden Effekten derselben zu vergreifen.

Die Tracht besteht in einem Gewand von weissem

Baumwollenzeug, welches nach Art der altrömischen Toga nachlässig über die Schulter geworfen wird, einem blau gestreiften bis an die Knie reichenden Hemd, durch einen ledernen Gürtel zusammengehalten, in welchem ein furchtbarer *Kris* (malayischer Dolch) steckt, und bei etwas wohlhabendern Leuten einem Paar roher Sandalen. Der flache runde Schild und die breitspitzige Lanze, ohne welche fast Niemand sein Haus verlässt, giebt der von Natur gefälligen und männlichen Gestalt fast jedes einzelnen Danákil etwas Malerisches; aber dessenungeachtet ist der Anblick in Folge des unglaublichen Schmutzes, welcher Körper und Kleider bedeckt, höchst ekelhaft; namentlich herrscht der Gebrauch, das buschige, einem Blumenkohl-Kopf ähnliche Haupthaar mit einer zolldicken Lage von Schaffett zu überziehen. Von Wasser wird, trotz dem Gebote des Propheten, weniger zum Waschen als zum Trinken Gebrauch gemacht. Auf äussern Schmuck wird wenig gehalten und dieser beschränkt sich auf ein paar schlechte silberne Ohrringe, einen kupfernen Ring zur Befestigung der Lanzenspitze am Schafte und einen Griff von Zink am Dolche. Wer auch reich genug wäre, sich kostbarere Dinge anzuschaffen, sucht sein Vermögen vor der Habsucht des Sultans und seiner eignen Landsleute möglichst zu verbergen.

Fast jedermann trägt auf dem blossen Leibe einen in ein ledernes Futteral gebüllten Koran. All-

gemein herrscht der altarabische Gebrauch, sich des Wassers, worin das heilige Buch oder einzelne Blätter desselben von Schmutz gereinigt worden, als Heilmittel gegen allerlei Krankheiten, und zwar zum Trinken, zu bedienen. Der Sultan hat das einträgliche Monopol der Bereitung dieser einfachen aber unfehlbaren Arznei. Ein anderes Heilmittel besteht in dem Genusse von geschmolzenem Schaffett, welches in grossen Massen verschlungen wird. Gegen Blindheit wendet man gebrannte und gepulverte Maulthier-Zähne an. Trotz dieser einheimischen Arzneikünste wandten sich viele Kranke an die Aerzte der Gesandtschaft und erwarteten von diesen augenblickliche Hilfe.

Die Erziehung geht nicht weit über das Lesen des Korans hinaus. Ausser der Danákil-Sprache ist auch die arabische allgemein im Gebrauch. Wer rechnen und schreiben kann, gilt schon für einen Gelehrten. Der Sultan gehört übrigens nicht darunter.

Die Frauenspersonen haben, so lange sie jung sind, viel Angenehmes, verblühen aber sehr bald. Mädchen, Frauen und Wittwen tragen ein blaues dicht anschliessendes Hemd, einen bis auf die Knöchel reichenden Rock und die in eine Menge Zöpfe geflochtenen Haare sind reichlich mit Fett überzogen. Als Zierrathen dienen zuweilen ein Halsband von farbigen Glaskorallen, kupferne oder silberne Ohrringe und grosse elfenbeinerne Ringe um die Arme oder Knöchel.

Die ehelichen Bande scheinen sehr locker zu seyn. Da die meisten Einwohner mit dem Sklavenhandel beschäftigt sind, so findet man fast in jedem Hause für längere oder kürzere Zeit mehre Kebsweiber, welche bei der ersten günstigen Conjunktur auf den Markt gebracht und sogleich durch andere ersetzt werden.

Ackerbau wird nicht getrieben, sondern die ganze Bevölkerung lebt vom Handel, der hauptsächlich zwischen hier und dem innern Afrika, namentlich Abyssinien etc. Statt findet. Indische und arabische Manufaktur-Waaren, Zinn, Kupfer, Messingdrath, Glaskorallen und eine Menge *Salz* werden auf den inländischen Märkten zumeist gegen *Sklaven*, so wie gegen Getraide, Elfenbein und andere Produkte ausgetauscht. Die Sklaven werden von hier weiter zur See nach östlichern Ländern ausgeführt. Die Hauptgeldsorte für den Hafenverkehr von Tadschura besteht in österreichischen Marientheresien-Thalern vom Jahre 1780; als Scheidemünze dienen dünne Streifen von rohem Leder, wie sie zu den Sandalen gebraucht werden. Auch werden im täglichen Kleinverkehr Glaskorallen, Knöpfe, Handspiegel, leere Glasflaschen, Schnupf- und Rauchtabak etc. in Tausch genommen.

Die Gesandtschaft hatte die grösste Mühe, die nöthige Anzahl von Kameelen und Führern zur Fortsetzung der Reise zusammenzubringen. Der Sultan sowohl als sein Nebenbuhler und andere

Kameelbesitzer suchten die höchsten Preise zu erpressen und nur durch einige Drohungen von Seiten der mit ihren Kanonen gegen die Stadt gerichteten Schiffe konnte man zum Ziele gelangen. Die Reise ging (30. Mai) mit nicht weniger als 170 Kameelen und einer grossen Zahl Maulthiere für die europäische Escorte und die Artillerie, zuerst längs der westlichen Küste der Bay südwärts und dann westlich ins Innere des Landes, über den *Salzsee* nach dem Flusse *Hauasch* (*Hawash*), welcher übersetzt werden musste. Man war in Furcht, dass der in der trocknen Jahreszeit gewöhnlich seichte Strom jetzt, da es längere Zeit geregnet hatte, sehr angeschwollen seyn würde. Er kommt aus dem Innern von Aethiopien, wo er auf einer Höhe von 8000 Fuss über dem Meere entspringt. Durch einige schwache Zuflüsse aus *Schoa* und *Ifat* verstärkt, durchströmt er die öden und unwirthbaren Ebenen der Landschaft und der Volksstämme *Adaïel*, welche nur an seinen Ufern Gras und Bäume aufzuweisen haben, und verschwindet endlich in den Sümpfen bei *Aussa*. Die Karawane gelangte auf mannichfach gewundenen Wegen von der Höhe in das flache Thal des Stromes hinab, wo der Boden theils dünn bewaldet theils mit hohem Grase bedeckt war, welches hier, weil die steten Einfälle der Gallas keine Viehheerden weiden lassen, ungestört üppig emporwachsen kann. Weiterhin wurde der Pflanzenwuchs so dicht, dass man den Fluss selbst nicht eher wahrnehmen konnte als bis

man dicht an dessen Ufer stand. Hatte es schon Mühe gekostet, sich durch das Gehölz zu arbeiten, so bot der Anblick des mit Treibholz bedeckten, zwischen steilen 25 Fuss hohen Kalkwänden dahin brausenden Stromes selbst, der überdiess noch weiter anzuschwellen drohte, grössere Schwierigkeiten dar. Der Hauasch hat hier eine Meereshöhe von etwa 2200 (engl.) Fuss und bildet die nominelle Gränze des Königreichs *Schoa*.

Um vor Ueberschwemmungen gesichert zu seyn, schlug die Karawane ihr Lager auf dem Gipfel einer kleinen felsigen Anhöhe (unter 9° 39′ 13″ nördl. Br.) am Ufer des Flusses auf. Nach einer wegen der umherstreifenden räuberischen Beduinen sehr unruhig zugebrachten Nacht wurden am folgenden Morgen zehn gebrechliche, von den Kameltreibern aus Baumstämmen zusammengesetzte, mit aufgeblasenen Lederschläuchen versehene Flösser ins Wasser gelassen, um das Gepäck hinüberzubringen. *Mohammed Ali*, der erwähnte Häuptling, der die Escorte befehligte, nahm das Ende eines Seiles zwischen die Zähne und schwamm damit ans andere Ufer, wo er das Seil an einem Baume befestigte. Auch die übrigen *Danákils* warfen ihre Kleider ab und arbeiteten mit der grössten Anstrengung bis spät an den Abend, so dass Alles glücklich hinüber gebracht wurde, bis auf drei Lastthiere, welche ertranken, und mehre Musketen, die ins Wasser fielen. Um sich die das Ufer umschwär-

menden Beduinen vom Leibe zu halten, mussten die Schutzwachen und die Kameeltreiber, welche zum Theil ihre Weiber mit auf die Reise genommen hatten, in Abtheilungen gebracht und verschiedene Geschenke in Bereitschaft gehalten werden. Da bei dieser Gelegenheit einige Weiber von ihren Männern getrennt werden mussten, so ergab sich unter Anderm auch die Anwendung eines bekannten alten Räthsels, wie drei eifersüchtige Männer mit ihren drei Weibern, welche am Ufer eines zu übersetzenden Flusses einen Kahn fanden, der nur drei Personen fassen konnte, hinüberkommen sollten, während keiner von den Männern sein Weib bei den andern allein lassen mochte. Einer von den Kameeltreibern, dem *Harris* das Räthsel vorlegte, gab nach einigem Besinnen die kurze Antwort: »Wenn ich dabei gewesen wäre, so hätte ich die beiden andern eifersüchtigen Kerle todtgeschlagen und alle drei Weiber für mich behalten.«

Da das Wasser des *Hawasch* sehr schmutzig war, so erschien zum Trost für die durstigen Thiere und Menschen ein kleiner Süsswasser-See, *Dubbelli* genannt, den nur ein schmaler Streifen Landes vom Flusse trennte. An den Ufern desselben standen Bäume mit Storchnestern, andere waren vom Blitz oder von mächtigen Elephanten umgebrochen und aus der Mitte des Sees ragte das Haupt eines Flusspferdes empor. Eine viertelpfündige Kugel wurde hingeschickt und traf so gut, dass das Thier augen-

blicklich mit grossem Blutverluste untersank. Die Versicherung der Danákils, dass es am nächsten Morgen wieder emportauchen würde, bewährte sich. Der getödtete Hippopotamus wurde schwimmend auf dem Wasser, aber zwischen dem Gestrüppe am Ufer festgehalten angetroffen und bald von den herbeigeeilten Beduinen mit grossem Freudengeschrei ans Ufer gezogen. Zuerst wurden ihm die Zähne ausgebrochen, dann nach Abziehung der Haut das Fleisch losgeschnitten und fortgeschleppt.

Die Karawane schlug ihren nächsten Lagerplatz in geringer Entfernung vom See *Lé Ado* (dem Weissen Wasser) auf, wo alle Schläuche gefüllt werden konnten. Der See hatte zwei Meilen im Durchmesser und war von hohem Akazien-Gebüsch eingefasst, während die Oberfläche stellenweise ganz grün von blühendem Lotus und buchstäblich mit Wassergeflügel bedeckt war. Von allen Seiten hörte man das Geschrei von Gänsen, Enten, Reihern und Flamingos, so wie von einer neuen Art *Parra*. In der Nähe weideten Schafheerden der Beduinen, deren Hirtinnen von einem Trupp Elephanten erzählten, die sich vor Kurzem hier gebadet hätten. Vor der Ankunft der Karawane am Hauasch hatte man kein anderes Schaf gesehen als *Ovis laticaudata* oder das Hedschas-Schaf mit schwarzem Kopf und Hals, dickem Fettschwanz und Haaren statt der Wolle. An die Stelle desselben trat jenseits oder westlich vom Hauasch die grössere abyssinische

Rasse mit ungeheuern fetten Anhängseln, die bei jeder Bewegung des Thieres pendelartig hin und her schleuderten. Zerstreut unter den Schafheerden sah man einzelne scheckige Ziegen mit langen runzeligen Hörnern und als Schutzwächter kleine gelb und weissgefleckte Hunde mit fuchsähnlichen Köpfen.

Mehre der erwähnten Hirtinnen trugen am Halse grosse klingelnde Messingglocken, welche von den Halsbändern abyssinischer Maulthiere entlehnt seyn mochten und herrlich zu den plumpen Zierrathen von Kupfer und Zinn passten, mit welchen die Ohren behängt waren. Ihre langen schwarzen Haare waren in eine Menge schmaler Zöpfe geflochten, die wie Peitschenschnüre aussahen. Arme, Schläfe und Busen zierten allerlei wunderliche Tättuirungen. Einige alte Weiber trugen Schläuche mit saurer Milch auf dem Rücken, welche ungeheuere Schwärme von Fliegen herbeizogen, die die Alten übrigens ruhig gewähren liessen. Durch das weitläuftige Gebüsch, welches den See *Lé Ádo* umgab, gewahrte man zahlreiche Hütten der Eingebornen und auf den Ebenen grosse Heerden von Antelopen. Seitwärts vom Wege waren zwischen zwei Einfassungen von rohen Steinen hohe Stangen mit Löwenköpfen aufgerichtet, welche noch mit der Haut umgeben waren und als Trophäen der Beduinen hier prangten, die vor mehren Jahren an dieser Stelle eine Menge Löwen erlegt hatten.

Beim nächsten Lagerplatze, im *Wady Azboti*, gab es zahlreiche Teiche, die der letzte Regen gefüllt hatte; aber das arme Vieh musste sich hier mit Wasser begnügen, da weit und breit kein Hälmchen Gras zu sehen war. Ueberhaupt fanden sich in den Wildnissen von *Adel* beide Erfordernisse zum Bestehen der Heerden selten auf einer und der nämlichen Stelle beisammen. Grosse Schwärme von Heuschrecken, welche zur Verödung des Landes beigetragen hatten, nahmen ihre verheerende Richtung nach Abyssinien und wurden von nicht minder zahlreichen hungrigen Vögeln verfolgt. — Gegen Abend kam ein Beduine keck ins Lager geritten, sah sich überall beobachtend um und zog ohne sich weiter gegen Jemanden zu erklären, wieder ab. Da die graue Stute, auf welcher er ritt, das äthiopische Zeichen des Kreuzes eingebrannt hatte, so vermuthete man nicht ohne Grund, dass er ein Kundschafter des *Wulasma Mohammed*, Abogáz oder Gränz-Gouverneurs von *Ifat*, welches nur etwa 20 Meilen entfernt war, gewesen seyn möge. Unter den Danákils war schon früher das Gerücht verbreitet gewesen, die brittische Gesandtschaft würde dem Könige von *Schoa* sehr unwillkommen seyn und eine bewaffnete Macht würde sich ihrem Eintritte ins Land widersetzen. Dieses Gerücht schien durch die geheimnissvolle Erscheinung des Beduinen bestätigt zu werden. Auch war auf ein früheres Schreiben an den König, welches *Harris*

schon von Tadschura aus durch einen Eilboten abgeschickt hatte, noch keine Antwort eingetroffen.

Stufenweise, eine Kette hinter der andern aufsteigend, erhoben sich in blauer Ferne die Gebirge, welche das Gebiet des Königs als eben so viele Festungen einschliessen, über die sandige Ebene und über alle ragte hoch der mit Wolken umhüllte 13000 (engl.) Fuss hohe Pik von *Mamrat*, »die Mutter der Gnaden« (*the Mother of Grace*) genannt, empor. Das vulkanische Gestein, welches die Gegend bis hieher ausgezeichnet hatte, war jetzt verschwunden, aber die glühenden Schwefelberge von *Sullála* streckten jetzt ihre fantastischen Häupter über die einförmige Ebene hinaus, und bereits konnte man mit freiem Auge die Lage von *Ankóber*, nebst der noch höhern *Tschaka-Kette* unterscheiden. Das üppige Grün, welches die schroffen Abhänge der näher gelegenen Hügel bekleidete, verkündigte die eingetretenen Herbstregen, zu welchen sich die ganze folgende Nacht häufige Donnerwetter gesellten, deren Schläge dumpf von den Gebirgen zurückhallten.

Am nächsten Morgen zog die Karawane über die jetzt in einen Sumpf verwandelte Ebene *Asbóti* gegen die Gebirge und betrat zunächst das waldige Thal (*Wady*) *Kokaï*, das steinige Bett eines Bergstromes, der zwischen Basaltklippen östlich dem *Hauasch* zueilte. Aber obschon es die ganze Nacht geregnet hatte, war doch in dem Thale kein Wasser

zu entdecken und nicht eher als bei *Dathára*, etwa 13 Meilen vom vorigen Lagerplatze, fand man einen krystallhellen Gebirgsbach, eine wahre Gottesgabe, deren man auf dem ganzen bisherigen Wege noch nicht theilhaftig geworden war. Bei einer Meereshöhe von 3000 Fuss, mit einem erfrischenden Winde und einem wolkigen Himmel, war das Klima dieses Hauptpasses nach dem südlichen Abyssinien eher das Klima eines schönen Sommertages in England als das tropische um die Mitte Juli. Zum ersten Male konnte hier das Zelt der Gesandtschaft im Schatten einer, die Aeste weit ausbreitenden Tamarinde, welche mehre andere schöne hochwüchsige Bäume umgaben, aufgeschlagen werden. Auf den Bergen in der Entfernung sah man verschiedene königliche Vorrathshäuser und in den dunkeln waldigen Thälern lagen zahlreiche Dörfer und Weiler anmuthig zerstreut, während die fruchtbedeckten Felder von den Strahlen der Abendsonne vergoldet wurden.

Da kein Abgesandter des Negus*) die Engländer hier bewillkommte und die Gränzstadt *Farri*, wo die Karawanen von den königlichen Bramten empfangen zu werden pflegen, nur noch 5 Meilen

*) So betitelt *Harris* den König von Schoa. Bisher verstand man unter Negus den sonstigen *allgemeinen* Beherrscher Abyssiniens, dessen Dynastie angeblich vom König Salomo abstammte.

entfernt war, so fand *Harris* für nöthig, ein Schreiben an den König abzuschicken. Man brachte aber bald in Erfahrung, dass der König das erste von Tadschura aus an ihn erlassene Schreiben empfangen und wirklich befohlen hatte, die Gesandtschaft mit 300 Mann seiner Truppen am Ufer des Hauasch zu erwarten, dass aber der Gränzbefehlshaber *Wulásma Mohammed* diese Truppen schon in *Farri* zurückgeschickt hatte, unter dem Vorgeben, er habe noch keine Nachricht von der Annäherung der »Franken« erhalten. Dieser wichtige Staatsbeamte bekleidet nämlich ausser seinem Amte als Staats-Kerkermeister, auch die erbliche Würde eines *Abogaz* (oder Gouverneurs) der *mohammedanischen* Bevölkerung von *Argobba*, an der südöstlichen Seite von Schoa, und diese Würde giebt ihm in den Augen der dortigen Einwohner die Wichtigkeit eines Königs. Mit dem Titel *Wulasma* (welches der Geschichtsschreiber Abyssiniens *Ludolf*, mit *Prorex* (Vicekönig) übersetzt) ist ihm eine unbeschränkte Gewalt über die Gränzgegenden verliehen, wo sein Beruf zunächst in der Aufrechthaltung freundschaftlicher Verbindungen mit den Adaïels, welche die Ebene des Hauasch einnehmen, und in der Beschützung der aus dem unabhängigen Fürstenthum *Hurrur* oder von der Tadschura-Küste nach Schoa kommenden Karawanen und Kaufleute besteht. Ueberdiess macht ihn sein Amt als Staatskerkermeister sowohl bei Mohammedanern als Christen gefürchtet,

und obwohl er seine Macht mit zahlreichen andern Statthaltern kleinerer Provinzen theilen muss, so verschwinden diese doch neben dem Glanze, welchen seine wolfsschluchtähnliche Residenz *Gontscho* um sich her verbreitet.

Da dieser *Wulasma Mohammed* ein Feind jeder europäischen Neuerung und ihm besonders die Ankunft der brittischen Gesandtschaft zuwider war, so hatte er nicht nur, wie schon gesagt, die Bewillkommung derselben durch die vom Könige abgeschickten Truppen verhindert, sondern war auch jetzt bemüht, ihrem Ueberschreiten der Gränze die grössten Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Cap. *Harris* aber, der von dem wahren Sachverhalt hinlänglich unterrichtet war, liess sich nicht einschüchtern, und setzte seine Reise im Angesichte des *Wulasma* bis *Dinomali*, der Gränzstation von Argobba, fort. Hier müssen 10 Prozent Zoll von allen eingeführten Waaren entrichtet werden. Schon wollten die Einnehmer, während der Wulasma unter einem Baume sitzend die Aufsicht führte, die Ladungen der Karawane durchsuchen, als ihnen bedeutet wurde, dass diese nur Geschenke für den *Negus* enthielten und dass sie für jeden daran verursachten Schaden verantwortlich seyn würden. Zum Ueberfluss traf in demselben Augenblicke eine Botschaft von Seiten des *Negus* ein, welche den Gesandten bewillkommte und ihm verkündigte, dass Se. Majestät ihn in *Ankóber* erwarte und auffordere, seine

Ankunft daselbst zu beschleunigen. Zugleich wurde den Zollbeamten streng befohlen, die gewöhnliche Untersuchung des Gepäcks der Reisenden zu unterlassen. Diess brachte plötzlich den *Wulásma* auf andere Gesinnungen. Während er vorher der Karawane keinerlei Erfrischungen und andere Bedürfnisse hatte zukommen lassen, wurden jetzt Ochsen, Schafe, Brod, Bier und Honig aufs freigebigste herbeigeschafft. Bald darauf hörte man wiederholte Musketensalven und kriegerische Musik von lauter Gesängen begleitet. Es war das dreihundert Mann starke militärische Gefolge des *Ayto Katama*, Oberbefehlshabers der königlichen Leibwache, welches die Gesandschaft schon am Hauasch hatte empfangen sollen. Bald darauf erschien auch *Ayto Wolda Hana*, Gouverneur von Ankóber, ebenfalls mit Glückwünschen vom Könige beauftragt. Am 15. Juli erreichte die Expedition die Gränzstadt *Farri* und schon auf dem kurzen Gebirgswege dahin wurde das Auge der Europäer durch den Anblick der ersten festen Wohnhäuser der Eingebornen erfreut. Letztere betrachteten zum Theil sehr neugierig die Kameele der Karawane, da diese nur für die Wüste und Ebene geschaffenen Thiere noch nie die hiesige Gebirgsgegend, wo sie auch nutzlos sind, betreten hatten. Uebrigens wurden sämmtliche Danákils, sowohl Kameeltreiber als Schutzwächter, hier, wo die abyssinischen Behörden selbst für die Fortschaffung des Gepäcks zu sorgen hatten, fröhlich

Rybička sc

DER PIK VON MAMBAT.

Verlag von J.G. Calve in Prag.

Verlag von J.G. Cotta'sche Buchh.

UNIV. OF

entlassen. Cap. *Harris* schickt ihnen noch einige Complimente nach, die nicht zum besten ausfallen.

Die Reise ging nun fortwährend bergaufwärts, durch die fruchtbaren und volkreichen, romantischen Abyssinischen Alpen, wo man bald *Aïgibbi*, das erste christliche Dorf auf dieser Seite, erreichte. Dann wurden drei Hauptgebirgsketten überschritten, in deren Thälern zahlreiche Bäche und Flüsse ihre Richtung nach dem *Hauasch* nehmen, grösstentheils aber, bevor sie ihn erreichen, im Sande der Wüste versiegen. Zuletzt öffnete sich die Aussicht auf die waldige Umgebung von *Ankóber*, welches von noch höhern Gebirgen halbkreisförmig eingeschlossen wird. Hier musste die Gesandtschaft, obschon nur noch zwei Stunden von der Hauptstadt entfernt, fast 14 Tage in dem Marktflecken *Alio Amba* Halt machen. Dieser Ort liegt 5271 (engl.) Fuss über dem Meere, und hat 250 zerstreute Häuser mit 1000 Einwohnern, welche meist aus *Adaïels*, *Argobbas* und Kaufleuten von *Aussa* und *Hurrur* bestehen. Von dem hoch gelegenen Marktplatze hat man einerseits die weiteste Aussicht auf die unwirthbare vom Hauasch durchflossene Ebene, auf welche man über zahlreiche, mit Waizen-, Gersten-, Mais-, Bohnen-, Erbsen-, Baumwollen- und Oelpflanzungen umgebene Dörfer hinabblickt, andererseits auf die höhern Alpengebirge im Innern, wo der weit hinauf mit dichter Waldung bedeckte Pik von *Mamrat* (»die Mutter der Gnaden«) sein Haupt

über die Wolken hinausstreckt. Auf diesem Berge befindet sich ein festes Schloss, in welchem die Schätze des Monarchen, die seit der Wiederherstellung des Thrones, vor etwa 150 Jahren, zusammengehäuft worden, aufbewahrt werden. Ein anderer waldiger Berggipfel ist der *Loza*, mit einem Kloster, worin sich zuweilen der *Hailu Mulakut*, der muthmassliche Nachfolger des jetzigen Königs, aufhält. Besonders aber fällt ein einzelner, mitten unter dichtem Wacholdergebüsch frei emporragender Kegelberg in die Augen. Hier steht die Veste *Gontscho* die Residenz des *Wuldsma Mohammed*, das Staatsgefängniss, worin seit der Thronbesteigung des jetzigen Königs vor beiläufig dreissig Jahren die drei jüngern Brüder desselben, einem barbarischen Gesetze zufolge, in Fesseln schmachtend einem langsamen Tode entgegen sehen.

Nachdem die Gesandtschaft längere Zeit unnöthigerweise auf dem Marktplatze, wo sie von dem zusammengelaufenen neugierigen Volke sehr belästigt wurde, hatte verweilen müssen, kam *Ayto Kaldma Work*, der Gouverneur der Stadt, ein hagerer Mann mit matten gelben Augen und schlotterndem Gange, und führte die brittischen Gäste seines königlichen Gebieters persönlich in die für sie bestimmte Wohnung, welche von der Eigenthümerinn, einer alten dicken mohammedanischen Frau und ihren drei Töchtern, sämmtlich in Scharlachroth gekleidet, sogleich geräumt wurde. Das Haus war von elliptischer Form,

etwa 30 Fuss lang und 18 Fuss breit, und hatte ein gebrechliches Glasdach, welches auf unbehauenen Pfosten ruhete. Fenster waren keine vorhanden. Eine schmale Oeffnung diente statt der Thüre und die Mauern, welche bis zum Dach etwa 10 Fuss hoch waren, bestanden aus elendem mit Lehm durchkneteten Flechtwerk, voller Löcher, durch welche so viel Licht hereinfiel, dass man den Schmutz und das Elend im Innern hinlänglich wahrnehmen konnte. Letzteres bestand aus zwei Abtheilungen oder Gemächern. In dem vornehmsten sah man auf dem Boden ein rundes Loch mit einer hohen Brustwehr von Lehm umgeben, welches als Ofen diente. Grosse Steinplatten, wie sie zum Getraidemahlen gebraucht werden, nahmen die eine Ecke des Gemaches ein, und in der andern waren ganze Haufen von Ochsenhäuten aufgethürmt. Die engen Hälse von verschiedenen urnenförmigen Gefässen, welche Meth, Bier und Wasser enthielten, waren mit Bündeln von grünen Blättern zugestopft, grössere Behältnisse mit Waizen, Gerste und Bohnen angefüllt und überall auf dem Boden und an den Wänden sah man grosse Stücke rohes Rindfleisch und Ochsenköpfe. Die zweite Abtheilung des Hauses enthielt Maulthiere und Sklavinnen, welche Letztern, nach dem übeln Geruche zu urtheilen, so eben mit Schlachten des Viehes beschäftigt waren. Am Abhange einer Anhöhe erbaut, hatte das Haus keinen andern Fussboden als die natürliche Erde. Obschon der elendesten irlän-

dischen Hütte an Schmutz und Ungemach gleichkommend, fehlte doch dieser unerfreulichen Wohnung etwas, was jene besitzt, nämlich das glatte Ferkel und der mit fetten Enten besetzte Teich vor der Thüre, da beide Geschöpfe den Juden-Christen (oder Christen-Juden) von Schoa verhasst sind.

Nach einer schlaflos zugebrachten Nacht wollte Harris am Morgen die Weiterreise nach *Ankóber* antreten, als der Gouverneur *Ayto Wolda Hana* die schlimme Neuigkeit brachte, dass der König sich anders besonnen habe und noch einige Tage in *Debra Berhan* bleiben werde. Er stellte es der Gesandschaft frei, ob sie ihn daselbst aufsuchen oder so lange in *Alio Umba* verweilen wolle, bis der König in der Hauptstadt eingetroffen seyn würde. Die Schwierigkeit, bei dem schlechten Wetter die Reise fortzusetzen, nöthigte die Engländer, den letztern Vorschlag anzunehmen. Dass in der Verzögerung der Ankunft des Königs etwas Planmässiges lag, war keinem Zweifel unterworfen; doch tröstete sich *Harris* mit ähnlichen Vorgängen aus frühern Zeiten, wo Gesandtschaften an den Negus im nördlichen Abyssinien ebenfalls so behandelt worden waren.

Endlich erfolgte eine dringende Einladung vom Gouverneur, den Monarchen in *Debra Berhan* aufzusuchen; aber schon am folgenden Tage brachte ein Bote ein allergnädigstes Handbillet, eine kleine, mit Wachs versiegelte Pergamentrolle, folgendes Inhalts:

»Sohn meines Hauses! Mein Herz verlangte, Dich zu sehen und ich glaubte, dass Du kommen würdest. Da Du aber nicht erschienst, brachte ich meine Tage in Trauer zu, und fürchtete, dass Dich das Regenwetter hinweggeschwemmt haben oder dass Dein Maulesel auf der Strasse gestürzt seyn möchte. Ich befahl dem Melku, Dich zu erwarten und zu empfangen und zu mir zu bringen; aber als ich Dich zu sehen hoffte, bliebst Du aus. Die Maulesel kamen, und als ich fragte, wo Du wärst, da hiess es, Du wärst nicht gekommen. Ich war selbst Schuld daran, weil ich keine Befehle gegeben habe, dass man Dir entgegen gehen und Dich zu mir bringen solle.«

Der Aufenthalt in *Allio Amba* war, selbst abgesehen von der schlechten Wohnung, der langweiligste und unangenehmste, den man sich denken kann. Eine kurze Unterbrechung des einförmigen Lebens brachte jedoch die Ankunft des *Lebaschi* oder erblichen Polizeimeisters des Königreichs hervor, welcher den ganzen Ort in Unruhe versetzte. Es waren nämlich durch Einbruch mehre grosse Stücke Sala, königliches Eigenthum, gestohlen worden, und das Erscheinen des Polizeimeisters war für die Unschuldigen nicht minder furchtbar als für den Dieb selbst. Die versammelte Volksmenge bildete auf dem Marktplatze einen Kreis, in welchen der »Wahrsager«, dem das Aufspüren des Diebes oblag, seinen

Gehilfen, einen blödsinnigen Burschen, einführte, welcher auf einer Ochsenhaut sass. Ein berauschender Trank wurde nun unter mancherlei Zaubergebräuchen und Beschwörungen aus einer geheimnissvollen ledernen Tasche gezogen, in ein mit frischer Milch gefülltes Horn gegossen, und dem Burschen zu trinken gegeben. Dieser wurde davon augenblicklich rasend, sprang empor, lief mit schäumendem Munde herum, schlug ohne Unterschied jeden Umstehenden, der ihm in den Weg kam, und war zuletzt nur durch einen ihm um die Lenden geworfenen Fangstrick zu bändigen, an welchem ihn sein Herr, der Wahrsager, wie einen Bären durch alle Strassen der Stadt führte, wo er jedes Haus durchschnüffeln musste. Nachdem er ziemlich lange unter den Gründen einer Hütte, in welcher er den Dieb vermuthete, mit den Nägeln herumgekratzt hatte, ging er hinein, sprang dem Eigenthümer auf den Rücken und wurde plötzlich ganz besinnungslos. Man führte nun den Mann sogleich vor den Gerichtshof, der bereits unter dem Vorsitz des Stadt-Gouverneurs versammelt war. Obschon kein weiterer Beweis gegen den Angeklagten vorlag und dieser wiederholt seine Unschuld »beim Leben des Königs« beschwor, so wurde er doch verurtheilt, den Werth von 40 Stücken Salz zu bezahlen. Diese Strafe war genau das Doppelte vom Werthe des Gestohlnen, und ein Viertel davon fiel dem *Lebaschi* zu.

Die Dienste des Polizeimeisters in Betreff von Diebstählen werden alle Augenblicke in Anspruch genommen. Wenn das gestohlne Gut in einem Stück Vieh besteht, so geschieht es nicht selten, dass der Gehilfe des Wahrsagers wie todt auf dem Boden liegen bleibt. Man hält sich dann für überzeugt, dass das gestohlene Vieh entweder sich verlaufen hat oder von wilden Thieren zerrissen worden ist, und der Wahrsager muss in diesem Falle vom Eigenthümer für seine Mühe bezahlt werden. Um die Geschicklichkeit des Zauberers zu erproben, liess der Negus eines Tages durch einen vertrauten Diener mehre Kleidungsstücke an einem geheimen Orte verbergen; aber sie wurden auf die beschriebene Weise nach vier Tagen wirklich entdeckt, und der Ruhm des »Diebfinders« ist seit dieser Zeit ungeschmälert geblieben.

Manche lästige Stunde musste mit Anhören wirklicher oder eingebildeter Kranken zugebracht werden, welche täglich Hilfe bei den Engländern suchten. Alle Einwohner glauben an Zauberei und besonders an den Einfluss des s. g. Bösen Auges, und es kamen nicht selten belustigende Klagen dieser Art zum Vorschein. Ein mohammedanisches Mädchen, der der Liebhaber untreu geworden, konnte den Mond nicht anblicken, ohne Herzklopfen zu bekommen, während ihr die hellen Thränen über die Wangen flossen; und ein eisgrauer Veteran mit einem Fusse im Grabe, wünschte die Rednergabe wieder zu er-

halten, durch die er in seiner Jugend berühmt gewesen war, um welche ihn aber der »böse Blick« seines Nebenbuhlers gebracht hatte.

Von seinen Unterbeamten umgeben, welche die königlichen Zölle einnahmen, sass *Ayto Kalama Work*, der Stadt-Gouverneur, jeden Freitag Morgens unter dem spärlichen Schatten einer alten Akazie, welche ihre zum Theil verdorrten Aeste über den Mittelpunkt des Marktplatzes ausbreitete. Nur an diesem Tage darf Markt gehalten werden und die Bewohner der umliegenden Dörfer kommen dann von allen Seiten herbei, sich für die nächsten acht Tage mit den nöthigen Bedürfnissen zu versorgen. Bald nach Tagesanbruch werden unter freiem Himmel Waaren aller Art, Honig, Baumwolle, Getraide und andere Erzeugnisse des einheimischen Landbauers, ausgelegt, während der *Danákil*-Kaufmann ein buntes Gemisch von Metall- und Glaswaaren, farbigem Garn und Zwirn etc., der wilde *Galla* die Erzeugnisse seiner Heerden, der mohammedanische Handelsmann aus dem Innern Straussfedern und andere merkwürdige Artikel zum Verkauf bringt. Ballen von Baumwollenzeug und Säcke mit Kaffeh von *Kaffa* und *Enarea* liegen nach allen Richtungen zerstreut. Selbst der herumziehende Jude hilft mit allerlei Schachergut den Schauplatz des Handels und Tausches beleben, welcher ohne Unterbrechung bis spät am Abend dauert, worauf Alles sich auf eine Woche lang wieder zur Ruhe begiebt.

»In schmutziges Baumwollenzeug gehüllt« — fährt *Harris* in seiner Schilderung fort — »zeigt sich der hiesige Landbauer als das Urbild der ägyptischen Mumie. Schmierig und abstossend in Person und Kleidung nähert er sich kriechend und stumpfsinnig dem würdevoll auf einem Stein sitzenden Marktaufseher, um das vorschriftmässige Maass Getraide oder Butter als Abgabe zu entrichten. Weiter hin stolzirt ein Musketier von der königlichen Luntenflinten-Garde herum. Zwar verbietet ihm die Eifersucht des Monarchen das Tragen der urväterlichen Waffe, ausser in seiner Gegenwart, aber der weisse Federbusch weht stolz über der mit Schaffett eingesalbten Natur-Perrücke und der finstere tückische Blick verräth die Grausamkeit, welche den Charakter dieser Bande befleckt. Freilich ist der Mann nur ein armer Sklav und sein unwürdiger Beruf hat die Züge von Menschlichkeit, die sein Antlitz in der Kindheit tragen mochte, gänzlich zerstört.«

»In beleidigender Gleichgiltigkeit geht der rohe *Adaïel* vorüber, um die Sklavinnen in der von Weidenruthen geflochtenen Hütte des aus dem fernen Süden gekommenen Menschenräubers zu besichtigen. Sein mörderischer Kris verschafft ihm bei den Umstehenden einen Grad von Furcht, welche dem *Amhára* (Abyssinier) in Folge häufiger Unfälle, die er im Flachlande erfahren hat, ohnehin tief eingeprägt ist. Das Volk betrachtet mit Ver-

wunderung den trotzigen Sterblichen, der den grossen König von Schoa keiner sklavischen Anbetung würdigt.«

»Unweit von hier kauert neben seinen fremden Waaren und glänzenden Glasperlen, in Turban und blau gewürfeltem Ueberhemd, der verschmitzte Kleinkrämer von *Hurrur*. Sein Vorrath ist freilich nicht bedeutend und Salz, nicht Silber, bildet bei ihm das Tauschmittel; aber dennoch findet er Gelegenheit, seine Schelmerei zu zeigen. Uebrigens wird hier in Bezug auf ein oder zwei Pence so lebhaft geknausert und gestritten, als wenn es sich um Guineen handelte.«

»Das *christliche* Weib hüpft durch die geschäftige Menge mit Eiern und Geflügel, Butter und Käse. Wenn sie auch die Haare der Augenbrauen ausgerauft und den glattgeschornen Kopf mit Butter eingesalbt hat, so sieht sie doch mit ihren rohen Gesichtszügen darum nicht schöner aus. So unsauber die Personen aller dieser Landweiber sind, so unreinlich ist auch durchgängig ihre Kleidung, sowohl bei dem jungen kräftigen Mädchen, als bei der hinfälligen runzeligen Alten, welche mit kreischender Stimme unaufhörlich »*Amole allitsche Bir*« (Salz für Silber zu verkaufen) ausruft. Eben so vermisst man hier den freien Anstand und die gefällige Tracht der *orientalischen* Frauen. Die schwere Bürde ist dem Amhara-Weibe wie einem Saumrosse auf den Rücken gepackt und das strenge Gesetz

des Despoten verbietet ihr jede Art von feinerem Putz. Eine hässliche, wie ein Bienenkorb aussehende Perücke und grosse zinnerne Knöpfe im Ohrläppchen sind Alles, was ihre Eitelkeit sich erlauben darf, und leider hat auch die Natur diesen armen Geschöpfen nur zu oft selbst die kleinsten Reize versagt, welche unter andern Himmelsstrichen das Erbtheil des zweiten Geschlechtes sind.«

Die Bewohner von *Argobba* oder *Ifat* sind Mohammedaner und reden eine eigne Sprache. Die Männer sind jedoch im Aeussern wenig von den amharischen Unterthanen des Königs verschieden und nur wenn sie das vermummende Oberkleid ablegen, sieht man den Rosenkranz anstatt des die äthiopischen Christen überall kennbar machenden Kreuzes. Dagegen erkennt man die Weiber auf den ersten Blick nicht nur an ihren zigeunerartigen Zügen, sondern auch an den weit über die Schultern herabfallenden Haarzöpfen, dem weiten scharlachrothen Hemde und der dicht unter dem Kinn zugeknöpften Kapuze. Hübscher als ihre christlichen Landsmänninnen aus den Alpengegenden, sind sie auch weniger unreinlich und zurückstossend. Ihr religiöses Bekenntniss bezeugen sie durch den oft wiederholeen Ausruf: *Hamdu lillah* (Gelobt sei Allah!). *Harris* fährt fort:

»Jetzt sieht man plötzlich die Menge zurückweichen, um einem vornehmen christlichen Statthalter, wahrscheinlich aus einer entferntern, näher

am Nil gelegenen Provinz, Platz zu machen. Er ist von einem lärmenden Haufen bewaffneter Männer umgeben und watet wie diese mit nackten Füssen durch den schwarzen Koth. Der dicke Bauch und der in blanker silberner Scheide steckende Säbel bezeugen seinen vornehmen Stand. Seine stattliche Figur ist in ein weites baumwollnes, mit breiten rothen Streifen verziertes Gewand gehüllt. Es könnte reinlicher seyn, wenn der Herr nicht auf einer, das Maulthier bedeckenden, Ochsenhaut geritten wäre. Bis über das Kinn vermummt, sind nur Augen und Nase dem gaffenden Blicke der Menge sichtbar und indem er ein Weilchen stehen bleibt, um die seltsamen Fremden verwunderungsvoll anzustarren, verrathen seine entzündeten Augen die Schwelgerei der verflossenen Nacht und seine gerümpfte Nase spottet über den Anzug und die Hautfarbe des fremden Volkes. Er nähert sich jezt der Akazie, wo der Stadt-Gouverneur sitzt, begrüsst ihn, auf einen Augenblick die Schultern entblössend, und empfängt in gleicher Weise das Gegen-Compliment.«

»Ueber die kaum hundert Yard breite Ebene einher galoppirend, betritt auch, mit langen im Winde flatternden Haaren der wilde *Galla* den Schauplatz des Getümmels. Ein Krug Honig oder ein Korb Butter ist hinter dem hohen Sattel auf dem Kreuze seiner Stute angebunden, welche eben so mager und zottig ist wie der Reiter selbst.«

»Die Furcht, welche das abyssinische Volk vor

den Gefahren im tiefern Flachlande hat, ist Ursache, dass fast der ganze Handel von *Alio Amba* sich in den Händen der *Danákils* befindet, welchen auch von dem Könige von *Schoa* mit grosser Achtung begegnet wird. Während der schönen Jahreszeit kommen jeden Monat Karawanen von *Aussa* und *Tadschura*, und der Verkehr ist trotz der bedeutenden Kosten, lebhaft und einträglich. Viele auswärtige Kaufleute, besonders von *Hurrur*, wohnen einen Theil des Jahres für beständig in *Alio Amba*, dessen wärmeres Klima sie ihrer Lebensweise sehr zuträglich finden. Mit dem auf dem hiesigen Platze gemachten Gewinn werden auf dem benachbarten Sklavenmarkte *Abd el Russul* Neger eingekauft, die in den innern Ländern von Afrika geraubt worden sind. Diese Unglücklichen werden dann durch die amharische Provinz *Dschiddem (Giddem)* nach den Gränzen von *Wollo* und *Argobba*, etwa fünf Tagreisen weiter nördlich, gebracht und hier mit 50 Prozent Gewinn gegen Stücke von schwarzem Salz, so gross wie Wetzsteine, verkauft. Das Salz gewinnt man zwischen *Agame* und dem Lande der *Danákils* aus einer salzigen Ebene, welche nicht nur alle abyssinischen Märkte, sondern auch viele im Innern von Afrika damit versorgt. Es vertritt die Stelle der Scheidemünze und 25 Stück, die an der Gränze für einen österreichischen Speciesthaler eingetauscht werden, lassen sich in *Alio Amba* noch höher anbringen. Mit den zusammengekauften Sklaven ziehen

dann die Grosshändler nach den Häfen von *Zeyla* und *Berbera*, an der Ostküste, oder auch nach der gegenüber liegenden arabischen Küste, um sogleich nach Schoa mit frischer Waare zu neuem Einkauf zurückzukehren.«

Nach dieser Schilderung des Marktverkehrs in *Alio Amba* widmet Cap. *Harris* ein Kapitel dem noch von keinem Europäer besuchten Fürstenthume *Hurrur* (*Harrar*), welches nach der dem Werke beigefügten Karte zwischen 9° bis 10° nördl. Br. und 42° bis 43° östl. Länge (von Greenwich), oder etwa 150 (engl.) Meilen südsüdwestlich von *Zeyla* und 190 M. östlich von *Ankober*, vereinzelt zwischen den heidnischen und mohammedanischen Gallas liegt. Gegen die fortdauernden Angriffe der Letztern haben sich die *Hurrurhis* bis jetzt mit Hilfe von zweihundert Luntenflinten und einer kleinen Zahl Bogenschützen glücklich zu vertheidigen gewusst. Die Stämme *Alla*, *Nudi*, *Giri*, *Tarsu*, *Babili*, *Bursu*, *Burtira* und *Guti* umgeben das Gebiet von allen Seiten und machen oft plötzliche Ueberfälle, bei welchen sie die reifen Feldfrüchte mit sich fortnehmen. Ihre Angriffe an die Stadt aber sind bis jetzt sämmtlich ohne Erfolg gewesen und die Karawanen unterhalten, trotz den Feindseligkeiten, einen beträchtlichen Handelsverkehr durch die Stämme *Ittu* und *Arusi* mit *Schoa* und der *Somali-Küste*.

Ursprünglich wurde *Hurrur* von arabischen

Auswanderern aus *Yemen* gegründet. Die Stadt liegt nach den Erkundigungen, welche Cap. *Harris* darüber einzog (denn persönlich kam er nicht hin) in einem anmuthigen, wohl bewässerten Gebirgsthale, und hat ein kühles und gesundes Klima. Die Ringmauer, theils von Lehm theils von Stein gebaut, hat sechs Meilen im Umfange und fünf befestigte Thore. Die Häuser sind zum Theil zwei Stock hoch, von Stein aufgeführt, weiss angestrichen und mit flachen Dächern versehen. In jeder Strasse sieht man Moscheen und Minarets. Die Hauptmoschee wird für den Wohnsitz der Schutzengel gehalten, welche ihre schirmenden Flügel über die Häupter der Gläubigen ausbreiten. Der seit 1834 regierende Emir heisst *Abu Bekr* und hält, der barbarischen in Schoa herrschenden Sitte folgend, seine Brüder und übrigen Verwandten in unterirdischen Kerkern gefangen, welche sich zu grösserer Sicherheit unmittelbar unter seinem Palaste befinden. Obschon grausam und rachsüchtig, gilt er doch für einen tüchtigen Herrscher, welcher im Kampfe gegen die Feinde stets an der Spitze der Seinigen steht. Gegen alle Fremde ist er in hohem Grade misstrauisch, besonders gegen solche, die von den Küsten *Arabiens* kommen; denn unter der Regierung des vorigen Fürsten wurde *Hurrur* einst von einer starken Truppe Araber aus Moccha belagert und konnte nur durch die Macht der Schutzengel von diesen Feinden befreit werden.

Die Gesichtszüge der Hurrurhis sind echt arabisch. Die Kleidung der Männer besteht in einem buntgewürfelten Hemd und einer baumwollnen Toga. Turbane dürfen nur der Emir, die Mollahs und die Hadschi's (Leute, welche die Wallfahrt nach Mekka gemacht haben) tragen. Die Waffe ist der Kris. Sie reden eine eigne, merkwürdigerweise mit der amharischen verwandte Sprache, bedienen sich aber beim Schreiben der arabischen. Der Handel besteht vornehmlich in Tausch, doch ist eine kleine Kupfermünze, *Mahaluk* genannt und dem *Dewani* von Dschiddah ähnlich, in Umlauf. Zwanzig derselben gehen auf ein *Aschrafi*, eine blosse Rechnungsmünze, von welcher 40 einen Marientheresien-Thaler ausmachen.

Der Boden um Hurrur ist sehr fruchtbar und reichlich bebaut, besonders mit Kaffeh. Davon gehen 2000 Ballen der feinsten Sorte jährlich nach *Ostindien* und *Arabien*, über die Häfen *Zeyla* und *Berbera*, welche jährlich drei Mal von starken Karawanen besucht werden, die ausser Kaffeh auch Elfenbein, Straussfedern, Saffran, *Ghi* (geschmolzene und wieder erkaltete Butter), Gummi und Myrrhe, welche Letztere in grosser Menge gewonnen wird, geladen haben. Dafür werden blauer und weisser Calico, indische Stückgüter, englische gedruckte Waaren, Seidenzeuge, Shawls, rothes Baumwollengarn, Seidenzwirn, Glasperlen, Weihrauch, Kupfer, Drath und Ziak eingetauscht. Auch erhebt der

Emir von jedem aus Abyssinien durch sein Gebiet geführten Sklaven eine kleine Zinkmünze als Transitzoll.

Zwischen *Abu Bekr* und dem *christlichen* Monarchen (von Schoa) besteht das freundlichste Einverständniss. Briefe werden gewechselt und fast jeden Monat kommt eine Karawane. Der Vorsteher der *Wursch* (oder Kaufleute) wird eigens vom Emir besoldet und hat unumschränkte Gewalt zur Bestrafung aller Vergehen und zur Beilegung aller Streitigkeiten unter seinen Landsleuten, die nicht minder wie die Adaïels schnell bereit sind, ihren Dolch zu ziehen. *Tullah*, eine Art von schlechtem Bier, wird in Menge getrunken und führt zu Gezänk und Raufereien, welche nur zu oft ein blutiges Ende nehmen. Wenn dabei ein christlicher Unterthan von *Schoa* ums Leben kommt, so geht die Behörde stillschweigend darüber hinweg; ist aber das Gegentheil der Fall, so wird das Eigenthum des abyssinischen Verbrechers von der Krone confiscirt und er selbst der persönlichen Züchtigung der nicht eben sehr barmherzigen Muselmänner preisgegeben.

Nach mehren langweiligen und abscheulichen Tagen schlug endlich für die Gesandtschaft die Stunde der Abreise. Der Oberbefehlshaber der königlichen Leibwache erschien in Begleitung einer Ehrengarde und des vornehmsten Staatsbeamten, so wie einiger Schreiber und einer Menge Lastträger,

um dem Gesandten zu verkündigen, dass die Sterndeuter den nächsten Sonnabend für einen Tag guter Vorbedeutung erklärt hätten und dass »das Herz des Vaters sehnlich seine Kinder zu sehen verlange.« Cap. *Harris* fand indessen den Sonnabend nicht so günstig wie die Astrologen und beschloss einen Tag später aufzubrechen. Das war aber der Tag, wo Se. Mejestät Medizin nehmen musste, und man kam endlich überein, dass die Audienz bis zum Montag verschoben werden solle.

Als endlich Alles bereit und aufgepackt war, wandte die Reisegesellschaft dem Marktflecken fröhlich den Rücken und betrat zunächst einen Pfad, der sich vielfach krümmend über steile Berge und tiefe Thäler, drei Bergströme übersetzend, nach dem Dorfe *Sallal Hula* führte, wo die Nacht zugebracht wurde. Die Gegend war die fruchtbarste, die man sich denken kann; überall üppige Getraidefelder, mit Wiesen abwechselnd, auf welchen rother und weisser Klee nebst andern Futterpflanzen wucherte, rechts und links zahlreiche krystallhelle Bäche und Heckengesträuch von wilden Rosen und Jasmin gaben in Verbindung mit zerstreuten Dörfern und Höfen der Landschaft ein wahrhaft europäisches Ansehen. Das eigentliche Süd-Abyssinien beginnt mit *Ifat (Efat)*, am Fusse der ersten Kette von Bergen, welche sowohl an Höhe als Fruchtbarkeit bis zum Gipfel der hohen Gränzkette zunehmen, die sich nördlich und südlich ausbreitend den Rand

des hohen Tafellandes *Schoa* bildet. Heftige Donnerwetter zur Zeit der periodischen Regen werden theils durch die Höhe der Gebirge theils durch die eisenhaltige Beschaffenheit des Bodens (?) herbeigezogen.

In *Sallal Hula* hatte des Königs Gnade eine noch ärgere Hütte als in Alio Amba für die Gesandtschaft bestimmt, aber die fröhliche Aussicht auf die Audienz bei Sr. Majestät am nächsten Morgen liess die elende Nacht erträglich hinbringen. *Ayto Katama*, der Gouverneur von Ankober, war vorausgeeilt, um vom Könige persönlich die Erlaubniss zur Abfeuerung von 21 Schüssen aus der zum Geschenk mitgebrachten Kanone bei Annäherung der brittischen Gesandtschaft zu erbitten, eine Bitte, die der König schon früher abgeschlagen hatte. Letzterer war überhaupt durch allerlei ausgestreute Gerüchte schon etwas misstrauisch gegen die fremden Gäste. Er hatte erfahren, dass sie Speisen genossen, welche von Mohammedanern bereitet worden, in den Augen der Bewohner von Schoa ein Vergehen, welches dem Abfalle vom Christenthum gleich kommt. In Hinsicht der mitgebrachten Kanone, dergleichen hier noch nie gesehen worden, hatte man die lächerlichsten Dinge verbreitet. Schon der blosse Knall, hiess es, sollte die Berge erschüttern und Felsen losreissen. Männer mit »kupfernen Beinen« wären dabei, um die furchtbare Maschine zu bedienen. Voll banger Furcht für die Sicherheit

seines Palastes, so wie seiner Hauptstadt und seiner Schätze, verweigerte der König auch jetzt noch die verlangte Erlaubniss; er wollte wenigstens das wundervolle Geschoss erst mit eigenen Augen betrachten.

Am nächsten Morgen begann es heftig und anhaltend zu regnen und der Weg nach *Matschalwans*, einem befestigten Platze, wo der König die Gesandtschaft empfangen sollte, ging durch tiefen Koth und über angeschwollne Gewässer abwechselnd bergauf und bergab, bis man, als sich der Himmel einen Augenblick aufklärte, in geringer Entfernung, auf einem Hügel zwischen Wacholder- und Cypressen-Gebüsch den königlichen Palast erblickte. Hier waren auf einem sumpfigen Platze kurz vorher zum einstweiligen Empfang der Gesandtschaft zwei Zelte von altem schwarzen Wollenzeug aufgeschlagen, dessen zahlreiche Löcher überall den Regen durchliessen. Bei der Fortdauer des schlechten Wetters war es nicht möglich die beschmutzten Kleider zu reinigen und noch weniger konnte man auf dem, durch die herumtrampelnden 600 Lastträger und die neugierigen Volkshaufen in einen vollständigen Brei verwandelten Boden, wo die Füsse bis über die Knöchel einsanken, an das Aufschlagen des eigenen Zeltes denken und sich in Galla werfen.

Die Gouverneurs von *Ankóber* und *Allo Amba*, welche für die Fremden hätten sorgen sollen, liessen diese allein und begnügten sich, die ohnehin schon

grosse Neugierde des Königs noch mehr zu steigern. Unterdessen wurde der Andrang des neugierigen und lärmenden Pöbels ebenfalls immer grösser und lästiger, trotz dem, dass der Offizier der Leibwache das Volk von Zeit zu Zeit zurückdrängte und eine Menge langer Stöcke auf den Rücken und Schultern der Widerspänstigen zerschlagen wurden. Auf eine Beschwerde, die der Gesandte darüber beim Könige anbringen liess, kam der *Birru* oder Leibpage desselben und bat um Entschuldigung. Durch diesen Boten, der aus mehren Umständen zu schliessen ein Liebling des Königs war, wurde bald auch die Erlaubniss ausgewirkt, wenigstens Einen Kanonenschuss, dann fünf, und zuletzt die ganze Anzahl von 21 abfeuern zu dürfen. Unter Mitwirkung dieses Pagen konnte überdiess das Volk bis auf eine gewisse Strecke zurückgetrieben und das Zelt der Gesandtschaft aufgeschlagen werden, dessen Boden mit allerlei duftenden Baumzweigen und Kräutern bestreut wurde.

Um Mittag heiterte sich der Himmel auf und die Engländer bestiegen nun, jeder in seiner Gala-Uniform, ihre stattlich aufgezäumten Stuten und begaben sich, in Begleitung der beiden Gouverneurs, des Obersten der Leibwache und einer zahlreichen lärmenden Volksmenge nach dem königlichen Palaste. Vergeblich waren alle Versuche zur Aufrechthaltung der Etiquette, welche die Annäherung der Gesandten zu Pferde nicht gestatten wollte;

denn in dem Augenblicke, wo der Zug die Anhöhe vor dem Palast erreichte, fiel der erste Kanonenschuss, dem in abgemessenen Pausen die übrigen folgten. Aller Widerstand hörte sogleich auf und das Volk schrie im Chor: *Makfia Anglis! melkom! melkom!* (Wundervolle Engländer! herrlich! herrlich!)

Das Getümmel und der Lärm, welche in Abyssinien den Gästen als Ehrenbezeigung angerechnet werden, stiegen aufs höchste, als die Gesandtschaft bei der äussern Pforte ankam, durch welche nur mit förmlich eingeholter königlicher Erlaubniss gezogen werden durfte. Ein ähnlicher Aufenthalt fand im Hofraume statt. Endlich kam ein besonderer Bote, welcher das Erstaunen und die Zufriedenheit Sr. Majestät in Betreff der Kanonensalve und zugleich den königlichen Wunsch verkündigte, die Gesandtschaft bald bei sich zu sehen. Dessenungeachtet hielten einzelne Staatsbeamten an verschiedenen Stellen den Zug noch ferner auf und es bedurfte mehrmaliger Botschaften des Königs und sogar eines eignen strengen Befehls, ehe das Ziel erreicht werden konnte.

Der letzte Kanonenschuss hallte in vielfachem Echo von den Bergen zurück, als die Gesandtschaft endlich die Schwelle des Audienzsaales betrat. Dieser hatte eine kreisrunde Form, aber keine Säule in der Mitte, wie sie sonst in abyssinischen Gebäuden gefunden wird. Die starken und hohen

Lehmwände glänzten von einer Fülle silberner Zierrathen, Waffenschilde, Luntenflinten und doppelläufiger Musketen. Persische Teppiche und Decken von allen Grössen, Farben und Mustern bedeckten den Fussboden und eine Masse von Staatsbeamten und Hofleuten standen ehrfurchtsvoll in Galakleidung und bis zu den Hüften entblösst, längs den Wänden umher. Zwei weite alkovenähnliche Vertiefungen zeigten sich zu beiden Seiten des Saales. In der einen brannte ein lustiges Feuer und in der andern sah man auf einer buntblumigen seidenen Ottomane, von alten Eunuchen und jungen Edelknaben umgeben, im Rücken durch sammetne Polster gestützt, Se. höchstchristliche Majestät *Sáhela Selássie*. Der *Detsch Agafari* oder Staatsthürhüter suchte, das Amt eines Ceremonienmeisters versehend, mit einem grünen Binsenrohrstengel die gehörige Entfernung, bis zu welcher man sich dem Könige nähern durfte, aufrecht zu halten; und führte die brittischen Gäste, als sie den Saal betreten und dem Könige ihre Verbeugung gemacht hatten, zu den für sie bereit gestellten Armsesseln, worauf Befehl gegeben wurde, dass Alle sich bedecken möchten.

Der König trug eine seidene arabische Weste von grünem Brocat, zum Theil unter den weiten Falten einer weissen baumwollenen Robe von abyssinischer Arbeit versteckt, welche mit breiten rothen Streifen und Rändern verziert war. Vierzig Lebens-

jahre, von welchen bereits 28 auf dem Throne zugebracht waren, hatten seiner Stirn einige Furchen eingegraben und das dichte buschige, zierlich gelockte Haar begann etwas grau zu werden. Der Ausdruck des Gesichts, obschon durch den Verlust des linken Auges etwas entstellt, war männlich, offen, gefällig und bestätigte den Ruf strenger Gerechtigkeitsliebe, welchen der Despot weit und breit, selbst bei den *Danákils* geniesst, die ihn mit einer »schönen Goldwage« vergleichen.

Nachdem die mancherlei, vom Ceremoniell vorgeschriebenen Begrüssungen und Erkundigungen vorüber waren, wurden die in blumigen Muslin und reichen Goldstoff gehüllten Beglaubigungsschreiben des Gesandten in einem mit eingelegtem Elfenbein verzierten Kästchen von Sandelholz überreicht und laut abgelesen. Dann kam der Befehl, die kostbaren Geschenke der brittischen Regierung in den Saal zu bringen, wo sie vor den Augen des ganzen versammelten Hofes aufgestellt und ausgebreitet wurden. Der prachtvolle Brüsseler Teppich, der den ganzen Fussboden bedeckte, erregte nebst den Kaschmirshawls und den gestickten Seidenschärpen von Delhi allgemeine Aufmerksamkeit, und die vorzüglichsten Stücke wurden nach einander in den Alcoven zum Könige getragen. Bei jedem neuen Stücke vermehrte sich das Wohlgefallen und Erstaunen des Königs. Lauter Ausbruch der Freude erfolgte beim Anblick der Tänze, welche eine Automaten-

Gruppe chinesischer Mädchenfiguren ausführte. Als nun aber das europäische Militär mit dem Sergeanten an der Spitze in den Saal marschirte, vor dem Throne Front machte und einige Exercitien ausführte, während eine musikalische Spieluhr das *God save the Queen* anstimmte, da gerieth der König vor Verwunderung fast ausser sich, und beim Anblick von dreihundert Musketen, welche mit aufgepflanzten Bajonetten pyramidalisch aufgestellt wurden, erscholl ein allgemeines Jubelgeschrei und das Mass der königlichen Zufriedenheit floss über. »Gott vergelte es euch!« rief er aus; »ich vermag es nicht!«

Nach der Audienz ward auch dem Volke Gelegenheit gegeben, seine Verwunderung und Freude auszusprechen. Der Vertiefung gegenüber, aus welcher sich der Hügel mit dem Palaste erhob, wurde ein grosses Stück weissen Baumwollenstoffes als eine Scheibe ausgespannt und aus der Kanone mit Kartätschen nach derselben geschossen. Weithin über die Berge tönte das Echo und verkündigte die Anwesenheit der fremden Gäste und die Gewalt der neuen Kriegsmaschine, in deren Besitz der König gekommen war. Den Abend des festlichen Tages beschlossen zahlreiche Complimente vom Throne und persönliche Aufwartungen der vornehmsten Staatsbeamten, so wie das vom Leibpagen überbrachte Geschenk einer gewaltigen Pfefferpastete aus der königlichen Küche, mit dem allerhöchsten

Befehl, dass »des Königs Kinder schmausen sollten«. In Begleitung des Pagen erschien auch, etwas Unerhörtes in den Annalen der abyssinischen Hof-Etiquette, der schon bejahrte Beichtvater des Königs, ein Zwerg, der ohne Schwierigkeit in der Pastete Platz gefunden haben würde. In Robe und Turban gekleidet und ein silbernes Kreuz nebst Hirtenstab tragend, nahm er Platz auf dem ihm angebotenen Stuhl und las mit quäkender Stimme folgende Schrift ab:

»Vierzig Jahre sind verflossen, seit dem *Asfa Wusen*,—möge sein Andenken gesegnet seyn!— dem Grossvater unsers geliebten Monarchen, im Traume offenbart wurde, dass die rothen Männer aus den Ländern jenseits des Meeres merkwürdige und herrliche Geschenke in dieses Königreich bringen würden. Die Sterndeuter, welchen die Auslegung des Traumes befohlen wurde, erklärten einstimmig, es würden während der glorreichen Regierung Seiner Majestät Fremde aus *Aegypten* nach Abyssinien kommen, und noch mehre und reichere würden diesen unter der Regierung seines Sohnes und seines Enkels, der nach diesem den Thron bestiege, nachfolgen. Gelobt sei Gott! Der Traum und seine Auslegung sind in Erfüllung gegangen! Unsere Augen, obschon schwach vor Alter, haben während der Regierung von sieben auf einander folgenden Königen, nie solche Wunderdinge gesehen, als jetzt nach Aethiopien gebracht worden sind.«

Den grössten Theil der folgenden Nacht brachte der König mit Besichtigung der fremden Schätze zu, mit welchen er so unverhofft überschüttet worden war. Die königlichen Schreiber mussten Verzeichnisse davon auf Pergamentrollen abfassen, die dann zur Erbauung der Nachwelt in den Staatsarchiven niedergelegt werden sollten. Die Feuergewehre und was dazu gehörte wurden in das grosse Zeughaus geschafft; die kostbaren Gewebe kamen in die königliche Garderobe und die übrigen Merkwürdigkeiten mit Inbegriff der chinesischen Automaten, wurden sorgfältig in den dumpfigen Magazinen von *Mamrat*, *Kondie* und *Aramba* verschlossen und mit angehefteten Zetteln versehen, welche die Beschreibung derselben enthielten und den künftigen Beherrschern von Schoa verkündigten, dass die Schatzkammer mit diesen wundervollen Dingen durch die »rothen Männer, *Gypstsies*« genannt, bereichert worden, welche unter der glorreichen Regierung des *Sahela Salessie* von jenseit des Meeres gekommen seien.

Die Gesandtschaft säumte nicht, bald nach der 8200 (engl.) Fuss über dem Meere, unter 9° 34′ 45″ nördl. Br. und 39° 54′ östl. Länge liegenden Hauptstadt *Ankóber* aufzubrechen. Die Entfernung von *Matschalwans* war nur 6 (engl.) Meilen, aber der Weg ging fortwährend bergauf und die Abnahme der Temperatur wurde bei jedem Schritte fühlbar. Als man das letzte Gebüsch verliess, er-

blickte man die Stadt. Eine Masse von mit Stroh gedeckten grossen und kleinen Häusern, wie Scheuern und Heuschober aussehend, mit grünen Einzäunungen und Pfahlhecken, erhoben sich, von 12- bis 15000 Menschen bewohnt, in unregelmässigen Gruppen über einander, allen Ungleichheiten des Bodens folgend, nur durch schmale Gassen und Hecken zusammenhangend, und bis zu einer kegelförmigen Anhöhe aufsteigend, wo der Palast des Negus stand. Letzterer fiel mit seinem Giebeldache und zahlreichen Lehm-Rauchfängen nichts weniger als angenehm ins Auge. Vom Fusse des Hügels bis zum Gipfel zog sich spiralförmig eine Linie von Palissaden, zwischen welchen die Hütten der Sklaven, die Küchen, Bräuereien, Vorrathshäuser etc. angebracht waren. Die nicht mit Häusern besetzten Stellen waren mit Gesträuch, Gebüsch und grossen in üppiger Fülle wuchernden Nesseln bedeckt. In den tiefern Schluchten lagen ungeheure von der Höhe herabgestürzte Felsblöcke, während andere noch oben hingen und jeden Augenblick die unten stehenden Häuser zu zerschmettern drohten. In der Ferne blickte aus dunklem Wacholder-Gestrüppe das bronzene Kreuz der Kirche zu »Unserer Lieben Frauen« hervor.

Lauter Jubel des versammelten Volkes begrüsste die königlichen Gäste, auf deren Ankunft schon der gestrige Kanonendonner vorbereitet hatte. Ein vor kurzem erst neu errichtetes Gebäude wurde der Gesandtschaft zur Wohnung angewiesen, über wel-

ches aber die an ihr heimisches Comfort gewöhnten Engländer nicht minder bittere Klage führten als früher in Ailo Amba. »Es glich eher« — sagt *Harris* — « einem grossen Käfiche in *Exeter Change* (der Londoner Menagerie) oder einem im vergrösserten Massstabe errichteten Vogelhause, als einer menschlichen Wohnung.« Von allen Seiten regnete es hinein und die Temperatur war 58° F. (11 bis 12° R.).

Da der König noch in *Matschalwans* verweilte, so suchten die Engländer sich die Zeit, so gut es gehen wollte, zu vertreiben. Am Feste der heiligen Jungfrau war die königliche Gruft geöffnet, wo die Gebeine des *Asfa Wusen*, Grossvaters des Sahela Selassie, ruhen. Es ist ein besonderes Gebäude nächst der St. Marien-Kirche. *Harris* schickte einen Boten an den Bischof und hat um Erlaubniss, die Gruft zu besuchen. Die Antwort fiel grob genug aus. Die Engländer, liess er sagen, wären gewohnt Kaffeh zu trinken und Tabak zu rauchen, welche mohammedanischen Gebräuche in Schoa für unchristlich gälten; das heilige Gebäude würde also durch die Füsse der »Gyptzis« nur verunreinigt werden. Dessenungeachtet wohnte die Gesandtschaft dem Gottesdienste in einer weniger feindseligen Kirche unter den fünfen, welche die Hauptstadt zählt, bei, und machte hier die landesüblichen Geschenke. Es war die Kathedralkirche *St. Michael*, wo der Monarch selbst seine Andacht zu verrichten

pflegt. Der Weg dahin führte durch tiefen Koth und am Eingange musste die Fussbekleidung abgelegt werden. Das sauere Gesicht des bigotten Priesters verwandelte sich in ein freundliches, als das mitgebrachte seidne, mit Gold gestickte Altartuch ausgebreitet wurde und die schweren Thaler ihm in der flachen Hand klingelten. Der Lohn für diese Gaben bestand in dem nichts weniger als erfreulichen Anblick des kreisrunden Innern des heiligen Gebäudes. Rohe Wände, nur theilweise mit Kalk übertüncht, erhoben sich wenige Fuss über den schwarzen Boden und das an der Decke aufgehängte Straussenei, eigentlich das Sinnbild heidnischen Götzendienstes, berührte fast die Köpfe der Engländer, als sie einer nach dem andern auf die Ehrenplätze geführt wurden. In einer weiten, mit schmutzigem Binsenrohr bestreuten Vorhalle waren »die Blinden und Lahmen« zusammengedrängt, ein Haufen schmutziger Mönche und bettelnder Miethlinge, welche allein die dem Gottesdienste beiwohnende Gemeinde vorstellten.

Nachdem der Oberpriester die grossmüthige Freigebigkeit der Fremden laut verkündigt hatte, ertheilte er seinen feierlichen Segen. Und nun begann eine Art allgemeiner Gesang, das abscheulichste Geheul, dass je in einem christlichen Tempel gehört worden seyn mag, begleitet von fast wahnsinnigen Verdrehungen der blinden Augen und von grässlichen Verrenkungen der lahmen Glieder. Diese Ar-

men werden eigens für solches Geplärr an Festtagen gemiethet und erhalten dafür jeder ein Stück schwarzes Gerstenbrod. Der Gottesdienst war hiemit zu Ende und die Engländer wurden nun zur nähern Besichtigung der Kirche herumgeführt. Die Wände waren mit einigen Schilden und mit elenden Malereien verziert, welche die *Madonna*, die *Heilige Dreifaltigkeit* im Himmel, den »*Vater des Bösen*« in der Hölle, *St. Peter* und *St. Paul*, *St. Georg* und seinen grünen Drachen, *St. Demetrius*, der den Löwen tödtet, *St. Tekla Haimanot* (einen abyssinischen Heiligen), *St. Bileam* und seine Eselin, den *Schutzpatron* des Landes und mehre andere Heiligen des abyssinischen Kalenders darstellten. Aber nirgends sah man eine Bildhauerarbeit, kein Siegeszeichen, kein Denkmahl noch eine Marmortafel, welche die Ruhestätte eines verdienten Kriegers, Staatsmannes oder Gelehrten bezeichnet hätte. In dem Allerheiligsten, welches nur der Oberpriester betreten darf, wird das heil. *Tabot*, eine Art Bundeslade, aufbewahrt, welche zu *Gondar* von einem Abgeordneten des koptischen Patriarchen geweiht worden ist. Rings um die Hülle, welche das geheimnissvolle Behältniss dem profanen Auge entzieht, hingen — vier Jagdstücke von dem englischen Maler *Alken*, die Se. Majestät, ohne zu wissen, was sie bedeuten, zum Geschenk erhalten hatte. Sie stellten das *grosse Kirchthurm-Rennen von Leicestershire* dar, und *Dick Christian*, der mit

dem Kopfe vorwärts in den Graben stürzt, war ohne Widerrede das schönste Bild in der Kirche des heil. Michael!

Während alle Volksklassen die vorgeschriebenen Fasten zum Andenken an die Himmelfahrt der heil. Jungfrau Maria streng beobachteten, verweilte der König noch in *Matschalwans*, wo er von rohen Fischen, mit Oel und Pfeffer zugerichtet, lebte. Er hält sich überhaupt für seine Person in der Regenzeit nicht gern in *Ankóber* auf, weil der Palast wegen seiner hohen Lage dem Blitz ausgesetzt ist. Der grösste Theil des Hofstaats aber befand sich in der Hauptstadt und wurde der Gesandtschaft durch tägliche Betteleien ziemlich lästig. Viele brauchten dabei allerlei Kunstgriffe. Domestiken brachten mehrmals zerbrochene Flaschen und baten mit Thränen um Geld, andere zu kaufen, weil sie sonst schwere Strafe zu erwarten hätten. Selbst einzelne Glieder der königlichen Familie schämten sich dergleichen Betteleien nicht. Sie machten den Engländern kleine Geschenke von Meth u. dgl. und wurden dafür natürlich mit brittischen Artikeln, Glasperlen, Flittergold etc. bedacht. Der König selbst machte zuletzt dem Unfug ein Ende, indem er sich seines Rechtes bediente, dass jedermann, der ein Geschenk bekommt, es ihm überreichen und um Erlaubniss bitten muss, es annehmen zu dürfen.

Wir übergehen aus Mangel an Raum die fernern Erlebnisse der Engländer während ihres Auf-

enthalts am Hofe des Königs *Sáhela Selássie*, um diesen Artikel mit einer gedrängten Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes des Königreiches Schoa zu beschliessen. Zuvor aber wollen wir noch bemerken, dass es dem Cap. *Harris* gelang, den König zur Unterzeichnung eines *Handelsvertrages mit Gross-Britannien*, welches der Hauptzweck seiner Reise war, zu bewegen. Der König hatte durch häufige Unterhaltungen mit den Engländern und durch die Geschenke derselben seine Kenntnisse von europäischer Gesittung erweitert und günstige Begriffe von derselben erhalten. Die Handmühlen waren im Palaste aufgestellt und Sklaven mussten damit arbeiten. »Jetzt kann *Sáhela Selássie* sterben« — rief er vor Entzücken aus — »diese Maschinen werden ihn überleben, nun will ich auch eine Brücke über den *Bereza* bauen und ihr sollt mir dabei mit eurem Rathe an die Hand gehen.« Gleich am nächsten Morgen wurde Hand ans Werk gelegt. Eine Menge Sklaven mussten Steine zusammentragen und sie zu Pfeilern aufthürmen. Hölzerne Pfähle und Schienen wurden darüber gelegt und in drei Tagen war die Brücke fertig. Dass sie der nächste Regen wegschwemmen würde, wollte dem Könige nicht einleuchten, und als *Harris* scherzhaft bat, Se. Maj. möge den Statthaltern befehlen, ein wachsames Auge auf den obern Lauf des Flusses zu haben, war die Antwort ein gutgelaunter Klaps auf die Schulter des kühnen Fremdlings, der es zum Erstaunen und

Schrecken der umstehenden Höflinge gewagt hatte, dem Despoten gegenüber seine Meinung so keck auszusprechen. Auch der Vorschlag wurde verworfen, eine Brücke auf Bogengewölben zu bauen, die dem Strome widerstehen würde. »Alle meine Unterthanen sind faule und dumme Esel!« rief der König. »Keiner will arbeiten, und wenn ich sie nach eurem Plane dazu zwingen wollte, so würden sie weinen und euere Namen verfluchen. Eure Getraidemühlen waren ihnen recht, weil sie den Weibern die schwere Arbeit ersparen; aber — bei dem Schatten meiner Vorfahren! — eine Brücke«! — Hier vergass der Monarch alle seiner Würde schuldige Rücksicht und fing laut zu pfeifen an.

Der König hatte nicht ganz unrecht. Mit Ausnahme der Weberei, die in einem so kalten Klima zum Leben unentbehrlich ist, giebt es kaum einen andern Manufakturzweig in Schoa. Die rohe Baumwolle, welche eben so trefflich als wohlfeil ist, wird auf die einfachste und unvollkommenste Art mit der Handspindel gesponnen und die Weberei ist von der Art, wie sie die Hindus in Ostindien betreiben. *Harris* suchte dem König, welchen er nach *Angóllala* begleitet hatte, auf alle Weise begreiflich zu machen, dass tausend mit Manufaktur-Arbeit beschäftigte Hände ein grösserer Reichthum für ihn seyn würden, als zehntausend gewaffnete Krieger, mit welchen er Feldzüge gegen die Gallas zu unternehmen pflegte. Nach mehrmaligem Kopfschüt-

teln gab der Monarch endlich nach und förderte den Gesandten auf, einen Freundschafts- und Handelsvertrag auf Pergament zu schreiben und ihm denselben zur Unterzeichnung und Besiegelung vorzulegen. Diess geschah denn auch. Der Vertrag war in beiden Sprachen, *Amharisch* und *Englisch*, mit rother Tinte auf ein grosses illuminirtes Blatt geschrieben, welches auf der einen Seite oben die heilige Dreieinigkeit, die als das Wappen von Schoa gilt, auf der andern das englische Wappen enthielt. Der König verzichtete darin auf die Beschlagnahme des Eigenthums von Fremden, die in seinem Lande sterben, schaffte das uralte Gesetz ab, welches jedem Unterthan verbot, kostbare Gegenstände (Luxusartikel) zu kaufen und zu besitzen, eben so die Beschränkungen, welchen die Unterthanen bisher in Bezug auf Reisen im Lande, Veränderung ihres Wohnorts etc. unterworfen waren. Die Unterschrift lautete: »*Sähela Selässie*, welcher ist der Negus von Schoa, Ifat und den Gallas.« Dann ward das Reichssiegel, ein Kreuz von den Buchstaben des Wortes *Jesus* eingefasst, angehängt. Alles diess geschah feierlich in Gegenwart der Grossen des Reiches, die eigens dazu nach Angolalla beschieden worden waren. Von den, den Handelsverkehr mit England betreffenden Punkten des Vertrags erwähnt *Harris* nichts. Er scheint nach Abschliessung desselben die Rückreise angetreten zu haben, über die er jedoch gleichfalls keine Nachricht giebt.

Die älteste Geschichte von *Habesch* (Abyssinien) ist in das Dunkel der mährchenhaften Sage gehüllt. *Maqueda*, die Königinn von *Ittopia* (*Aethiopien*) — sagt die Chronik *Kebra za Negest* (der Ruhm der Könige) — hatte durch den Kaufmann *Tamerin* Kunde von der Weisheit und der Grösse des jüdischen Königs *Salomo* erhalten und beschloss ihn in seinem Lande heimzusuchen. Die Folge dieses Besuchs und des nähern Umgangs mit dem Könige war die Geburt eines Sohnes, *Menilek*, welcher seinem Vater nach Jerusalem zur Erziehung geschickt wurde, von wo er später, unter dem Namen *David* zum Könige gesalbt, in Begleitung einer zahlreichen Menge vornehmer und gelehrter Israeliten nach Aethiopien zurückkehrte. Die Königinn-Mutter übergab, als sie starb, etwa 970 Jahr vor Christus Geburt, die Regierung ihrem Sohne und verordnete, dass in Zukunft kein Weib mehr regieren, und dass die Prinzen, welche nicht zum Throne gelangten, als Staatsgefangene verwahrt werden sollten, eine Einrichtung, die bis auf unsere Zeiten bestanden hat und erst vom jetzigen Negus von *Schoa* abgeschafft worden, welcher es auf Zureden des Cap. *Harris* that, in dessen Gegenwart er seinen gefangenen Brüdern die Freiheit gab.

Der Beherrscher von Aethiopien legte sich den Titel *Negus* oder *Negasch* bei und beherrschte die Küste am Indischen Ozean gegen Sofala durch einen Viceregenten, der sich *Bahr Negâsch* (König des

Meeres) nannte und zu *Yemen* residirte, welches von den ältesten Zeiten bis zur mohammedanischen Eroberung Arabiens zu Abyssinien gehörte. Die Dynastie *Menilek* trug die Krone ununterbrochen bis zum Jahre 960 nach Christus, also 1930 Jahr, als der Frieden des Reiches plötzlich erschüttert und vernichtet wurde.

Im vierten Jahrhundert war schon das *Christenthum* in Abyssinien eingeführt worden. Die *Falaschas*, Nachkommen der Juden, welche *Menilek* aus Jerusalem als Begleiter mitgebracht hatte, waren unterdessen zahlreich und mächtig geworden und erklärten sich, den Abfall von ihrem Glauben verweigernd, für unabhängig. Unter einem Könige ihres Glaubens bemächtigten sie sich der Bergvesten von *Simien* und verstärkten sich durch Ueberläufer aus Palästina und Arabien. Eine Reihe von Königen und Königinnen, stets *Gideon* und *Judith* geheissen, herrschte bis zur Mitte des zehnten Jahrhunderts, wo die schöne und geistvolle Prinzessinn *Esther* (amharisch *Iffat*, d. h. Feuer), sich vornahm, die christliche Religion und mit ihr die bestehende Regierungsform zu stürzen. Eine Seuche hatte den Negus weggerafft; *Del Naad*, der Erbprinz, war noch ein Kind und *Esther* benützte diesen Zustand der Dinge, die Bergveste *Damo* zu überfallen, wo die andern Prinzen, 500 an der Zahl, gefangen gehalten wurden. Sie brachte sie sämmtlich um und erklärte sich zur Königinn von Abyssinien.

Nur ein einziger Sprössling des alten Herrschergeschlechts war der Metzelei entgangen und von den amharischen Grossen nach der entlegenen Provinz *Schoa* gebracht worden. Die Zügel der Regierung kamen aber bald wieder in die Hände einer christlichen Familie aus *Lasta*, genannt *Zegue*, bei der sie bis ins XIII. Jahrhundert blieben. Während der Regierung des *Naakveto Laab*, des letzten aus dieser Dynastie, wurde der Mönch *Tekla Haimanot*, ein Abyssinier, zum *Abun* (Primas-Erzbischof) ernannt. Er hatte das berühmte Kloster *Debra Libanos* in Schoa gestiftet und stand durch Sittenreinheit, Geistesgaben und Patriotismus in allgemeiner Achtung. Beim Könige viel geltend, brachte er es dahin, dass dieser die ohnehin ursprünglich durch Usurpation erlangte Krone niederlegte. Die verbannte Nachkommenschaft *Menileks* hatte, mit der Herrschaft über *Schoa* zufrieden, keinen Versuch zur Erweiterung der alten Gränzen gemacht; aber durch einen jetzt abgeschlossenen Vertrag wurde *Yekweno Amlak* wieder auf den Thron seiner Väter gesetzt. *Naakreto Laab* behielt bloss *Lasta* als unabhängiges Fürstenthum, mit dem goldnen Stuhl, den silbernen Pauken und andern königlichen Insignien, während ein Drittel des Reichs auf ewige Zeiten dem Primas zur Behauptung seiner kirchlichen Würde abgetreten wurde. Diess hiess die »Aera der Theilung« und es wurde zugleich festgesetzt, dass die erzbischöfliche Würde in Zukunft

nur von einem *koptischen* Priester, der durch den Stuhl von *St. Marcus* in Kairo einzusetzen sei, bekleidet werden solle.

Dieser Zustand der Dinge dauerte bis zum XVI. Jahrhunderte, wo der Einfall des *Mohammed Graan* die gänzliche Zerrüttung des äthiopischen Reiches herbeiführte und *Schoa* nebst andern der reichsten Provinzen von den Horden der *Gallas* eingenommen und colonisirt wurde. *Nebla Dengel*, der Beherrscher von *Gondar*, fiel von der Hand des moslemitischen Eroberers. *Faris*, der Sohn *Dilbonachs*, von einer Tochter aus dem Hause Salomos, war ein Lehnsfürst (*Ras*) unter Oberherrlichkeit der Krone, in der Veste *Dair*, und erhielt von seinem Sohne *Sumbellete* einen Enkel, *Nagási*, den ersten Fürsten von *Ifát* (*Efát*). Vor der Eroberung dieser Provinz, auf welche die allmähliche Unterjochung von *Schoa* folgte, residirte er in einer Bergveste der Landschaft *Yedschau* (*Yedjow*), wo noch jetzt Abkömmlinge von ihm leben. Er begab sich zur gehörigen Zeit nach *Gondar*; um dort vom Negus, dem Oberbeherrscher Abyssiniens, förmlich in seiner Würde bestätigt zu werden. Von ihm stammte in gerader Linie, *Asfa Wusen*, der Grossvater des jetzigen Königs, welcher sich allmählich vom Negus in Gondar unabhängig machte, obschon er und seine Nachfolger denselben der Form nach als Oberlehnsherrn anerkannten. Dieses Verhältniss besteht noch jetzt. Wenn der Negus von Gondar stirbt, wird

die Krone stets auf das Haupt eines Prinzen aus dem Hause *Salomos* gesetzt, welcher sich begnügt, in der Hand eines zeitweiligen Ministers eine blosse Puppe zu seyn, den Palast in Gondar nicht verlassen darf und ein festes Einkommen von 300 Thalern nebst einigen geringen Abgaben von den Wochenmärkten in der Hauptstadt bezieht.

Sähela Selássie (»die Gnade der Dreieinigkeit«) war zwölf Jahr alt, als er nach Ermordung seines Vaters *Wusen Saggad* (*Suggud*) im Jahre 1813 (nach unserer Zeitrechnung) aus einem Kloster auf den Thron berufen wurde, um despotisch über ein rohes christliches Volk zu herrschen. Sein Vater hatte zwar nur fünftehalb Jahr regiert, aber in dieser Zeit sein Reich weit über die, unter *Asfa Wusen* bestandenen Gränzen, durch Eroberungen im Süden bis zu den Gebirgen von *Garra Gorfu* und in Westen bis an den *Nil*, ausgedehnt. Bei längerem Leben hätte er sich wahrscheinlich zum Alleinherrscher von ganz Abyssinien gemacht; aber dar Volk murrte über seinen Druck und er wurde meuchlings von einem Sklaven umgebracht. Der jetzige König hat von seiner Gemahlinn *Besabesch* (»du hast vermehrt«) zwei Söhne und vier Töchter. Ausserdem bilden den Harem 500 Concubinen, von welchen sieben im Palaste, dreizehn in der nächsten Umgebung desselben, und die übrigen in verschiedenen Theilen des Reiches wohnen. Von der zahlreichen Nachkommenschaft werden die

Söhne, insofern sie bei einer neuen Thronbesteigung nicht ins Gefängniss wandern müssen, zu Gouverneurs von Provinzen ernannt, die Töchter aber an Vasallenfürsten, Staatsbeamte und andere Grosse des Reichs verheurathet. Obschon die Krone im Hause Salomos erblich ist, so beruht die Nachfolge doch auf der Wahl des Königs und der Erstgeborne hat als solcher kein bestimmtes Recht. Der jedesmalige erstgeborne Prinz heisst *Baschach Wurad* (*Baschakh Woorud*). Der jetzige führt den christlichen Taufnamen *Hailu Mulakut* und wird in einem Kloster erzogen; aber sein jüngerer Bruder ist des Vaters Liebling und kann als der muthmassliche Thronerbe betrachtet werden. Aber auch dieser Prinz wird, dem Landesgebrauche zufolge, in einem Kloster erzogen. Jeder dieser beiden Prinzen hat einen Eunuchen, eine Aufwärterinn und eine Art Pädagogen zur Seite, welcher seine Spiele und Beschäftigungen leiten muss. Die Prinzen werden im Reiten und kriegerischen Uebungen unterrichtet, müssen vorschriftmässig dem Gottesdienste beiwohnen, fasten und beten. Im Ganzen ist ihre Erziehung die nämliche, wie bei andern abyssinischen Jünglingen, nur dass sie mehr unter mönchischem Einflusse stehen. Auf das Studium des *Gebata Hauariat* (»Tafel der Apostel«), welches die sieben Briefe des *Petrus*, *Johannes*, *Jakob* und *Juda* begreift, und das Auswendiglernen der *Psalmen Davids*, folgen die *Offenbarung Johannis*, die

Briefe des *heil. Paulus* und die *Evangelien*, und zuletzt die Legenden der *Jungfrau Maria*, der Heiligen *Georg*, *Michael*, *Tekla*, *Haimanot* etc. Da die Priester selbst nur selten schreiben können und überhaupt die Handhabung der Feder für etwas Gemeines und Unwürdiges gehalten wird, so bringen es auch die Zöglinge nicht weit in dieser Kunst. Eben so beruht ihre Kenntniss der abyssinischen *Jurisprudenz* auf der Gelehrsamkeit der Mönche. Uebrigens ist die äussere Zucht sehr streng. Ungehorsam wird mit Einsperrung und körperlicher Züchtigung bestraft, welche Letztere in Gegenwart des Königs vollzogen werden muss; und von dem Spruche überzeugt, dass »die Ruthe sparen, das Kind verderben heisst« züchtigt Se. Majestät den Schuldigen zuweilen mit eigner hoher Hand.

Zuweilen nimmt der König aus politischen Beweggründen die Tochter eines Mannes von Stande oder eines Vasallenfürsten in seinen Harem, bei welcher Gelegenheit wechselseitige Geschenke ausgetauscht werden. *Tschamie*, die Galla-Fürstinn von *Mulo Falada*, in der Nähe des Nils, gab ihrer Tochter, als sie auf diese Weise in den Harem kam, 200 Milchkühe, 100 Gespann Ochsen mit Pflügen, eine Anzahl Pferde, eine Menge Sklaven und Sklavinnen, mancherlei Thierfelle, 500 Gefässe mit Honig, und 12 Katzen, zum Schutze gegen die Mäuse, mit. Töchter von Mohammedanern und Heiden müssen

bei solchen Standeserhöhungen zum Christenthum übertreten.

Unter den königlichen Insignien ist das vornehmste das *Nugarit* oder die Pauke, welche als Sinnbild der Macht den Scepter in andern Reichen vertritt. Alle königlichen Verordnungen und sonstigen Bekanntmachungen werden dem Volke von Schoa unter Paukenschall verkündigt. Zuweilen erscheint in ihrer Gesellschaft auch die Trompete. Der Anzug des Königs *Sâhela Selâssie* ist gewöhnlich einfach und bescheiden, bei feierlichen Gelegenheiten aber prachtvoll und glänzend. Gold und Silber, für welches beides er sehr eingenommen ist und die nur er allein zu tragen das Recht hat, erscheinen an seiner Person in Form von massiven Armbändern und Ringen, so wie in der Stickerei der grünseidenen Weste. Die königliche Krone ist eine zierlich gearbeitete Tiara, mit zahlreichen in glänzenden Büscheln rings um die Stirn und das Haupt herabhangenden goldnen Ketten. Ausserdem ziert das Haupt ein Federbusch von weissen Reiherfedern.

Mit Ausnahme des Samstags in der Charwoche, wo eine grosse Versammlung in dem reichgeschmückten Hofe des Palastes gehalten wird, die Priester des Königs Kriegsthaten verkündigen und das Volk lauten Beifall zu erkennen giebt, so wie der grossen jährlichen Heerschau am Feste *Maskal*, wird gegenwärtig kein grosser Pomp am Hofe des Königs

entfaltet. Tapfere Krieger erhalten eine Art Ordenszeichen. Die vornehmsten Hausbeamten sind die Eunuchen; namentlich war der letztverstorbene Vorsteher derselben der einzige vertraute Rath des Königs, dessen Person er nie verliess. Dann folgt im Range der *Detsch-Agafari*, der Oberstkämmerer und Ceremonienmeister, durch welchen auch alle königlichen Verordnungen dem Volke bekannt gemacht werden. Die Schlüssel der königlichen Bibliothek hat der Oberpriester oder das Haupt der Kirche in Verwahrung. Das Amt des Oberschmiedts und Vorstehers der *Tabiban* (»weisen Leute,« d. h. der Handwerker) des ganzen Reichs war 1841 nebst dem Amte des königlichen Leibarztes in einer und derselben Person vereinigt. Er muss alle Arzneien kosten, bevor sie der König einnimmt und nebst dem Obersten der Leibwache, dem Oberststallmeister und dem Beichtvater stets um die Person des Monarchen seyn.

Die dem Negus von Schoa gegenwärtig unterworfenen erblichen Länder umfassen ein ziemlich vierseitiges Gebiet von etwa 150 (engl.) Meilen Länge und 90 Meilen Breite. Es wird von fünf Gebirgsketten durchzogen, deren höchste die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des *Nil* und dem *Hauasch* bilden. Die christliche Bevölkerung von *Schoa* und *Ifat* wird auf eine Million, die mohammedanische und heidnische, in den abhängigen Ländern, auf anderthalb Millionen geschätzt. Ausser den

Natural-Abgaben bestehen die königlichen Einkünfte in 80- bis 90000 teutschen (Marientheresien-) Thalern, welche hauptsächlich aus den Abgaben vom Sklaven- und andern auswärtigen Handel fliessen. Die jährlichen Ausgaben übersteigen nicht 10000 Thaler und es lässt sich denken, dass der König während seiner fast dreissigjährigen Regierung einen beträchtlichen Schatz gesammelt hat.

Fast im Mittelpunkte des Reiches, in *'Zalla Dingai*, residirt die verwittwete Mutter des Königs, welche beinahe den ganzen nordwestlichen Theil, oder etwa die Hälfte des Reiches, beherrscht, die Einkünfte ihrer Lehnsfürstenthümer aber dem Könige überlassen muss, und auch ihre Gouverneurs nur mit dessen Bewilligung einsetzen darf. Doch soll sie, wie man sagt, auf ihren Sohn einen fast unbegränzten Einfluss ausüben.

Vierhundert Gouverneurs *(Schumant)* sind vom Negus in den verschiedenen Provinzen und Städten des Landes angestellt und verwalten nebst 50 *Abagâsotsch* (»Vätern des Krieges«) oder Gränzvorstehern das Königreich und die davon abhängigen Länder. Einige wenige dieser Aemter sind erblich; die meisten aber werden verkauft und können nach Willkür wieder entzogen werden. In Kriegszeiten muss jeder Gouverneur eine Truppenmacht stellen, auch von Zeit zu Zeit dem Negus Geschenke machen. Letzterer regiert überhaupt ganz despotisch; der beste Theil alles Grundes und Bodens gehört

ihm und er verfügt über Leben und Eigenthum jedes einzelnen Unterthans nach Gutdünken. Was seine Unabhängigkeit sichert, ist der Umstand, dass sein Reich durch die ringsum liegenden Länder der *Galla*-Stämme von den zusammenhangenden Provinzen des nördlichen Abyssiniens ganz abgesondert ist. Dem *Namen* nach wird Schoa allerdings noch immer als ein integrirender Bestandtheil des grossen abyssinischen Reichs und *Sáhela Selássie* selbst nur als ein Vasall (*Ras*) des Puppen-Kaisers in *Gondar* betrachtet.

Während der Regierung des Grossvaters *Asfa Wusen* waren die unabhängigen Provinzen *Schoa* und *Ifat* von sehr unbedeutender Ausdehnung. *Morát*, *Morabeïtie*, *Giddem*, *Bulga* und andere jetzt davon abhangende Bezirke waren besondere Gouvernements, was auch jetzt noch mit *Gurágue* der Fall ist. Man darf sich nicht wundern, dass bei den ewigen Fehden der christlichen Fürsten unter einander die umliegenden *Galla's* im ungestörten Besitz der Länder blieben, welche sie vom südlichen Abyssinien abgerissen hatten. Aber kaum hatte *Asfa Wusen* den König *Zeddu*, den Usurpator von *Morabeitie* und *Morát*, unterworfen, mit dem auch die kleinern Häuptlinge fielen, als er mit vereinten Kräften auch die *Galla*-Stämme anzugreifen begann. Der noch unbefestigte Zustand der neueroberten Provinzen erlaubte ihm jedoch keine ausgedehnten Operationen, und die Bezwingung der Heiden blieb

daher ein Vermächtniss für seinen Sohn *Wusen Saggad*, dessen starker Arm nicht nur die väterliche Erbschaft zu erhalten wusste, sondern auch durch die Erwerbung von *Mugher*, am Nil, die westliche Gränze des Reichs und durch die Eroberung der *Abidschu-Wöberi-* und *Gillán*-Länder, das Gebiet bis südlich zu den Gebirgen von *Garra Gorfu* erweiterte.

Wie schon bemerkt, war seine Regierung von kurzer Dauer. In der Meinung, dass ein Knabe, der kaum zwölf Jahre zählte, unfähig wäre, seine Herrschaft zu behaupten, empörten sich die zinspflichtigen *Galla*-Stämme bei der Thronbesteigung des *Sahela Selássie*, sahen sich aber bald getäuscht. Mit Hilfe von Feuerwaffen, die er sich aus *Gondar* und *Tigré*, so wie über *Tadschura* von der Seeküste verschaffte, unterdrückte er mehre Aufstände und erfreute sich besonders mehre Jahre lang der Treue und Ergebenheit seines Feldherrn des löwenherzigen *Medóko*, der von den benachbarten Stämmen noch mehr als der König selbst gefürchtet wurde. Sämmtliche Gallas der Provinz *Schoa Meda* wurden zum Christenthum bekehrt, d. h. mussten sich taufen lassen und sich verpflichten, um den Hals das *Mateb*, eine blauseidene Schnur, zu tragen, an gewissen Tagen zu fasten, kein Fleisch von Thieren zu geniessen, welche nicht im Namen der heil. Dreieinigkeit getödtet worden, und weder mit Mohammedanern noch Heiden gemeinschaftlich zu essen.

Während seiner langen Regierung ist es des Königs Lieblingsgeschäft gewesen, die zerstreuten Reste älterer *christlicher* Bevölkerung, welche noch die ehemalige Ausdehnung des Gebiets seiner Vorfahren bezeichnen, wieder mit sich zu vereinigen. Er hat daher stets ein besonderes Augenmerk auf die Länder südlich und südwestlich gerichtet und nach und nach alle Stämme an dieser Seite des Hauaseh, wie die *Metta*, *Metscha*, *Mulo-Falada*, *Betscho-Woreb*, *Betscho-Fuguk* und *Tscharsa-Dagha* sich unterworfen *). Selbst den Hauasch hat er überschritten und sich bis zu einem gewissen Punkte die *Soddo*, an der Gränze von Gurágue, die *Karaiyo*, *Lumi*, *Dschillé* und andere noch weiter entfernte Clans, tributpflichtig gemacht. Im Norden dagegen sind die Fortschritte gering gewesen und mehre erlittene Schlappen haben von weitern Angriffen an die wilden Gebirgsbewohner abgeschreckt, nur an der nordöstlichen Seite ist es dem Könige gelungen, die *Selmi*, die *Aboti* und verschiedene andere Stämme wenigstens lehnspflichtig zu machen und dadurch die Gränze vor feindlichen Einfällen zu bewahren.

Aber wie weit auch *Sähela Selässie* die Gränzen seines Gebiets erweitert hat, so fehlt es doch

*) Mit der dem Harris'schen Werken beiliegenden Karte stimmen diese und andere Angaben nicht genau überein. Die Tscharsa-Dagha z. B. wohnen hier am *Abai* (Nil).

an wirksamen Massregeln, die Eroberungen zu befestigen. Weder Gränzfestungen noch Aussenposten sind aufgestellt. Die südlichen Gallas verweigern jetzt nur zu häufig den schuldigen Tribut und die drei gewöhnlichen kriegerischen Expeditionen, welche jährlich zur Eintreibung desselben gemacht werden, sind unvermögend, die Ruhe unter den von des Königs Vorfahren bezwungenen Stämmen zu erhalten. Der Gouverneur, oder eigentlich, was seine Gewalt betrifft, der König über alle jetzt von Schoa abhängigen südlichen Gallas ist der Abogáz *Maretsch*, welcher seinen Sitz in *Wona-Badéra*, südlich von Angóllala, hat. Anfangs ein grimmiger Feind von *Sáhela Selássie*, wurde dieser durch seine Tapferkeit berühmte Kriegshäuptling zuletzt durch Geschenke und Ehrenbezeigungen gewonnen, und hat theils durch Gewalt theils durch Güte manchem Ausbruche roher Empörung vorgebeugt. Ueber die Stämme in Westen herrscht als Gouverneur *Abba Mualle*, ehemals gleichfalls ein Feind des Königs, aber durch die Verheurathung mit einer Schwester desselben nicht nur für des Königs Interesse gewonnen, sondern auch in den letzten Jahren zum Christenthum bekehrt. *Dogmo*, der im Gebirge *Yerrar* residirt, war im Palast erzogen und hat zum Lohne seiner Ergebenheit die Hand einer natürlichen Tochter des Königs erhalten.

Im Verlage der **J. G. Calve**'schen Buchhandlung in Prag ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Albanien, Rumelien

und die

österreichisch-montenegrinische Gränze,

oder

statistisch-topographische Darstellung der Paschaliks: *Skutari, Priserend, Ipek, Toli-Monastir, Jakova, Tirana, Kavaja, Elbassan,* und *Ohrida,* so wie des Gränzdistrikts von *Budua* in Oesterreichisch-Albanien, nach eigenen Beobachtungen

von

Dr. Joseph Müller.

k. k. Kreisphysikus zu Prag, emeritirtem k. k. Sanitäts-Commissär in Albanien und Rumelien, Ehrenbürger der Stadt Budua in Dalmatien und Mitgliede vieler gelehrten Gesellschaften.

Mit einer Vorrede

von

Paul Joseph Schafařik.

Nebst einer Karte von Albanien.

gr. 8. 1844 geh. 1 fl. 40 kr. C. M., 1 Rthlr. 3 ggr.

Verbesserungen.

S.	14	Z.	4	von	unten	statt	*seinen*	lese man		*feinen*
—	42	„	12	„	„	„	*Schlüssel*	„	„	*Schüssel*
—	63	„	13	„	„	„	*nach*	„	„	*auf*
—	70	„	4	„	oben	„	*sagte*	„	„	*sagt*
—	157	„	3	„	unten	„	*Microialia*	„	„	*Microcalia*
—	177	„	11	„	„	„	*Zonne*	„	„	*Zone*
—	185	„	8	„	„	„	*Hauri*	„	„	*Kauri*
—	213	„	4	„	oben	„	*Katechetisten*	„	„	*Katechisten*
—	228	„	5	„	unten	„	*langen*	„	„	*die langen*
—	319	„	4	„	„	„	*Seredar*	„	„	*Serdar*
—	321	„	1	„	„	„	*Ueberkünfte*	„	„	*Uebereinkünfte*
—	344	„	10	„	oben	„	*lauter*	„	„	*lauten*
—	347	„	2	„	„	„	*Glasdach*	„	„	*Grasdach*
—	322	„	16	„	„	„	*Landbauers*	„	„	*Landbaues*
—	358	„	7	„	unten	„	*an*	„	„	*auf*

UNIV. OF MICH.